

SELMA STERN

Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus

Herausgegeben von
MARINA SASSENBERG

*Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts*

64

Mohr Siebeck

Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts

64



Selma Stern

Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus

Ein Beitrag zur europäischen
Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert

Aus dem Englischen übertragen,
kommentiert und herausgegeben von

Marina Sassenberg

Mohr Siebeck

Das Vorsatzblatt zeigt: 1. Porträt des Mannheimer Hoffaktors Elias Hayum (gest. 1766). Der Brief in seiner Hand trägt folgende Inschrift: „Heern/Herrn Eliaß Hayum Hochfürst: Württemb. Rath u. Münzvorstand/m Pryn/franco. Stuttgardt.“ Mannheim um 1735, The Jewish Museum New York. 2. Gebete für Jom Kippur Karan von Aaron Wolf Herlingen, Wien 1925, Bildnachweis s. S. 201.

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Stern, Selma:

Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus / Selma Stern. Hrsg.: Marina Sassenberg. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2001

(Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts ; 64)

ISBN 3-16-147662-X / eISBN 978-3-16-163596-0 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

© 2001 Leo Baeck Institut London · J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen.

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0). Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Das Buch wurde vom Conceptbüro Essen gesetzt, von Gulde-Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Großbuchbinderei Heinr. Koch in Tübingen gebunden, nach einem Entwurf von Uli Gleis in Tübingen.

ISSN 0459-097-X

DAVID SORKIN

Zum Geleit¹

Es ist an der Zeit, daß Selma Sterns *The Court Jew* – die Gabe einer deutsch-jüdischen Wissenschaftlerin an eine englischsprachige Leserschaft – im 21. Jahrhundert an deutsche Leser zurückgegeben wird, für die es ursprünglich bestimmt war und für die es geschrieben wurde. Denn dieses Werk trägt die Narben des 20. Jahrhunderts: es ist Ausdruck eines durch das Exil geprägten Lebens voller Glanz und Tragik, in dem günstige und schreckliche Umstände so zusammenwirkten, daß ein kleines Meisterwerk entstand.

Mit den Vorarbeiten zu *The Court Jew* begann Selma Stern während ihrer Forschungstätigkeit an der Berliner Akademie für die Wissenschaft des Judentums, wo sie Ermutigung und Unterstützung für ihre streng nach den Idealen der Wissenschaft ausgerichteten Studien fand. Während dieser Zeit an der Akademie nutzte sie ihren unbeschränkten Zugriff auf archivalische Quellen: buchstäblich durchkämmte sie die Archive zahlloser deutscher Länder, um jedwedes Stück zugänglichen Materials zum Thema „Hofjuden“ zu sichten. Ihre Quellenkenntnis und -beherrschung, die sie erstmals in ihrer Biographie über *Jud Süß* (1929) und vor allem in ihrer monumentalen Studie *Der preussische Staat und die Juden* (1962-1975) bewies, blieben bis heute unübertroffen.

Ihr Interesse an den Hofjuden wurde durch den damaligen Zeitgeist angeregt. Die antisemitische deutsche Rechte, einschließlich der Nationalsozialisten, vertrat als eine ihrer Hauptthesen, daß Juden in Geschichte und Gegenwart deutsche politische Institutionen korrumpiert und pervertiert hätten, gleichsam als Teil eines „Verschwörungsplans“ zur „Judaisierung“ und schließlichen Kontrolle der deutschen Gesellschaft. Mit dieser Behauptung stützte die Rechte nicht nur ihren Antisemitismus, sondern auch ihre verstiegene Forderung nach dem Umsturz des politischen Systems. Die Hofjuden dienten als Schlüsselfigur in dieser Argumentationskette, als greifbare Juden, denen man nachsagen konnte, sie hätten die ihnen anvertraute Macht mißbraucht, um die Herausbildung des modernen deutschen Staatswesens zu

¹ Deutsche Übersetzung: Esther Seidel.

beeinträchtigen. Es entstand das Bild vom Hofjuden als einem von Natur aus politischen Unruhefaktor.

Stern konzipierte ihre Arbeit zunächst als Antwort auf diese zeitgenössische Debatte. Ihre Absicht war es, einem deutschen Publikum die aufrichtige Wahrheit über die Hofjuden zu präsentieren, und zwar durch sorgfältige Forschung und bis dahin unvergleichlich kritische Anwendung von Wissenschaft. Sie schrieb im Geiste des liberalen deutschen Judentums, einer Weltanschauung, die in der Emanzipation das große Ziel gesehen hatte. Ihrem Verständnis nach hatte die Emanzipation den Juden zunächst die „Assimilation“ in die deutsche Kultur ermöglicht, später dann die „deutsch-jüdische Symbiose“, das heißt, die „Synthese zwischen zwei Welten zu vollziehen, ohne ihre Identität aufzugeben“.²

Das Jahr 1933 unterbrach gewaltsam diese Entwicklung. Selma Stern ging ins Exil, wenn auch erst 1941. Sie tauschte damit ihren Ort im Zentrum des deutsch-jüdischen Lebens (Berlin) gegen einen neuen im vormaligen Zentrum deutsch-jüdischen Lebens in Amerika: das Hebrew Union College in Cincinnati. Dort überprüfte sie ihre Ansichten und änderte die Perspektive. Es wurde ihr klar, daß die Emanzipation nicht losgelöst von der Geschichte und der Nutzen der „Symbiose“ mehrdeutig betrachtet werden konnte.³ So wurde das Trauma der Emigration zu einem geistigen Destilliergerät des Exils, mit dem sie imstande war, ihre frühere Parteilichkeit abzulegen und eine unabhängige, vielleicht sogar unvoreingenommene Meinung zu formulieren. In diesem Geist überarbeitete sie ihr deutsches Originalmanuskript und erstellte eine meisterhafte Synthese, die jetzt in deutscher Übersetzung vor uns liegt.

In den letzten Jahrzehnten hat die zunehmende Forschung zur deutsch-jüdischen Geschichte zahlreiche Monographien und Artikel über das Leben und Wirken von Hofjuden hervorgebracht, die unser Wissen erweitern und auch Einzelheiten in der Arbeit Sterns korrigieren. Und dennoch hat niemand in dem halben Jahrhundert, das seit ihrer Veröffentlichung vergangen ist, eine solche umfassende Analyse des Themas geboten. So ist denn *Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus* auf dem Weg, ein kleiner Klassiker seines Fachs zu werden, wobei wir Marina Sassenberg für ihre genaue Übersetzung und aufschlußreiche Kommentierung zu Dank verpflichtet sind. Seine Rückgabe wird gewiß von einem deutschsprachigen Publikum dankbar aufgenommen werden.

² Selma Stern, Vorbemerkung zu diesem Band, S. 2

³ Ebenda, S. 2-3.

Inhalt

| | |
|--|----|
| DAVID SORKIN | |
| Zum Geleit | v |
| Vorbemerkung | 1 |
| Einleitung | 6 |
| <p>Die Epoche des höfischen Absolutismus. Die neue Staatsauffassung. Die Idee der Staatsraison. Die Umgestaltung des Staatstypus. Der Wandel der europäischen Wirtschaft. Der Merkantilismus. Wandlung der Vorstellung vom Juden. Veränderung der rechtlichen, politischen und wirtschaftlichen Lage der Juden. Die „Judenfrage“ als politisches Problem. Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die deutschen Fürsten und ihr Verhältnis zu den Juden. Der deutsche Kaufmann. Bündnis zwischen den Fürsten und den jüdischen Unternehmern. Entstehung des Hofjudentums. Die Funktionen des Hoffaktors. Das Hofjudentum – neue und unentbehrliche Einrichtung des Absolutismus.</p> | |
| I. Der Kriegskommissar | 17 |
| <p>Die Epoche Ludwigs XIV. Die europäischen Kriege. Kaiser Leopold I. von Österreich. Seine Regierungsaufgaben. Der österreichische Staat. Der erste Koalitionskrieg. Die Ernennung Samuel Oppenheimers zum Kriegslieferanten. Seine Tätigkeit im Reichskrieg gegen Frankreich. Enttäuschungen. Seine Leistungen im Türkenkrieg und im pfälzischen Erbfolgekrieg. Schwierigkeiten. Die Haltung des Kaisers, der Feldherrn, der Beamten. Oppenheimers Unentbehrlichkeit. Sein Kredit. Kardinal Kollonitschs Versuch, ihn zu stürzen. Sein Beitrag im Spanischen Erbfolgekrieg. Ursachen seines Erfolgs. Seine Persönlichkeit. Sein Geschäftssystem. Unterlieferanten und Agenten. Oppenheimers Tod. Die Katastrophe des österreichischen Staates. Die Nachfolger Oppenheimers. Die Kriegsfaktoren der deutschen Fürsten. Israel Aron und Elias Gumperts in Preußen. Die bayrischen Faktoren Abraham Mändle und Ansel Levi. Joseph Süß Oppenheimer in Württemberg. Die risikoreiche Situation der Lieferanten. Bedeutung der jüdischen Kriegskommissare.</p> | |
| II. Der Hoflieferant | 37 |
| <p>Die deutschen Fürsten am Ende des Dreißigjährigen Krieges. Der Hof als kultureller und politischer Mittelpunkt des Landes. Die Toleranz einiger Herrscher. Luxusbedürfnis der Zeit. Die internationalen Beziehungen der Hofjuden. Der jüdische Privatbankier. Luxuswaren- und Geldhandel als Grundlage der Hoffaktorentätigkeit. Die kaufmännische Tätigkeit des Joseph Süß Oppenheimer. Der Hoflieferant Süß. Die Gumperts in Kleve. Israel Aron und Jost Liebmann als Hoflieferanten. Esther Liebmann. Moses Benjamin Wulff in Anhalt-Dessau.</p> | |

III. Der Kammeragent und Resident 57

Die deutschen Fürsten und die innere Verwaltung ihrer Länder. Die Bedeutung der Finanzen. Schwierigkeiten der Geldbeschaffung. Verwirrung im Finanzwesen. Theorien der merkantilistischen Schriftsteller. Leffmann Behrens von Hannover. Seine Persönlichkeit. Seine Laufbahn als Hof- und Kammeragent und Bankier. Die französischen Subsidien. Die neunte Kurwürde und Leffmanns politische Tätigkeit. Legenden um Berend Lehmann. Vergleich mit Jud Süß. Seine Herkunft. Der Hoffaktor des Kurfürsten von Sachsen. Die Titel der Hoffaktoren. Der Agent. Der Resident. Berend Lehmann als sächsischer Resident. August der Starke. Sein Bündnis mit Berend Lehmann. Der Kampf um die polnische Königskrone. Berend Lehmann in Polen. Die Königswahl. Der nordische Krieg. Lehmanns politische Verhandlungen. Berend Lehmann und Moritz von Sachsen. Samuel Oppenheimer als Gläubiger Österreichs. Finanzielle Leistungen. Samson Wertheimer. Seine Persönlichkeit. Seine finanziellen Transaktionen. Der Bankier und Berater der Kaiser. Die Finanztätigkeit von Emanuel Oppenheimer, Drach, Sinzheim, Reinganum und Hirschel. Wolf Wertheimers Beziehungen zum bayrischen Staat. Noe Samuel Isaak und Bayern. Die jüdischen Finanziere in den deutschen Kleinstaaten und in Frankfurt am Main. Diego und Manuel Teixeira in Hamburg. Ihre geschäftlichen und persönlichen Beziehungen zu Königin Christine von Schweden.

IV. Der Kabinettsfaktor 105

Jud Süß – der erste jüdische politische Typus der neueren Geschichte. Gestalter der politischen und wirtschaftlichen Struktur eines Staates. Karl Alexander von Württemberg als serbischer Statthalter. Regierungsantritt in Württemberg. Die Verfassung des Landes. Die Stände. Regierungsziele des neuen Herzogs. Opposition der Minister und Stände. Süß als politischer Berater. Reorganisation des Regierungswesens. Finanzpolitische Neuerungen. Das Verhältnis zwischen Karl Alexander und Süß. Intrigen der Beamten und der Hofgesellschaft. Karl Alexander und die Stände. Die Staatstheorien von Süß. Versuch der Katholisierung des Landes und der Verfassungsänderung. Oppenheimers Anteil an den revolutionären Umtrieben. Der Tod Karl Alexanders. Die Verhaftung von Süß.

V. Der Kommerzienagent 122

Der jüdische Wirtschaftsunternehmer. Staatswirtschaft. Merkantilistische Bestrebungen der Herrscher. Ihr Bündnis mit den Juden. Die Opposition der christlichen Kaufleute. Der Große Kurfürst und die preußischen Hoffaktoren. Moses Jacobsons Handelstätigkeit in Memel. Der Luxuswarenhandel der Hofjuden. Die Handelstätigkeit der Hofjuden in Sachsen. Berend Lehmann als Kaufmann. Die wirtschaftliche Tätigkeit der Hofjuden in den deutschen Kleinstaaten und Frankfurt am Main. Die Hofjuden in der Handelspolitik Friedrichs des Großen. Die Hofjuden als Faktoren der industriellen Entwicklung. Die Fabriken von Gumperts und Ulff in Berlin. Die Baumwollmanufakturen der Wulffs. Pinthus Levi aus Rathenow. Veitel Ephraim und Daniel Itzig als Fabrikanten. Die schlesischen Fabrikanten Moses Heymann und Daniel Kuh. Joseph Süß Oppenheimer und die industrielle Erschließung Württembergs. Die Bankunternehmung der Hofjuden. Die Hofjuden als Träger der Monopole.

| | |
|--|-----|
| VI. Der Münzlieferant | 148 |
| <p>Das Geld- und Münzwesen im Zeitalter des Absolutismus. Die fiskalische Geldpolitik der Regierungen. Die Rolle der jüdischen Gold- und Silberlieferanten. Die österreichischen Münzjuden. Die sächsischen Münzlieferanten. Moses Benjamin Wulff in Dessau. Joseph Süß Oppenheimer als Münzunternehmer. Israel Aron und Esther Liebmann in Preußen. Die Münzunternehmer Friedrichs des Großen. Der Siebenjährige Krieg und die Münztätigkeit Veitel Ephraims und Daniel Itzigs. Ihre Erfolge. Ihre Schwierigkeiten. Friedrich der Große als der alleinige Urheber der preußischen Geldpolitik. Der Reichtum der Münzpächter. Ihre Verluste. Beurteilung ihrer Tätigkeit.</p> | |
| VII. Der Schtadlan und Fürsprecher | 163 |
| <p>Die jüdische Gemeinde. Formen des jüdischen Gemeindelebens. Der Schtadlan. Der absolutistische Staat und die jüdische Gemeinde. Autorität und Macht des Schtadlans. Mittler zwischen Regierung und Gemeinden. Berend Levi und die Organisation der preußischen Juden im Westen. Autokratie der Hofjuden. Jost und Esther Liebmann und die Berliner Gemeinde. Drach und Kann in Frankfurt. Der Widerstand der Gemeinden gegen die Hofjuden. Seine Ursachen. Die soziale Struktur der Gemeinden. Schichtung und Gruppen. Kontroversen zwischen Hofjuden. Berend Levi und Elias Gumperts. Die Familie Model und Elkan Fraenckel. Versuche der Hofjuden, die jüdische Selbstverwaltung zu erhalten. Ihre Bestrebungen, die politische, wirtschaftliche und soziale Lage der Juden zu verbessern. Der Prozeß Eisenmenger und Samson Wertheimer. Die Ausweisung der Juden aus Wien und Manuel Teixeira. Wolf Wertheimer und die Vertreibung der Juden aus Prag.</p> | |
| VIII. Der Gemeindegründer und Mäzen | 192 |
| <p>Die Entstehung neuer städtischer Gemeinden. Die Gründung der Dresdner Gemeinde durch Berend Lehmann. Die Kasseler Gemeinde und Abraham David. Die Bedeutung Leffmann Behrens' und Michael Davids für Hannover. Die Gründung der Bayreuther, Schweriner, Münchner, Stuttgarter und Ludwigsburger Gemeinden. Die österreichischen Hofjuden und die Wiener Gemeinde. Halle und Minden. Die Entstehung der Gemeinden von Königsberg und Breslau. Die Mäzene. Synagogenbauten und Talmudhochschulen. Subvention der Studierenden. Berend Lehmann und die Neuausgabe des Talmuds. Die hebräische Druckerei des Moses Benjamin Wulff.</p> | |
| IX. Die Persönlichkeit des Hofjuden | 210 |
| <p>Die jüdische Elite. Ihr Lebensstil. Bau von Häusern. Luxus und Pracht. Religiöse Feierlichkeiten und Familienfeste. Die dualistische Existenz. Das Zeitalter der Aufklärung und die Juden. Die Epoche des Barock und die Juden. Charakter von Jud Süß. Das religiöse Empfinden der Hofjuden. Über die Unmöglichkeit einer Synthese von Judentum und Zeitgeist. Die geistige und moralische Welt der Hofjuden. Talmud und Kabbala. Spannungen und Widersprüche.</p> | |
| X. Schicksale | 233 |
| <p>Tyche. Die Wandelbarkeit des Glücks. Das Schicksal der österreichischen Hofjuden. Der Untergang von Ruben Hinrichsen, Aron Beer und Moses Kann. Die Prozesse des Moses</p> | |

Benjamin Wulff. Folter und Gefangenschaft der Enkel von Leffmann Behrens. Das tragische Geschick Berend Lehmanns und seiner Söhne. Das Ende des Ruben Elias Gumperts. Der Sturz des Elkan Fraenckel. Die Hinrichtung von Jud Süß. Der Hofjude als Sinnbild wirtschaftlichen Wandels.

MARINA SASSENBERG

Selma Stern und *The Court Jew*.

| | |
|--|-----|
| Bemerkungen zur deutschen Erstveröffentlichung | 251 |
| Dank | 261 |
| Editorische Notiz | 262 |
| Abkürzungen | 264 |
| Auswahlbibliographie | 265 |
| Personenverzeichnis | 274 |
| Ortsverzeichnis | 282 |

Vorbemerkung

Als die Verfasserin dieses Buches vor vielen Jahren begann, sich mit dem Problem der Hofjuden auseinanderzusetzen, war sie von der Überzeugung getragen, daß der Ablauf der jüdischen Geschichte sich in stetem Fortschritt vollziehe. Obwohl sie mit dem ständigen Wechsel historischer Abläufe vertraut war und darum wußte, daß auf Zeiten der Aufklärung Zeiten des politischen Konservatismus und der religiösen Intoleranz folgen und daß die irrationalen Kräfte im Menschen sich immer wieder gegen Geist und Kultur erheben, besaß sie dennoch die Gewißheit, daß Vernunft und Humanismus sich am Ende durchsetzen würden. Zwei Welten in gleicher Weise verbunden, der jüdischen und der deutschen, empfand sie die Spannung, die ein solches Verhältnis erzeugt, nicht als unauflöslichen inneren Konflikt. Vielmehr sah sie in diesem doppelten Erbe eine Bereicherung ihres Daseins und eine Erweiterung ihres Lebensgefühls. So konnte sie von einem gesicherten historischen Standpunkt aus die Hauptprobleme verfolgen, die sie beschäftigten: die Emanzipation der Juden, das heißt, den Prozeß ihrer allmählichen politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Eingliederung in den Staat und die Assimilation der Juden,⁴ das heißt, den Prozeß ihrer Selbstanpassung an Geist und Kultur der Umwelt.

Ihr besonderes Augenmerk galt der Geschichte der Hofjuden, ihren schillernden und abenteuerlichen Lebenswegen. Der jähe Wechsel von Aufstieg und Fall, die eigenwilligen Persönlichkeiten, die sich durch Tatkraft und Intelligenz, Geld und Ansehen, Zufall und Glück über ihre Glaubensgenossen erhoben, weckten das menschliche und psychologische Interesse der Biographin. Vor allem aber ging es ihr um den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg dieser Männer, der eng verbunden war mit dem Aufstieg der deutschen Staaten von mittelalterlich-patrimonialen Herrschaftswesen zu Staatswesen mit ausgeprägten Rechts- und Wirtschaftsstrukturen. Unter den einflußreichsten fürstlichen Räten befand sich manch jüdischer Finanzier,

⁴ In der neueren Forschung hat sich für dieses Verständnis von „Assimilation“ der Begriff der „Akkulturation“ durchgesetzt. Michael Brenner bringt in seiner Einleitung zum zweiten Band der Reihe *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit: Emanzipation und Akkulturation* (München 1996) auf den Punkt, warum: „Stellt man die Neudefinition des Judentums und nicht seine Selbstaufgabe in den Mittelpunkt, so erscheint für die Mehrzahl der deutschen Juden in der Tat der weniger ideologisch belastete Begriff ‘Akkulturation’ eher angebracht. Er impliziert nicht ihr einseitiges Aufgehen innerhalb der deutschen Gesellschaft, sondern den Versuch, sowohl an der jüdischen wie auch an der deutschen Kultur und Gesellschaft teilzuhaben.“ (S. 10).

dessen Interessen sich mit dem seines Fürsten und seines Staates deckten und der, gegen den Widerstand von Adel und Patriziat, dem neuen Staat den Weg bereiten half. Der andere Aspekt dieses Assimilationsprozesses war die Reaktion auf den Eintritt der Juden in die christliche Gesellschaft, das heißt, die Frage nach dem Verhalten der verschiedenen Klassen⁵, Korporationen und Organisationen gegenüber den bis dahin aus ihrem Kreis Ausgeschlossenen.

Die Verfasserin war jedoch der Meinung, daß das Problem der Hofjuden nicht nur im Hinblick auf diese politischen und sozialen Aspekte Beachtung verdiente. Sie sah in ihnen zugleich ein typisches und symbolisches Phänomen der allgemeinen jüdischen Geschichte. An ihrem Beispiel konnte man das Schicksal der europäischen Juden erkennen, die den Versuch machten, die Synthese zwischen zwei Welten zu vollziehen, ohne ihre Identität aufzugeben. Man konnte ihr Bemühen verfolgen, in die Wirtschaft und Kultur des Volkes hineinzuwachsen, dessen Teil sie geworden waren. Die Hofjuden verstand sie als Vorläufer der Emanzipation, ihre Geschichte als Frühphase dieser Bewegung.

Die Welt, in der wir leben, hat sich gewandelt, und mit diesem Wandel hat sich auch unser geschichtliches Weltbild verändert. Der völlige Umbruch aller Lebensverhältnisse hat uns neue Perspektiven gegeben. Besser als zuvor verstehen wir heute nicht nur die inneren Zusammenhänge zwischen einem sich verändernden Staat und einer sich verändernden Wirtschaft und Gesellschaft, sondern auch die Verknüpfung des jüdischen Schicksals mit diesen historischen Entwicklungen. Wir haben erlebt, wie die Veränderung einer Demokratie in eine Diktatur, einer freien Wirtschaft in eine Planwirtschaft, eines humanitären und liberalen Weltbildes in ein mittelalterliches Zerrbild die Lage der Juden dramatisch beeinflussen kann. Diese Erfahrung, dieses neue Bewußtsein zwang uns, unseren historischen Standpunkt zu revidieren, so daß wir heute die Emanzipation nicht mehr als Abschluß eines langen Prozesses verstehen, der zu einer Art Symbiose zweier nationaler Gruppen führte. Auch wenn wir uns der tiefgreifenden Folgen dieses Prozesses bewußt bleiben, der aus den Ghettojuden europäische Juden gemacht hat, so erscheint die Emanzipationszeit doch nur als eine von vielen entscheidenden Epochen der jüdischen Geschichte.

Da wir im Verlauf der Geschichte kein Prinzip gleichmäßiger und fortschreitender Entwicklung mehr erkennen, erscheint uns immer mehr, daß der ständige Wechsel das eigentliche Element geschichtlichen Lebens ist..., daß

⁵ Der Begriff „Klasse“ ist einer von zahlreichen Anglizismen bzw. Amerikanismen in Selma Sterns deutschem Manuskript. Er bezeichnet im allgemeinsten Sinn eine Gruppe, Kategorie oder Schicht und steht nicht im engen Kontext marxistischen politischen Denkens.

alles sich im Fluß befindet, daß alles stirbt, um sich immer wieder zu erneuern. In manchen Epochen ist dieses Sterben und Werden genauer zu erkennen als in anderen. Es sind dies die Zeiten des Umsturzes und des radikalen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Wandels. Solche Epochen haben nicht nur ganze Nationen umgestaltet, sondern auch das Schicksal der Juden zutiefst beeinflußt: die Zeit der Reformation, der englischen, der amerikanischen und Französischen Revolution. Auch die Epoche des Absolutismus war eine solche Periode des Umbruchs. Sie markierte den Übergang vom Imperium zum Nationalstaat, von der mittelalterlichen zur Geld- und Kreditwirtschaft, vom Traditionalismus zum Frühkapitalismus, von den scholastischen Theorien und dem kanonischen Recht zum Naturrecht, von der korporativen Gesellschaft zu einer Gesellschaft autonomer Individuen.

Wenn wir mit dieser Arbeit die Wirkung der historischen Veränderungen auf die Juden untersuchen, so ermöglicht uns dies zugleich ein besseres Verständnis der Institution des Hofjudentums, die ein Produkt jener Epoche des Übergangs und der Wende war. Denn nur jene spezifische historische Konstellation, die Zeit des höfischen Absolutismus und des Merkantilismus oder Frühkapitalismus, da man an alten Institutionen zu zweifeln begonnen und noch keine neue Welt- und Lebenskonzeption gefunden hatte, konnte eine Erscheinung wie den Hofjuden hervorbringen, der ebenso dem Mittelalter wie der Neuzeit zugewandt war. Der Jude des 19. Jahrhunderts hatte Emanzipation und Assimilation weitgehend vollzogen, die geistigen und kulturellen Werte der Umwelt in sich aufgenommen. Der Jude des Barock sah sich vor eine schwierigere Aufgabe und ein härteres Schicksal gestellt. Er wurde von niemandem geleitet, von keiner Schule, von keiner Universität und von keiner geistigen Bewegung getragen wie die Juden zur Zeit Moses Mendelssohns. Die Tore zu Erziehung und Bildung waren ihm noch verschlossen. Ohne Vorbereitung und ohne Übergang wurde er in eine Kultur gestoßen, die ihm fremder war als die Kultur der Aufklärung und die des 19. Jahrhunderts seinen Nachkommen. Zwar vermochte er noch nicht, die geistigen Werte seines Jahrhunderts zu durchdringen und sie mit den alten Werten des Ghettos zu verbinden, doch konnte er seine Energie in wirtschaftliche Leistung umsetzen. Auf diese Weise schuf er sich die materielle Grundlage für das Ringen um die politische, gesellschaftliche und kulturelle Emanzipation.

Es heißt, daß die soziale und wirtschaftliche Revolution der intellektuellen vorangeht, daß erst die materielle Situation einer Gesellschaft sich ändern muß, ehe der Mensch bereit ist für einen geistigen Neuanfang. Genau diese Aufgabe haben die Hofjuden erfüllt. Indem sie die wirtschaftliche Lage der Juden verbesserten, lockerten sie das soziale Gefüge des Ghettos und machten sie für die Aufnahme der neuen Ideen ihrer Zeit empfänglich. Ohne den

Dessauer Hofjuden Moses Benjamin Wulff hätte es keinen Moses Mendelssohn gegeben, ohne den pfälzischen Hoffaktor Juspa van Geldern keinen Heinrich Heine, ohne den Kölner Hofjuden Baruch Simon keinen Ludwig Börne. Die Berliner Hofjuden Ephraim und Itzig haben die jüdische Aufklärung des 18. Jahrhunderts vorbereitet, die österreichischen Hoffaktoren Oppenheimer, Wertheimer, Eskeles und d'Aguiar die berühmten Wiener Salons.

Jede Generation sieht ihre Vergangenheit in einem anderen Licht, da die historischen Konzepte und das persönliche Erleben jeder Generation unterschiedlich sind. Es ist die Aufgabe unserer Generation, die Vergangenheit noch einmal zu überprüfen, nicht nur weil wir neue historische Quellen entdeckt haben, die unseren Wissensstand erweiterten oder weil wir mit besseren historischen und psychologischen Methoden forschen können als frühere Generationen, sondern weil *wir im Gegensatz zu den Juden vergangener Jahrhunderte die Zeugen des Nationalsozialismus und der Ermordung unseres Volkes geworden sind.*⁶ Dies soll nicht dazu führen, in einer Art Wirklichkeitsflucht die Geschichte zu verklären. Im Gegenteil. Die Unerbittlichkeit und Tragik dieser Erfahrungen sollten uns veranlassen, unsere Vergangenheit objektiver zu betrachten als zuvor, so daß wir diejenigen Kräfte unserer Geschichte begreifen, die uns geformt und schließlich verändert haben. Vielleicht erkennen wir dann, welche von diesen Kräften in uns noch lebendig sind und als erneuernde und schöpferische Elemente fortwirken. Das Bewußtsein dieser Kräfte kann unser Schicksal nicht ändern. Aber wir können ihm etwas von seiner Schwere nehmen, indem wir unseren Weg durch die Jahrhunderte zu verstehen suchen. Ein weiser Mann hat einst gesagt: Was man versteht, das kann man auch ertragen.

Die folgende Arbeit beruht im wesentlichen auf archivalischen Studien, die in der Zeit von 1920 bis 1938 in fast allen größeren deutschen Staats-, Stadt- und Kreisarchiven durchgeführt wurden: in Ansbach, Berlin, Breslau, Darmstadt, Düsseldorf, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Halberstadt, Heidelberg, Karlsruhe, Königsberg, Koblenz, Magdeburg, Münster, Nürnberg, Stettin, Tübingen, Wolfenbüttel und Würzburg.⁷

⁶ Der Kern der Aussage wird im Englischen nur angedeutet und damit das Textverständnis entscheidend erschwert.

⁷ Die folgenden Worte des Dankes, die sich im englischen Text anschließen, und die hier nicht übernommen werden, betreffen das Zustandekommen der englischen Ausgabe. Es seien jedoch die Namen derer genannt, denen sich Selma Stern zu besonderem Dank verpflichtet fühlte, allen voran Otto Hirsch, Leo Baeck, Jacob Jacobson und Eugen Täubler. Maurice Jacobs (Jewish Publication Society), Ralph Weiman (Übersetzer), Solomon Grayzel, Franz Landsberger, sowie den Angestellten des Hebrew Union College: Frieda Englander, Moses Marx, Berta Lauter und Pauline Kolsky. Der Band ist Jacob Rader Marcus gewidmet, dem damaligen Direktor der American Jewish Archives.

Einleitung

Die Epoche, die wir als das Zeitalter des höfischen Absolutismus und Frühkapitalismus bezeichnen und die den Zeitraum vom Ende der Renaissance bis zur Aufklärung umfaßt, schuf eine neue Weltanschauung, einen neuen Menschentyp, eine neue Auffassung von Wirtschaft und Politik sowie neue Gesellschaftsformen. Die politisch und religiös einheitliche Welt, die von zwei Schwertern geschützt wurde, dem weltlichen des Kaisers und dem geistlichen des Papstes, verschwand. An die Stelle der Universalmonarchie und der Universalkirche traten einzelne, kraftvolle, miteinander rivalisierende autonome Staaten und unabhängige, einander bekämpfende Religionen und Sekten. Der alles beherrschenden Idee von der Erhaltung und Verteidigung der allein seligmachenden Kirche wurde die Idee von der Erhaltung und Verteidigung des europäischen Gleichgewichts gegenübergestellt. Die Konzeption eines absoluten, positiven Rechts wich dem Glauben an das Naturrecht, der Glaube an die Offenbarung dem Glauben an den Sieg der Vernunft. Das Ideal der Armut wurde vom Streben nach Besitz verdrängt und die auf der Lehre der Kirchenväter begründete moralische Staatsauffassung durch den Begriff der Staatsmacht, des Staatswohls und des Staatsinteresses.

Diese Idee von der Staatsräson, die für die folgenden Jahrhunderte die Ethik von der Politik trennte und dem Staat eine Bedeutung verlieh, die er bis dahin nicht besessen hatte, wurde die revolutionärste Kraft der Epoche. Fürsten und Völker, Philosophen und Staatsrechtler ordneten sich ihr unter. Sie dominierte Wirtschaft und Gesellschaft. Sie machte den Herrscher zum allmächtigen, an keine Schranken mehr gebundenen, absoluten Träger aller Gewalten und unterwarf die Bevölkerung – eine einheitliche, rechtlose Masse – dem harten Willen des staatlichen Oberhauptes. Sie trieb ihn, stets aufs Neue die eigene Größe und Macht zu demonstrieren, die identisch war mit der Größe und Macht seines Staates: durch die Ausdehnung und Ausbreitung seiner Länder, durch die Eroberung anderer Staaten und die Unterwerfung anderer Völker. Um der Staatsräson willen wurden in jenem Jahrhundert endlose, nur durch wenige Friedensjahre unterbrochene Kriege geführt, Kolonial- und Koalitions-, Devolutions- und Reunions-, Sukzessions- und Erbschaftskriege. Ein Staat wurde gegen den anderen, ein Reich gegen das andere

ausgespielt. Länder und Städte wurden vertauscht und verkauft, Kolonien veräußert, Erbschaften verpfändet, Bündnisse geschlossen und gelöst.

Um der politischen Macht willen mußte der Staatstypus verändert und neu geformt werden. Der Fürst mußte die religiöse, kulturelle und wirtschaftliche Selbständigkeit der vielgestaltigen, aristokratisch oder patrizisch regierten Gebilde, aus denen sein Territorium bestand, aufheben und sie zu einem einheitlichen Gesamtstaat zusammenschließen. Um dies zu erreichen, galt es, die gesamte Verwaltung neu zu organisieren. Mit Hilfe einer ihm ergebenden Beamtschaft, die von der römischen Rechtstheorie der unbeschränkten Macht des Staates überzeugt und mit dem modernen Naturrecht vertraut war, mußte der Fürst den ständischen Sondergewalten die Hoheitsrechte, Steuern, Zölle und Regalien entreißen und der unmittelbaren eigenen Verwaltung unterstellen.

Am tiefsten war der Bruch mit dem Mittelalter in wirtschaftlicher Beziehung. Das auf der Bibel, den Kirchenvätern und dem kanonischen Recht basierende ökonomische System wich einem aktiven und rücksichtslosen Staatskapitalismus, der von oben her durch Gesetze, Regulierungen, Konzessionen und Protektionen Handel und Gewerbe zu kontrollieren suchte. Der Merkantilismus, der in engster Wechselbeziehung zum Absolutismus stand, war der kühne Versuch, nicht nur die Probleme der Wirtschaft, sondern auch die Probleme der äußeren und inneren Politik, der Verfassung und Verwaltung zu lösen. Zu keiner Zeit hat eine volkswirtschaftliche Theorie, die gleichzeitig und im umfassendsten Sinne Staatstheorie war, in solch enger Verbindung mit der praktischen Politik gestanden, während umgekehrt die Staatspraxis die wichtigsten Grundsätze der Volkswirtschaftslehre entnahm.

Der Merkantilismus wurde als System des nationalen Ackerbaus, des nationalen Handels, der nationalen Industrie und des nationalen Geld- und Kreditwesens bezeichnet. Damit betonte man das Ringen des Staates um Macht und Selbständigkeit, nach außen und nach innen: nach außen, indem er sich wirtschaftlich und politisch gegen die anderen Staaten abschloß, nach innen, indem er die losen Verbindungen von Korporationen, Organisationen und Ständen durch einheitlich starke Körperschaften ersetzte. Um diese Selbständigkeit des Staates zu erreichen, verlangte der Merkantilismus die Steigerung des Reichtums der Nation. Zu diesem Zweck wurden Handel und Industrie gefördert, die Einwohnerzahl vermehrt, die Finanzen verbessert, die Steuern erhöht, das Münzwesen geordnet und die heimische Produktion vor fremder Konkurrenz geschützt. Das heißt, man verbot die Ausfuhr von Rohstoffen und die Einfuhr gewerblicher Erzeugnisse und unterstützte alle produktiven Kräfte, die imstande waren, Geld zu schaffen: den Kaufmann, den Gewerbetreibenden, den Fabrikanten und den Bankier. Diese neue Wert-

schätzung des Geldes, dieses Verlangen nach Gold, das den Staat reich und stark machen sollte, war das charakteristische Merkmal des Absolutismus. Der Gelderwerb wurde zur ökonomischen Staatsmaxime erhoben. Staat und Fürsten hätten die Pflicht, so lehrten die Merkantilisten, Geld zu beschaffen und es im Lande zu halten. Die Finanzkammer sei, wie sie erklärten, das Herz des Staates, die Geldzirkulation sein Blutkreislauf. Eine ebenso wichtige Rolle spielte das Bevölkerungsproblem. Den Theoretikern des Absolutismus zufolge mußte der Staat die Einwanderung fördern, und so lenkten sie die Aufmerksamkeit auf die engen Wechselbeziehungen zwischen Bevölkerung und Produktion, zwischen Einwohnerzahl und Macht eines Staates.

Dieser grundlegende Wandel der Wirtschafts- und Staatsstruktur veränderte nicht nur die Vorstellung vom Juden, sondern auch seine politische und rechtliche Lage. Wenn der Handel nicht mehr verdammt, das Zinsnehmen nicht mehr verboten und der Kaufmann nicht mehr dem Räuber und Piraten gleichgestellt wurde wie im Mittelalter, so mußten auch die jüdischen Geld- und Warenhändler mit anderen Augen als bisher betrachtet werden. Beurteilte man die Verfolgung religiöser Gruppen und Sekten als eine dem Handel schädliche Maßnahme und glaubte man, wie viele Merkantilisten dies taten, daß Spaniens Niedergang mit der Vertreibung der Juden zusammenhing und Holland seine Überlegenheit im Handel der Einwanderung von Juden verdankte, so lag eines auf der Hand: im Interesse eines blühenden Handels und einer guten Finanzwirtschaft galt es, die Ansiedlung von Juden zu fördern und weitgehende Toleranz zu praktizieren. Der mittelalterliche, der Omnipotenz der Kirche unterstellte und von ihren Rechtssatzungen abhängige Feudalstaat hatte sie als eine Gruppe ausgeschlossen, die nach seinem Verständnis ungläubig war. Das mittelalterliche Recht hatte sie als Fremde behandelt, die mittelalterliche Gesellschaft sie aus allen Berufen ausgeschlossen. Als Eigentum des Herrschers standen sie unter dessen persönlichem Schutz, für den sie hohe Abgaben zahlen mußten. Sie stellten, gleich den anderen Regalien, eine unentbehrliche Finanzquelle dar, über die der Herrscher frei verfügen, die er aber auch nach eigenem Gutdünken an die feudalen Gewalten verkaufen, verpfänden oder verhandeln konnte.

Erst das Zeitalter des Absolutismus erkannte die „Judenfrage“⁸ in ihrer eigentlichen Bedeutung. Sie wurde aus der religiösen in die staatliche Sphäre

⁸ Ohne Anführungszeichen in der deutschen Vorlage. Im vorliegenden Kontext steht der Begriff im allgemeinen Sinn „für die mit der Frage der Judenemanzipation verknüpften Problemstellungen.“ (Alex Bein, *Die Judenfrage. Biographie eines Weltproblems*, Stuttgart 1980, Bd. II, S. 4). Der Begriff „Judenfrage“ entstand erst am Ende der Epoche des Absolutismus; er tauchte erstmals um 1840 in Deutschland auf. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde er durch die Schrift Bruno Bauers „Die Juden-Frage“ (1842) bekannt, als „Problem der Eingliederung der Juden in Staat und Gesellschaft der christlichen europäischen Völker“. Rezeptionsgeschichtlich ist

versetzt und damit säkularisiert. Zum ersten Mal in der Geschichte der Diaspora wurde sie zu einem politischen Problem. Denn indem er das private Interesse dem öffentlichen unterordnete, den Adel entmachtete und eine neue Beamtenschaft einsetzte, anstelle von Söldnertruppen ein stehendes Heer bildete und die Verwaltung zentralisierte, löste der absolutistische Herrscher die alten gesellschaftlichen Bindungen und ersetzte sie durch neue und wünschenswertere aus der Sicht des Staates.

Für die Juden hatten die Elemente absolutistischer und merkantilistischer Politik ebenfalls starke Wirkungskraft, vor allem im Hinblick auf die eigenen Bindungen und Abhängigkeiten. Zum ersten Mal wies ihnen der Staat einen eigenen Platz in seiner komplizierten Sozialstruktur zu, indem er all seine Untertanen in unmittelbare Beziehung zu sich brachte. Indem er das Judenregal den Feudalherren entriß und es der Verwaltung seiner Behörden unterstellte, indem er die Rechte und Pflichten der jüdischen Steuerzahler genau abstufte, löste der absolutistische Herrscher sein mittelalterliches Verhältnis zu den Juden auf. Die Juden hörten auf, Pertinenzen des Herrschers zu sein und dessen Kammerknechte, wie sie aufhörten, der Gnade und Willkür der feudalen Gewalten preisgegeben zu sein. Von ähnlicher Wirkung war die merkantilistische Wirtschaftspolitik. Indem der Staat begann, die Juden als wichtige Faktoren seiner Handelspolitik zu betrachten, sie zur Finanzierung von Handelskompanien und Kolonien heranzog, ihnen Fabriken, Banken, Monopole und Agentenschaften anvertraute und mit ihrer Hilfe den Import und Export belebte, machte er sie zu bedeutenden Trägern der aufstrebenden Wirtschaft. Diese Tendenzen, die zur Verbesserung der Lage der Juden in Frankreich, zu ihrer Emanzipation in Holland und ihrer Rückkehr nach England führten, wurden am wirksamsten in Deutschland.⁹ Hier trat der Umschwung der Politik gegenüber den Juden am auffälligsten und sichtbarsten in Erscheinung.

*der Begriff von heftigen Gegensätzen geprägt, die Bandbreite reicht von der religionsphilosophischen Definition Martin Bubers (1909) bis zur Rückführung des Wortes als sprachliche Waffe im Vokabular der Antisemiten (Jean-Paul Sartre, 1945). Nach Theodor Herzls Schrift „Der Judenstaat, Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage“ (Leipzig und Wien 1896) wurde der Begriff auch zum Gegenstand der innerjüdischen Diskussion. Von „Nichtjuden, von Judengegnern geschaffen, [wurde er] aber dann von den Juden aufgenommen [...], als Kennzeichnung eines existierenden Problems.“ Siehe dazu auch: Jacob Toury, *The Jewish Question – a semantic approach*, Leo Baeck Institute, Year Book XI (1966), S. 85-106 und Robert Weltsch, *Die deutsche Judenfrage. Ein kritischer Rückblick*, Königstein/Taunus 1981.*

⁹ Selma Stern wählt hier wie im folgenden zumeist den Begriff „Deutschland“ sowohl in ihrer deutschen Vorlage wie in „*The Court Jew*“. Er umfaßt die politischen Grenzen des „Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation“. Selma Stern schrieb, mit wenigen Ausnahmen (z.B. „*Der Preußische Staat und die Juden*“) für eine größere, interessierte Öffentlichkeit. Es liegt deshalb nahe, daß sie sich für diese lesbare Vereinfachung entschied, die sich aus dem Textzusammenhang erschließt.

Während sich die Weststaaten unter der Führung großer Monarchen und Staatsmänner, wie Richelieu und Colbert in Frankreich, Wilhelm von Oranien in Holland und Cromwell in England, zu starken, innerlich geeinten Staaten entwickelten, deren Wirtschaft durch die Entdeckung überseeischer Länder und den Erwerb von Kolonien expandierte, war Deutschland aus dem Dreißigjährigen Krieg geschwächt hervorgegangen. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, einst der ideelle und faktische Mittelpunkt Europas, war nur noch ein Begriff, eine Chimäre, ein Skelett, dessen Teile nicht durch Nerven, sondern durch Drähte miteinander verbunden und ohne jede Bewegung waren. Der Kaiser, einst das unumstrittene, mächtige Oberhaupt, war nur noch dem Namen nach Herr dieses merkwürdigen Gebildes, das weder Republik noch Monarchie genannt werden konnte. Denn die zweihundertvierzig Gebiete der größeren bis kleinsten Territorien des Reichs hatten durch den Westfälischen Frieden volle Souveränität und Libertät innerhalb ihrer Staaten und nach außen das Recht zum Abschluß von Bündnissen mit anderen Fürsten, zu Kriegsführung und Friedensverhandlungen erhalten. Der Dreißigjährige Krieg hatte ihre Länder verwüstet, die Städte entvölkert, die Bewohner verarmt, die Kapitalien zerstört und die Wirtschaftsbeziehungen zum Ausland unterbrochen. Alle Flußmündungen waren in den Besitz der Feinde gekommen. Schweden hatte das Baltikum und Vorpommern gewonnen und beherrschte die Ostsee wie auch die Oder- und Wesermündung. Holland hatte die Rheinmündung erhalten, die Polen saßen an der Weichsel, die Franzosen am Oberrhein, die Dänen in Holstein und Oldenburg. Trotzdem versuchten die deutschen Fürsten, ihre Staaten im Sinne des Absolutismus und Merkantilismus neu zu ordnen, die verstreuten Gebiete, die ihnen durch Erbschaft, Annexion, Tausch und Krieg zugefallen waren, zu vereinheitlichen, ein stehendes Heer und eine moderne Bürokratie zu schaffen, den Anschluß an den Welthandel wiederzufinden und ihre Höfe in Abbilder Versailles' zu verwandeln. Sie haben bei diesen Bestrebungen, mit deutschem Sinn für Systematik und Organisation, dem Judenproblem ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt und es mit den Mitteln ihrer Zeit zu lösen versucht.

Im 15. Jahrhundert hatte man die jüdischen Konkurrenten aus fast allen deutschen Handelsstädten und im 16. Jahrhundert aus den meisten größeren Territorien vertrieben. Seitdem hatten sie sich in den Dörfern und kleinen Städten der Reichsritter, Bischöfe und Standesherrn, von denen sie aufgenommen worden waren, als Pfandleiher, Wechsler und Hausierer durchgeschlagen. Nur in wenigen größeren Städten wie Frankfurt, Worms, Fürth und Wien war ihnen der Aufenthalt gestattet. An den großen Finanz- und Handelsunternehmungen, die im 16. Jahrhundert zum Aufschwung der oberdeut-

schen Städte beitrugen, hatten deutsche Juden keinen Anteil. Diese Geschäfte wurden ausnahmslos von christlichen Kaufleuten betrieben.

Im 17. Jahrhundert änderte sich diese Situation von Grund auf. In den meisten deutschen Staaten und Städten wurden Juden in größerer Zahl und unter günstigen Bedingungen aufgenommen und erhielten das Recht, Gemeinden zu gründen und ihre Religion ungehindert auszuüben. Toleranzideen spielten dabei keine große Rolle. Die Motive, welche die Fürsten bewogen, Juden aufzunehmen, waren vor allem finanzieller Natur: durch die Aufnahme der Juden suchten sie ihre Länder zu „peuplieren“ und ergiebige Steuerträger zu gewinnen. Zugleich suchten sie mit ihrer Hilfe die Gilden und Zünfte zu bekämpfen und die moderne Geld- und Kreditwirtschaft zu begründen. Was auch immer das eigentliche Motiv war, so trug die neue Haltung der Fürsten doch dazu bei, die Position der Juden zu sichern.

Der deutsche Fürst jener Epoche bedurfte jedoch mehr als nur eines Wirtschaftserziehers für seine Untertanen und eines Objektes seiner Handels- und Steuerpolitik. Er bedurfte in einer Zeit, da es noch keine Wissenschaft der Staatswirtschaft und keinen öffentlichen Kredit gab, da Hof- und Staatswirtschaft noch nicht getrennt, das Steuerwesen und das Staatsbudget nicht geordnet, die staatlichen Einkünfte verpfändet und verschuldet waren, erfindungsreicher und großzügiger Finanzleute und Organisatoren, die ihm für seine staatlichen und wirtschaftlichen Experimente, für die Führung der Kriege, die Finanzierung der Heere und Hofhaltung die nötigen Geldsummen auftrieben.

Im 16. Jahrhundert hatten die oberdeutschen Kaufleute, an ihrer Spitze die Fugger, den Kaisern hohe Anleihen gewährt. Als gleichberechtigte Macht hatten sie neben ihnen gestanden und eine Zeitlang die Geschicke Deutschlands und Europas beeinflußt. Mit ihrer finanziellen Hilfe hatte Karl V. seine Wahl zum deutschen Kaiser durchgesetzt und den Gegenkandidaten Franz I. von Frankreich geschlagen. Sie waren die Geldgeber der europäischen Fürsten, des Papstes und der Kardinäle, Bergwerksbesitzer und Fabrikanten gewesen, und ihr Handel hatte die ganze damalige Welt umspannt.

Dieser kühne, unternehmerische Kaufmannstyp existierte im 17. Jahrhundert nicht mehr. Infolge der religiösen Wirren und Konflikte, vor allem aber durch die Verlegung der Handelsstraßen vom Mittelmeer, Italien und Oberdeutschland nach dem Atlantischen Ozean und dem Westen, befand sich der deutsche Handel im raschen Niedergang und war nicht mehr imstande, mit dem der Weststaaten zu konkurrieren. Aus dem stolzen und tatkräftigen Patrizier der freien Städte, der den Ausgang der Kriege und das Schicksal der Reformation entschieden hatte, war ein geist- und kapitalloser Kleinbürger geworden, der seine Kraft in kleinlichen Intrigen um städtische Ämter er-

schöpfte und die wirtschaftspolitischen Neuerungen des merkantilistischen Staates in bitterem Ressentiment bekämpfte.

Aber auch ein großer Teil der übrigen Untertanen lehnte die Einmischung des Obrigkeitsstaates in die eigenen Interessen voller Mißtrauen und Feindseligkeit ab. Während die merkantilistischen Schriftsteller und die liberalen Beamten jener Zeit sich für die Experimente des Absolutismus begeisterten, lehnten die Vertreter von Traditionalismus und Antikapitalismus die Beteiligung an staatlichen Unternehmungen ab. Sie waren Anhänger der theologischen und scholastischen Theorien des Mittelalters oder der Lutherischen Wirtschaftsethik. Sie sahen in der natürlichen Ordnung der Stände das System, in dem jeder seine von Gott bestimmte und von der herrschenden Gewalt geschützte Arbeit fand. Sie glaubten noch immer, daß Geld unproduktiv sei, daß die Vermehrung des Besitzes und das Zinsnehmen verboten und der Kredit abgelehnt werden mußte und opponierten deshalb gegen das Monopol, die freie Initiative und den freien Beruf.

Wollte der Fürst den Staat aus seiner prekären finanziellen Lage befreien, so mußte er einen Unternehmer suchen, der außerhalb der religiösen und korporativen Bindungen stand, der die wirtschaftspolitischen Fragen ebenso vorurteilsfrei und nüchtern betrachtete wie er. Dieser Unternehmer mußte zudem ein Mann sein, der den internationalen Geldmarkt genau kannte und imstande war, durch seine Beziehungen zur europäischen Großfinanz die nötigen Geldsummen aufzutreiben. Die Fugger hatte der Kaiser für ihre Anleihen mit Adelstiteln, dem Recht der Münzprägung und der Ausbeutung der Bergwerke belohnt, so daß sie monopolartig die Kupfer- und Silberproduktion in Ungarn und die Quecksilberminen in Spanien kontrollierten. Die Juden, die den Fürsten die Gelder beschafften, konnte man mit weniger kostspieligen Mitteln zufriedenstellen. Es genügte, wenn man ihnen Hof- und Kriegslieferungen übertrug, wirtschaftliche Konzessionen machte und ihre gedrückte rechtliche Lage durch die Gewährung von Sonderprivilegien und Exemtionen verbesserte. So wurde aus dem Bankier und Finanzagenten des Staates der Kriegskommissar und Hofagent und der wirtschaftliche Unternehmer. Bei dieser Betätigung blieb es aber nicht allein. Die Finanzgeschäfte, die in jener Zeit aufs engste mit diplomatischen Affären verbunden waren, brachten ihn in Beziehung zur großen Politik. Man setzte ihn für geheime Missionen ein, bei politischen Beratungen, bei Friedensverhandlungen und militärischen Operationen. Durch seine Vermittlung kaufte und verkaufte man Länder und Ämter, durch seine Finanztransaktionen erwarb man Kurfürsten- und Königskronen, durch seine Agenten Nachrichten und wertvolle Informationen. Auf diese Weise übernahm der Hofjude die Funktion eines Geheimen Agenten und Spions, eines Berichterstatters, Konsuls und diplo-

matischen Kuriers. Die Anleihen, die er den staatlichen Kassen gewährte, brachten ihn in enge Verbindung mit dem Innersten der fürstlichen Verwaltung. Der Finanzberater wurde zum Ordner des Budgets, zum Verwalter der Kassen, zum Pächter der Steuern und der Münze, zum vielseitigen Unternehmer und Förderer des heimischen Gewerbes.

Wenn wir uns heute fragen, wie es möglich war, daß ein einziger Mann zugleich den Hof mit Luxuswaren belieferte, die er in Frankreich, Italien, Holland oder auf den Messen in Deutschland einkaufte, für das Heer Munition und Proviant aus Polen, Böhmen, Mähren oder der Ukraine besorgte, Gelder auf allen Bank- und Börsenplätzen Europas auftrieb, eine umfangreiche Korrespondenz mit Geschäftspartnern und Agenten führte, die Ausgaben und Einnahmen der fürstlichen Kassen berechnete, Projekte zur Verbesserung der staatlichen Einkünfte oder des Pulver- und Salinewesens entwarf, Fabriken gründete und Waren im- und exportierte, so müssen wir bedenken, daß Groß- und Einzelhandel, Geldleihe und Fabrikation, Export und Import noch nicht differenziert und spezialisiert waren. In ähnlicher Weise hatten die großen italienischen und oberdeutschen Kaufleute der Renaissance Banken, Fabriken, Bergwerke und Handelshäuser in einer einzigen Firma vereinigt, während sie gleichzeitig die finanziellen und politischen Berater der Fürsten waren.

Wie die Bürokratie und das stehende Heer, so entwickelte sich auch das Hofjudentum im Zeitalter des Absolutismus zur unentbehrlichen Neuerung, die den Einheitsstaat und die merkantilistische Wirtschaftsform vollendete. Dies beweist die Tatsache, daß wir jüdische Hoffaktoren an fast allen Höfen und in beinahe allen Ländern Europas finden. In einem Jahrhundert, da Orthodoxe gegen Pietisten, Jesuiten gegen Jansenisten, Puritaner gegen Anglikaner, Lutheraner gegen Calvinisten kämpften, da Frankreich die Hugenotten und Österreich die Protestanten verjagte, da um des Glaubens willen dreißig Jahre lang ein zerstörender Krieg geführt wurde, spielte die Religion der Hofjuden eine untergeordnete Rolle. Österreich hatte alle Juden des Landes verwiesen, aber es wurde das Land eines Oppenheimer und Wertheimer, eines Sinzheimer, Hirschel und d'Aguilar. Sachsen, wo der dogmatischste Protestantismus in Deutschland herrschte, ein Land, das den Juden nur zur Zeit der Leipziger Messe beschränkten Aufenthalt gewährte, war gezwungen, die Hoffaktoren Lehmann, Levi und Meyer aufzunehmen. Das altlutherische Württemberg, das die Juden seit Jahrhunderten verbannt hatte, wurde der Schauplatz, an dem *Joseph Süß Oppenheimer*, später genannt „Jud Süß“¹⁰, seine

¹⁰ Den Namen „Jud Süß“ erhielt *Joseph Süß Oppenheimer* erst nach seiner Verhaftung – er wurde zum Stigma und zum Klischee, das die Nationalsozialisten später für ihren gleichnamigen Propagandafilm instrumen-

weithin sichtbare Rolle spielte. Das Ordensland Ostpreußen sah den Beginn der Tätigkeit Israel Arons, des Hoffaktors des Großen Kurfürsten. Die den Juden seit langem verschlossenen Staaten Mecklenburg, Braunschweig und Hannover erlebten den Aufstieg eines Hinrichsen, Hagen, David und Behrens. Sie waren an Höfen, die von Jesuiten beherrscht wurden wie München und Wien, sie dienten aufgeklärten und toleranten Fürsten wie dem Großen Kurfürsten und Karl Ludwig von der Pfalz, strenggläubigen Calvinisten wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen, milden Lutheranern wie den Landgrafen von Hessen, eifernden Katholiken wie den Wittelsbachern in Bayern und Pfalz-Neuburg, streitbaren Kirchenfürsten wie dem Bischof von Münster, religiös indifferenten und leichtlebigen Fürsten wie Ernst August von Hannover und Friedrich August von Sachsen und eifrigen Konvertiten wie Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg und der Königin Christine von Schweden.

Obwohl der Hofjude ein Produkt seiner Zeit war, ein Produkt der einmaligen Konstellation des höfischen Absolutismus und Merkantilismus und der Kultur des Barock, so war er doch nicht nur ein künstliches, vom Herrscher geformtes Werkzeug, ein bloßes Instrument des staatlichen Willens. Er war ein Individuum mit scharf umrissenen Zügen und ausgeprägten Eigenschaften, die erste erkennbare Persönlichkeit der neueren jüdischen Geschichte. Von den Hofjuden früherer Zeiten unterschied er sich durch die Vielseitigkeit seiner Betätigung im Bereich der Finanzen, der Diplomatie, des Handels und der Politik wie auch durch seine grenzenlose Unrast, sein Interesse an Spekulation und Tat, seine Freude am Erfolg, sein Streben nach Geld und Gewinn, seinen beruflichen Ehrgeiz und seine Anpassung an die zeitgenössische Welt in Sprache, Kleidung und Auftreten. Von den Hofjuden der Aufklärung und des 19. Jahrhunderts wiederum, die lediglich die Bankiers und die Finanzberater ihrer Fürsten waren und ihre Aufgabe in kühler Berechnung und professioneller Sachlichkeit erfüllten, unterschieden ihn seine Waghalsigkeit, seine Unbekümmertheit und seine barocke Abenteuerlust, was ihn in eine Linie stellt mit den Condottieri der Renaissance und den frühen Pionieren Amerikas.

Es heißt, der Kapitalismus sei die Herrschaft des Kapitals über den Menschen und die der ökonomischen Funktion über das menschliche Herz. In diesem Sinne war der Hofjude kein „homo capitalisticus“. Er identifizierte

talisierten. Unter diesem Namen wurde er jedoch auch zum Synonym für eine der legendärsten Gestalten des europäischen Hofjudentums – dies mag erklären, warum die Verfasserin und Süß-Biographin sich im folgenden durchweg für die ohne Anführungszeichen benutzte Formulierung „Jud Süß“ entschied.

**Kurfürstlich
Staats-
und
Stands-Calender**

Auf das gemeine Jahr

1734

Nach dem Verordnen
Aller Seiner Hof-Digni-
täten
Kurfürstlich
Kammer-
Rathes

Der Kurfürstlichen Hof-Kammer

Verordnet zu sein
Kurfürstlich
Kammer-
Rathes

30

— 0 — (0) — 0 —

Hoff-Capläne

Herr Jacobus Bernardus Bellen.
Herr Johann Jacob Bland.
Herr Christian Daniel Jerske.
Herr Johann Jacob Gehr.
Herr Johann Michael Bader.
Herr Henrich Trippelner, Cerimonialm.
Herr Joseph Weber.

Capell-Priester.

Herr Carolus Philippus Hantabern.

Capell-Diener.

Johann Michael Fritsch / mit dem Acolyth

Hoff-Medici.

Herr Philippus Ludwig Auring.
Herr Johann Conrad Moser.
Herr Michael Conrad Fiedel.
Herr Joseph Guggen.
Herr Johann Christoph Scher.

Hoff-Apotheker.

Herr Ferdinand Bader.

Hoff-Balbirer.

Herr Johann Christian / Hof-Zeug-Dir.
Herr Johann Arnold Gajel.
Herr Johann Georg Neid.
Herr Georg Philipp Wilsheim.

30

— 0 — (0) — 0 —

32

Hoff-Bibliothecarius.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke / Ca-
meral-Dir.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Herr Johann Jacob Aeschke.

Couriers.

33

— 0 — (0) — 0 —

Couriers.

Herr Robertus Hermann.

Herr Michael Wickmann.

Herr Simon Grolinger.

Herr Michael Kammmer.

Hoff-Factoren.

Jud Michael May, Ober-Hoff- und Miliz-
Factor.

Jud Jacob Hermann / Hof-Cammer- und Mi-
litz-Livrar.

Jud Emanuel Meyer, Cablett-Factor.

Jud Wolf Barthelmer / Hof-Factor.

Jud May und Moyses, Schatzkammer.

Jud Samuel Levi.

Jud Moyses David Dreyer / Hof-Factor

und Garde meubles Livrar.

Unter diesen sind gedienet auch alle andere

Hoff-Beistand Personen.

33

Der Kurfürstliche Hofkalender aus dem Jahr 1734 nennt unter anderem die Namen und Tätigkeitsbereiche der im Dienste des Fürsten stehenden jüdischen Hoffaktoren.

(Aus: LBI Year Book XXII (1977), London 1977, S. 196 gegenüber [ohne Bildnachweis])

sich stets mit seinem Dienst und stellte all seine Kapazitäten leistungsbereit und aufopfernd seinem Fürsten zur Verfügung. Diese ganz persönliche und menschliche Beziehung zwischen Fürst und Hofjude, die auf dem unbedingten Vertrauen des Herrschers und der unbedingten Hingabe und Treue des Hofjuden beruhte, wurde nicht allein durch die gemeinsamen Interessen gestärkt. Trotz der großen Unterschiede bezüglich der gesellschaftlichen Stellung, Kultur, Herkunft und Tradition, die sie voneinander trennte, lebten beide in der gleichen Isolation: der Fürst, auf Grund seiner Unnahbarkeit und Allmacht, der Hofjude auf Grund seiner Religion und Herkunft, die ihn von der übrigen Gesellschaft ausschloß.

Im Hofjuden vereinen sich manche Eigenschaften, die den modernen Unternehmer charakterisieren und ihn vom mittelalterlichen Kaufmann unterscheiden. Trotzdem blieb er ein Ghettojude, dessen Erfahrung, Bewußtsein und Schicksal ihn unlösbar mit seiner Gemeinschaft und ihrer religiösen und sozialen Ordnung verbanden. So konnte er seine privilegierte Stellung am Hofe nutzen und zum Anwalt und Fürsprecher seines Volkes werden, der das gemeindliche Leben ordnete und leitete und neue Heimstätten bereitete. Er konnte die politischen Fähigkeiten, die er sich im Staatsdienst erworben hatte, einsetzen und anstelle der Sonderrechte für wenige privilegierte Juden Gerechtigkeit für alle Juden erwirken. Diese edlen Wesenszüge des Hofjuden konnten sich zuweilen in Stolz und Hochmut, Rachsucht und Herrschsucht verwandeln; doch ist auch diese Mischung aus Gut und Böse, dieser Mangel an Stabilität und Ausgeglichenheit, für den Juden jener Epoche bezeichnend.

In dieser Zeit der staatlichen und gesellschaftlichen Umbrüche verbindet der Hofjude, selbst beiden Welten zugehörig, den Juden des Ghettos mit dem Juden der Emanzipation, den religiösen Menschen des Mittelalters mit dem rationalen Menschen der Neuzeit. Das tragische Schicksal jedoch, das viele Hofjuden teilten und das sie aus Reichtum und Glanz in Not und Verzweiflung stürzte, war weniger das Resultat eigenen Unvermögens als der Wirren der Zeit, in der sie lebten. Sie fielen als Träger einer neuen und umstürzlerischen Staats- und Wirtschaftsauffassung, gegen die sich die alten politischen Kräfte erbittert zur Wehr setzten.

I. Der Kriegskommissar

Die Epoche des höfischen Absolutismus, die etwa die Zeit von 1640 bis 1740 umfaßt, wird auch das Zeitalter Ludwigs XIV.¹¹ genannt, denn das Verständnis von Gottesgnadentum und die Gleichsetzung des Herrschers mit dem Staate fanden in der Person des französischen Königs ihre deutlichste

¹¹ Literatur: Johann Joachim Becher, Politischer Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken, 1688; W. Freiherr von Schröder, Fürstliche Schatz- und Rentkammer, 1688; Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, Bd. 1: Deutschlands politische, materielle und soziale Zustände im 18. Jahrhundert, Leipzig 1880; Gerson Wolf, Die Juden in der Leopoldstadt im 17. Jahrhundert in Wien, Wien 1864; Alfred Arneht, Prinz Eugen von Savoyen, 3 Bde., Wien² 1864; David Kaufmann, Samson Wertheimer, der Oberhoffactor und Landesrabbiner (1658-1724) und seine Kinder, Wien 1888; David Kaufmann, Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien und Niederösterreich, ihre Vorgeschichte (1625-1670) und ihre Opfer, Wien 1889; Karl Theodor von Heigel, Neue Beiträge zur Charakteristik Leopold I.: Geschichtliche Bilder und Skizzen, München 1897; Franz Freiherr von Mensi, Die Finanzen Österreichs von 1701-1740, Wien 1890; Reinhold Koser, Die Epochen der absoluten Monarchie in der neueren Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660-1789, München 1905; Otto Hintze, Der österreichische und preußische Beamtenstaat, in: Historische Zeitschrift, Bd. 86; Alfred Landau und Bernhard Wachstein, Jüdische Privatbriefe aus dem Jahre 1619 (Historische Kommission der israelitischen Kultusgemeinde in Wien (Quellen und Forschungen der Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich, Bd. 3), Wien 1911; Max Grunwald; Samuel Oppenheimer und sein Kreis. Ein Kapitel aus der Finanzgeschichte Österreichs, (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich, Bd. 5), Wien und Leipzig 1913; Israel Schwartz und Max Grunwald, Geschichte der Juden in Wien, 2 Bde., Bd. 5 der Geschichte der Juden in Wien, Wien 1913; Israel Taglicht, Nachlässe der Wiener Juden im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Finanz-, Wirtschafts- und Familiengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich, Bd. 7), Wien und Leipzig 1917; Alfred Francis Pribram, Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien, 2 Bde., (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich, Bd. 8), Wien und Leipzig 1918; Sigmund Mayer, Die Wiener Juden, Kommerz, Kultur, Politik 1700-1900, Wien und Berlin ²1918; Samuel Hugo Lieben, David Oppenheim (Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft, Bd. XIX), 1928; Majer Balaban, Das letzte Dokument der 1670 vertriebenen Wiener Judengemeinde, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. 4 (1932), S. 1-11; Hans Tietze, Die Juden Wiens, Wien 1918; Leopold Moses, Die Juden in Niederösterreich, Wien 1935; M. Braubach, Prinz Eugen von Savoyen. Historische Zeitschrift, Bd. 154, 1934; W. Cahnmann, Die Juden im Donauraum, in: Der Morgen, Bd. 11 (1935-1936); Max Grunwald, Vienna (Jewish Community Series), Philadelphia 1936; Franz Kobler (Hg.), Juden und Judentum in deutschen Briefen aus drei Jahrhunderten, Wien 1935; Josef Kastein, Jews in Germany, London 1935 [dt.: Juden in Deutschland, Wien 1935]; A. Fürst, Eine jüdische Chronik der Belagerung Wiens 1683, in: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, Bd. 81 (1937).

Ausprägung und höchste Vollendung. Die meisten europäischen Staaten wurden nach französischem Muster umgeformt: fast die gesamte höfische Welt Europas übernahm französische Kultur und Sprache, nahezu jeder europäische Monarch machte sich Zeremoniell und Etikette am Hof von Versailles zum Vorbild. Das Zeitalter Ludwigs XIV. ist aber auch die Epoche, in der Frankreich die Vormachtstellung in Europa erstrebte und in jahrzehntelangen Kriegen den Kontinent in ein Schlachtfeld verwandelte. Diese Kriege wurden zum ersten Mal mit stehenden Heeren geführt, deren Ausbildung, Unterhalt, Verproviantierung und Bewaffnung mit den neu erfundenen Geschützen und Maschinen ungeheure Kosten verursachte. Frankreichs Interesse an diesen Konflikten lag vor allem in dem Wunsch begründet, die Herrschaft der Habsburger zu brechen, die seit den Tagen Karls V. die Alte und die Neue Welt umspannte. Die Fürsten Europas verbündeten sich bald mit der einen, bald mit der anderen Partei, je nachdem, welche Geldsumme man ihnen als Dank für ihre Hilfe in Aussicht stellte und welche Größe ihr Anteil an der Kriegsbeute hatte.

Das Oberhaupt des Hauses Habsburg war Leopold I., Herrscher Österreichs, Böhmens, Mährens, Schlesiens sowie eines Teils von Ungarn und seit 1658 deutscher Kaiser. Die Regierung war dem 18jährigen – ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmten – Prinzen durch den frühen Tod des Thronfolgers völlig unerwartet und in der krisenreichsten Zeit der österreichischen Geschichte zugefallen. Der junge Monarch sah sich gänzlich unvorbereitet vor die schwere Aufgabe gestellt, mächtige Feinde im Inneren und von außen zu bekämpfen. Die innenpolitischen Widersacher waren die deutschen Fürsten, die von Frankreich, dem Garanten der deutschen Freiheit, gestützt, die obrigkeitliche Gewalt des Kaisers im Reich immer mehr zu beschränken suchten und die ungarischen Magyaren, die sich Jahr für Jahr gegen die habsburgische Dominanz in offener Rebellion erhoben. Seine äußeren Feinde waren die wiedererstarkten Osmanen, die vom Süden her gegen die Donau vorstießen und Ludwig XIV., der im Westen die österreichischen und süddeutschen Besitzungen am Rhein bedrohte. Die große Frage der Regierung Leopolds I. bestand darin, ob er die vitalen Interessen seines Staates wie auch die deutschen Reichsinteressen gegen diese Gegner behaupten konnte, das heißt, ob er imstande sein würde, den einen zu bezwingen, ohne den anderen zum Angriff zu provozieren, sich des einen zu erwehren, ohne vom anderen überwältigt zu werden. Der Sieg der Osmanen hätte den Verlust des Südostens Österreichs, des wichtigen Donauraumes, bedeutet; der Sieg der Franzosen hätte wirtschaftlich den Verlust der Maas- und Rheinmündung, politisch die unbeschränkte Hegemonie Ludwigs XIV. in Europa zur Folge gehabt.

Trotz der Unsicherheit der Lage zögerte der schwache, jeder Entscheidung ausweichende Kaiser lange, ehe er sich zum Kampf entschloß. Denn während Ludwig XIV. über die besten Diplomaten und Feldherren, über die Ressourcen einer blühenden Wirtschaft und geordnete Finanzen verfügte, befand sich Österreich in einem Zustand annähernder Auflösung. Die habsburgische Monarchie war ein Föderativverband, ihre Länder und Provinzen, die alle eine eigene Verwaltung und Verfassung besaßen, waren durch die Person des Herrschers lose miteinander verbunden. Im Ministerium bekriegte ein Staatsbeamter den anderen, eine Intrige löste die andere ab. Die Staatsfinanzen waren in heilloser Verwirrung, die Domänen, Regalien und Zölle verpachtet, die Kronjuwelen versetzt, die Beamten unzuverlässig, und jede Stellung war nur gegen Bestechung zu erhalten. Als daher Ludwig XIV. im Jahre 1666 die Niederlande angriff und gleichzeitig die Türken nach Ungarn vorstießen, blieb der Kaiser Frankreich gegenüber neutral und versuchte, nur die Osmanen aus seinen Ländern zu vertreiben. Was die Haltung Leopolds I. betraf, so brachte erst das Jahr 1673 den entscheidenden Umschwung. Ludwig XIV. hatte im Bund mit mehreren deutschen Fürsten erneut Holland angegriffen, in kurzer Zeit einige Provinzen und das rechte Rheinufer erobert. Wollte der Kaiser seine Position im Reich nicht noch weiter schwächen, so mußte er sich zu einer wirkungsvollen Tat entschließen. Indem er sich mit Spanien, Holland und Dänemark verbündete, wurde die erste große Koalition europäischer Nationen zur Bekämpfung des französischen Expansionsstrebens und zur Wahrung des europäischen Gleichgewichts geschlossen.

In dieser Zeit entschloß sich der Kaiser, Samuel Oppenheimer von Heidelberg, „Judt von Haydelberg“, wie er selbst unterzeichnete, die Versorgung der Armee mit Munition und Proviant anzuvertrauen. Es läßt sich vermuten, daß Leopold dieser Schritt nicht leichtfiel und er ihn nur auf Drängen seiner Feldherren und der Hofkammer tat, wie man das damalige Finanzministerium nannte. Denn er war geradezu besessen von den Lehren der katholischen Kirche und ständig in Begleitung von spanischen Jesuiten und bigotten Priestern. Erst drei Jahre zuvor hatte er die Juden aus Wien und Niederösterreich vertrieben und seit dieser Zeit keinem einzigen mehr den Aufenthalt in der Kaiserstadt erlaubt.

Wenn Leopold I. zu diesem Zeitpunkt einen Juden mit der wichtigen Aufgabe eines Kriegskommissars betraute, so tat er es, weil keiner der christlichen Kaufleute bereit war, dieses beschwerliche Amt zu übernehmen. Der Dreißigjährige Krieg hatte viele der großen Handelshäuser ruiniert, ihre Geschäftsverbindungen mit dem Ausland unterbrochen, das Kapital zerstört und den Kaufleuten den Mut zu waghalsigen Unternehmungen genommen.

Die Wege im Reich waren unsicher geworden: Soldaten plünderten die Fuhrwerke und die Waren verderben auf den langen Fahrten von einem Land zum anderen und von Front zu Front. Diese Umstände, verbunden mit unzähligen Zollschränken und unübersichtlichen Münz- und Maßverhältnissen, stellten keinen berechenbaren Verdienst in Aussicht. Hinzu kamen psychologische Momente aller Art, die viele Kaufleute abschreckten, sich an Kriegslieferungen zu beteiligen. Dem Kriegskommissar wurde allenthalben tiefes Mißtrauen entgegengebracht. Er war der Sündenbock, der für die Fehler der Heeresleitung, für das Versagen der Staatsmaschinerie und für die leeren Staatskassen verantwortlich gemacht wurde. Erhielt der Soldat schlechtes Essen, ungenügende Besoldung oder minderwertige Ausrüstung, so wurde dem Kriegslieferanten die Schuld dafür gegeben. Fiel die Ernte schlecht aus, hatte der Bauer wenig zu essen, so waren es die großen Getreidekäufe des staatlichen Lieferanten, die den Notstand herbeigeführt hatten. Wurde der Feldherr in der Schlacht besiegt, so war es die Nachlässigkeit des Kommissars, der Proviant und Munition nicht pünktlich besorgt hatte.

Für solche Aufgaben war es deshalb leichter, jüdische Unternehmer zu gewinnen als christliche. Jüdische Lieferanten konnten durch das Versprechen von Titeln und Privilegien gelockt oder, da sie keinerlei Rechte besaßen, durch die Druckmittel des Staates gefügig gemacht werden. Juden schienen außerdem für das Amt des Kriegskommissars geeigneter zu sein als Christen: sie standen in engem Zusammenhang mit ihren Glaubensgenossen in ganz Europa. Dies ermöglichte ihnen, in allen Ländern Agenten und Korrespondenten einzusetzen, die ihnen die benötigten Waren und wichtigen Nachrichten verschafften. Juden aus Polen, Rußland und Litauen konnten dem Kriegslieferanten auf den Messen von Breslau und Leipzig die für den Heeresbedarf unentbehrlichen Massenprodukte liefern. Jene, die in großer Zahl auf dem Lande lebten, konnten Lebensmittel aufkaufen und ihm schicken.

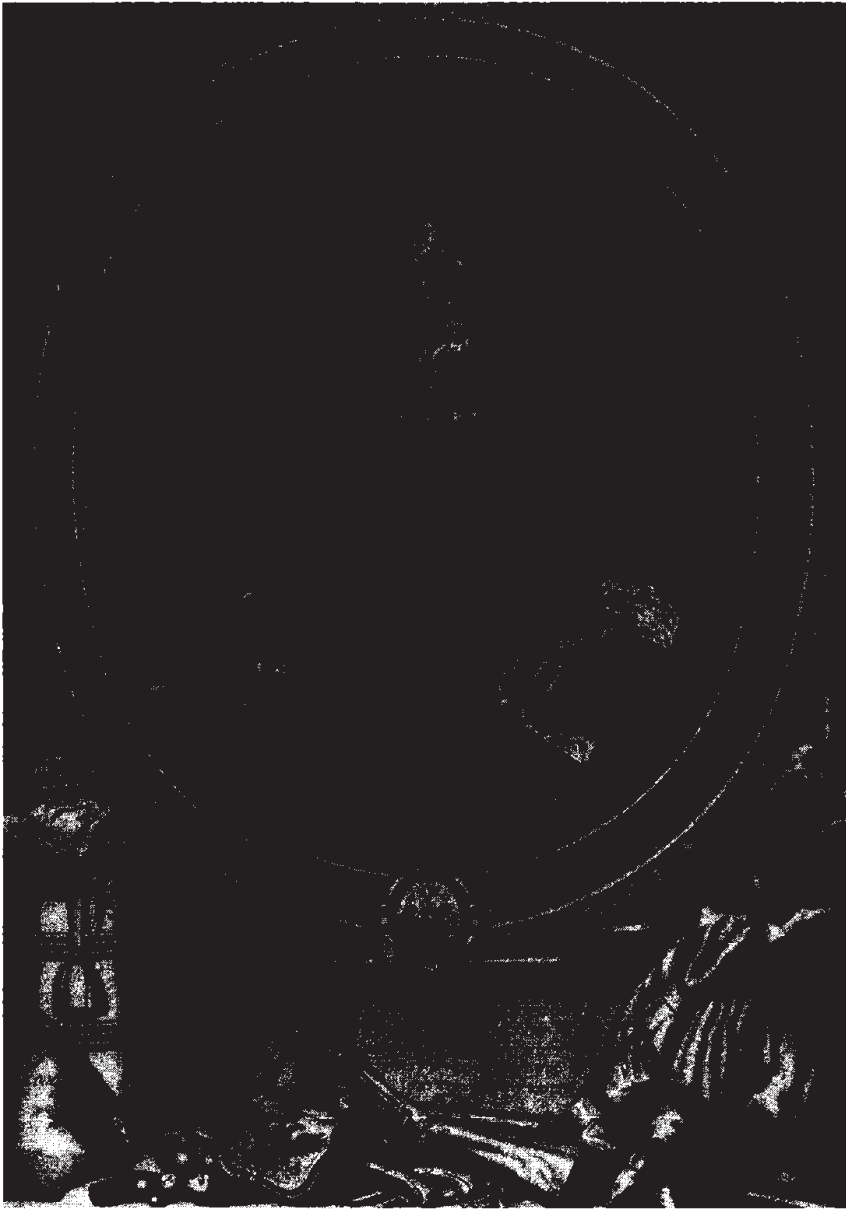
Bereits in den Kriegen der Reformationszeit waren die Dienste eines Prager Juden für Moritz von Sachsen gerühmt worden. Der namhafte Fürsprecher der Juden, Josel von Rosheim, erhielt im Jahr 1548 einen kaiserlichen Schutzbrief, weil er dem König in Frankreich Geld und Proviant verschafft hatte. Im Dreißigjährigen Krieg machten sich jüdische Lieferanten den schwedischen und kaiserlichen Heeren unentbehrlich. „Alle Juden sind Kommissarii und alle Kommissarii sind Juden“, heißt es in Moscheroschs

Roman, der „Gesichte Philanders von Sittewald“, der den Dreißigjährigen Krieg beschreibt.¹²

Als die kaiserliche Heeresleitung auf Samuel Oppenheimer aufmerksam wurde, stand er als Kammeragent und Armeelieferant im Dienste des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Er war vierundvierzig Jahre alt und kam aus einer alten und angesehenen Frankfurter Familie. Er galt als Mann von großer Ehrlichkeit und gutem Kredit, und es sprach zu seinen Gunsten, daß er in enger Beziehung zu christlichen Firmen stand. Als der Leiter des kaiserlichen Proviantwesens ihn beauftragte, im soeben beginnenden Reichskrieg gegen Frankreich (1673-1679) die Reichstruppen aus festen Magazinen mit Lebensmitteln und Munition zu versorgen, gründete er mit einigen dieser Firmen ein Konsortium, eine sogenannte Handelskompanie. Seine Aufgabe scheint er zur Zufriedenheit der Feldherren und der obersten Stellen gelöst zu haben. Er sei billig und liefere zu guten Terminen, meldete der Generalkommissär der kaiserlichen Armee nach Wien. Er sei ein Jude von Mittel und Kredit, lobte er ihn ein anderes Mal. Einige Jahre später lenkte er die Aufmerksamkeit auf seine in diesem Feldzug geleisteten nützlichen Dienste, als er Oppenheimers Forderungen an den Fiskus unterstützte.

Trotzdem endete diese erste Zusammenarbeit Oppenheimers mit dem Hause Habsburg für ihn in bitterer Enttäuschung. Er wurde zwar 1677 zum Kriegsfaktor ernannt, aber niemand in Wien dachte daran, seine Forderungen und die seiner Kompagnons zu begleichen, die sich auf 200.000 Gulden beliefen, oder die von ihm geleisteten Vorschüsse zurückzuerstatten. Der Hofkriegszahlmeister erklärte rundweg, keinen Kreuzer in der Tasche zu haben, der ohnehin schwache Kredit der Hofkammer sei durch die Anforderungen des langen Krieges völlig erschöpft. Man speiste Oppenheimer mit einigen wertlosen Anweisungen auf belastete Staatsgefälle ab, während er selbst genötigt war, seine Unterlieferanten bar zu bezahlen. Seine Gläubiger bedrängten ihn, manche drohten sogar mit Beschlagnahmung seiner Effekten. In seiner Not wandte sich Oppenheimer im Jahre 1681 mit einem persönlichen Schreiben, dem ersten, das wir von ihm besitzen, an den Kaiser persönlich. Dieser Brief, dem viele ähnlichen Inhalts folgen sollten, ist charakteristisch für den Verfasser. Er ist in einem dramatischen und drängenden Ton geschrieben, bittend und fordernd zugleich, aber ohne Unterwürfigkeit und nicht ohne Stolz auf die bisherigen Leistungen. Der Kaiser möge, so bat er, ihn nicht im Stich lassen. Er möge ihm die schuldigen Summen auszahlen,

¹² Johann Michael Moscherosch, Pseudonym „Philander von Sittewald“ (1601-1669). Der genaue Titel seines Hauptwerkes lautet: „*Visiones de Don Quevedo. Wunderliche und wahrhaffige Gesichte Philanders von Sittewald*“ Straßburg 1640-1643 (Neudruck der Ausgabe von 1642: Hildesheim, Zürich, New York 1974).



Samuel Oppenheimer (Stahlstich von Johann Andreas Pfeffel und Christian Engelbrecht, Wien 1703/1704)

Das Bild entstand nach dem Tode Oppenheimers und ist eine der frühesten Darstellungen eines jüdischen Hoffaktors. Gekleidet im typisch aschkenasischen rabbinischen Gewand seiner Zeit ist Oppenheimer zugleich umgeben von den Attributen seines weltlichen Erfolgs. Soeben hat er einen Brief an seinen Geschäftspartner Samuel Bürgl beendet: "An meinen bestell/ten Samüel Bürgl/Jüden/in/Offen"

*Vgl. Richard Cohen und Vivian B. Mann, *Melding Worlds. Court Jews and the Arts of the Baroque*, in: dies., *From Court Jews to the Rothschilds*, S. 98-99 und 208.*

(Gidal-Bildarchiv im Salomon Ludwig Steinheim Institut, Duisburg)

sonst drohe ihm der sichere Bankrott. Seit drei Jahren bemühe er sich vergebens, an den verschiedensten Orten und bei allen zuständigen Stellen sein Guthaben und das seines aus Gram verstorbenen Kompagnons einzufordern. Einer seiner Frankfurter Geschäftspartner habe bereits falliert. Sein ganzer Kredit, die Grundlage seiner Unternehmungen, stehe auf dem Spiel. Viel reichere Bankiers und Handelsherren hätten ihn und seine Geschäftsteilhaber verspottet, weil sie in Zeiten, da niemand dem Kaiser auch nur einen Kreuzer habe leihen wollen, alles aufwandten, um die Armee vor dem sicheren Untergang zu bewahren.

Obwohl ihm die Hofkammer als Antwort auf seine Bitte nichts anderes bewilligte als Anweisungen auf einige staatliche Steuern und ihm eine unbedeutende Lieferung übertrug, bot sich Oppenheimer schon ein Jahr später an, das gesamte Proviantwesen im Reich unter eigener Leitung und auf eigene Rechnung zu übernehmen. Er sei imstande, erklärte er in stolzem Optimismus, hunderttausend Zentner Mehl und jedes erforderliche Quantum Hafer nach jedem beliebigen Platze zu schaffen. Kein anderer Lieferant sei gleich ihm befähigt, zu ähnlich vorteilhaften Bedingungen Lieferungen zu übernehmen. Er wolle persönlich an Ort und Stelle sein Werk überwachen und nicht mehr wie bisher einem Vertreter die Vollmacht übergeben.

Die Weltgeschichte kam seinem kühnen Ehrgeiz entgegen. Bedeutete seinerzeit der französisch-holländische Krieg den Beginn seiner Karriere, so erreichte er jetzt durch den neuen Türkenkrieg den Gipfel des Erfolgs. Im gleichen Jahr, in dem Kara Mustapha mit seinen Truppen in die österreichischen Erblande einfiel und, das ganze Abendland bedrohend, vor den Toren Wiens erschien (1683), wechselte die Wiener Regierung ihre Haltung dem ehemaligen Lieferanten gegenüber. Während man ihn auf Grund einer Denunziation zu Anfang des Jahres in strenger Haft gehalten hatte, übertrug man ihm nun die Verproviantierung der gesamten Armee, die aus allen Teilen des Reichs herbeieilte. Wiederum hatten die christlichen Lieferanten ihre Hilfe versagt. Ein bayrischer Graf mußte abgewiesen werden, weil er unerschwingliche Preise gefordert hatte. Oppenheimer aber habe sich, berichtete die Hofkammer dem Kaiser, zu den günstigsten Bedingungen angeboten. Trotz seiner offenkundigen Genugtuung über diesen Auftrag und trotz der verbindlichen, fast demütigen Haltung der Hofkammer, verlangte Oppenheimer nun mit ruhiger Bestimmtheit, daß man ihm zuerst das alte Guthaben begleichen möge, ehe er einen neuen Kontrakt abzuschließen gewillt sei. Nun, da der Kanonendonner der türkischen Armee die Stadt erschütterte, wurden seine Forderungen erfüllt, indem man ihm die Hilfsgelder aus dem Reich und die Erträge aus sicheren staatlichen Einnahmen überwies. Der Kaiser, der vor den anrückenden Türken nach Passau geflüchtet war, genehmigte den Vertrag, obgleich

er es für gefährlich hielt, einem Juden eine solch hohe und verantwortungsvolle Position zu übertragen.

Nun begann für Oppenheimer die Zeit einer atemberaubenden Tätigkeit. Unmittelbar nach Abschluß des Kontrakts lieferte er 80.000 Zentner Mehl in die Garnison nach Linz, doch mußte er Tag und Nacht arbeiten, um soviel Hafer wie möglich aufzutreiben, damit die Kavallerie nicht durch Futternot gefährdet würde. Als die österreichischen und kaiserlichen Truppen nach der Befreiung von Wien hinter dem fliehenden Feind herjagten, schickte Oppenheimer ihnen Handgranaten und Pulver, Luntten, Pistolen und Karabiner auf Schiffen und Flößen die Donau hinab und auf Wagen und Pferden entlang den Landstraßen. Gleichzeitig besorgte er Flöße für den Transport von Truppen aus dem Reich, schaffte eine Armee aus Ungarn nach Krakau, beförderte Reiterregimenter von Braunschweig nach Böhmen und rüstete alle Festungen in Ungarn, Albanien, Siebenbürgen und Serbien aus. Seine Hauptsorge galt dem belagerten Ofen,¹³ dessen Heer er mit Proviant, Munition, Kleidung, Tabak, Leinwand und Branntwein versorgte und dem neu gewonnenen Belgrad, wohin er hundert große Schiffe, Spital- und Feldlagereinrichtungen und Materialien zum Schiffsbrückenbau sandte.

Als 1688 Ludwig XIV. den Pfälzer Erbfolgekrieg begann, war es wiederum Oppenheimer, der es unternahm, die Truppen an Rhein, Main und Donau zu verpflegen. Während er selbst den Bau einer Donauflotte anregte, setzte er gleichzeitig die vielumkämpfte, von den Franzosen stets bedrohte Festung Philippsburg in neuen Stand. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit. Er verfolgte politische Aktionen, die Bildung und Lösung von Koalitionen, informierte sich über die Art und Weise der Truppenverpflegung und die geographische Lage der Garnisonen, beobachtete gespannt die militärischen Bewegungen der Feldherren und berechnete mit nüchternem Verstand die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Regierung. Er trieb seine zahlreichen Agenten, Geschäftspartner und Korrespondenten in ganz Europa, seinen Sohn und seine Beschäftigten zu immer härterer Arbeit, zu immer größeren Leistungen an. Ob er Pulver und Tücher aus Holland, Wolle und Salpeter aus Böhmen, Waffen und Munition aus Kärnten, Spezereien aus Hamburg oder Getreide aus Bamberg bestellte: stets scheint er, von rastlosem Tun getrieben, als einer, den keine Niederlage zu Fall bringen und kein Hindernis erschrecken konnte. Mochten seine Schiffe auch havarieren, seine Waren beschlagnahmt oder beschädigt, seine Transporte aufgehalten werden, mochten Geldsendungen verlorengehen, seine Kassen sich leeren oder Gläubiger ihn bedrängen und bedrohen – nie verlor er den Mut. Man griff ihn an und ver-

¹³ *Alter dt. Name von Buda, dem westlichen Teil Budapests.*

leumdete ihn. „Boshafte, gewissenlose, passionierte Leute“, so schreibt er, suchten ihm zu schaden. Man plünderte sein Haus und vernichtete seine Geschäftspapiere; seine Angestellten, sein Sohn und er selbst verbrachten Monate im Gefängnis. Seine Waren wurden beanstandet, seine Rechnungen kontrolliert und die Bezahlung verweigert. Doch hatten diese Hemmnisse, wenn überhaupt, dann jenen Effekt, seine Schaffenslust und seinen Willen zu stärken.

Am Hofe war er der Mittelpunkt erregter Debatten. Der Kaiser hatte ein schlechtes Gewissen und duldete ihn nur widerwillig. Er erkannte zwar öffentlich an, daß Oppenheimer ihm stets in Treue gedient und sich immer willig gezeigt habe, daß er gut liefere und ohne ihn die Armee verloren gewesen wäre. Aber er hätte es lieber gesehen, wenn einem Christen und nicht einem Juden die Versorgung seiner Truppen anvertraut gewesen wäre.

Von den Generälen war es Markgraf Ludwig von Baden, der unbestechlichste und, neben Prinz Eugen, begabteste Heerführer seiner Zeit, der Oppenheimers Tätigkeit auf das Wärmste befürwortete. Er hatte im Jahr 1693 den Oberbefehl über die gesamten Truppen am Rhein übernommen. Für ihn war Oppenheimers Unterstützung um so unentbehrlicher, da ohne pünktliche Verproviantierung seine kleine Armee nicht imstande gewesen wäre, einem an Zahl und Ausrüstung weit überlegenen Gegner wie dem französischen Widerstand zu leisten. Der Markgraf hatte die schlechteste Erfahrung mit kleinen Händlern gemacht, die unmittelbar nach Lieferung ihre Bezahlung verlangten; er betonte daher am Wiener Hofe immer wieder, daß man nur bekannte Großkaufleute mit Kapital oder unbeschränktem Kredit wie Oppenheimer als Lieferanten gebrauchen könne. Er bat wiederholt, man möge Oppenheimer mit der Einrichtung eines Magazins beauftragen, durch das die Armee gegen Barzahlung ihre Vorräte sichern könne. Denn dieser liefere bessere Waren und zu günstigeren Bedingungen als die bürgerliche Kaufmannschaft. Während diese sich in den meisten Fällen ablehnend verhalte, habe Oppenheimer, oft zu seinem eigenen Schaden, jeden Auftrag übernommen. Ohne seine Hilfe wäre alles zu Grunde gegangen. Er verdiene daher, daß man ihm die Kontrakte halte.

Auch die Beamten der Hofkammer, die sich schon 1670 der Ausweisung der Juden aus Wien widersetzt hatten, da sie durch den Ausfall der Steuern und den Abbruch jüdischer Handelstätigkeit unwiederbringlichen Schaden für Staat und Wirtschaft befürchteten, versuchten wiederholt, Oppenheimer gegen verleumderische Angriffe zu schützen. Sie drängten den Kaiser, ihn pünktlich zu bezahlen und warnten ihn, den Andeutungen seiner jüdenfeindlichen Umgebung Gehör zu schenken. Wer Oppenheimer vernichten wolle – und damit auch seine christlichen Untergebenen – der breche zugleich dem

Kaiser die Treue. Man könne es bedauern, daß er die gesamten Lieferungen an sich gezogen habe. Allein, solange nicht Christen den Willen und die Kraft hätten, das gleiche zu leisten, müsse man sich derjenigen bedienen, die helfen könnten und wollten.

Während die Generäle und hohen Beamte Oppenheimer den Weg zu ebnen suchten, wurde seine Lage äußerst kritisch, als 1692 Kardinal Kollonitsch, der Verfolger der Protestanten und Juden,¹⁴ als Präsident an die Spitze der Hofkammer trat. Überzeugt, daß die Juden ein „schädliches Unkraut“¹⁵ seien, das entfernt werden müsse, traf er sofort Vorbereitungen, Oppenheimers Monopolstellung zu brechen und ihn durch andere Lieferanten zu ersetzen. Genau zu dem Zeitpunkt, da in vielen Teilen des Reichs die Landesherren den Bauern verboten, ihr rasch zur Neige gehendes Getreide zu verkaufen und Oppenheimer größte Schwierigkeiten der Lebensmittelbeschaffung hatte, gab Kollonitsch einigen kaiserlichen Kommissaren, hauptsächlich einem gewissen Vogel, den Auftrag, unter Umgehung des Hoflieferanten die Rheinarmee des Markgrafen von Baden zu verproviantieren. Diese Maßnahme lag nicht nur in der Judenfeindschaft des Kardinals begründet – militärische und politische Gegensätze zwischen ihm und dem Markgrafen spielten dabei auch eine Rolle. Damit suchte Kollonitsch beide zu treffen, den Juden wie auch seinen Freund und Beschützer, der vom Kaiser unbeschränkte Vollmacht zu Abschlüssen mit Oppenheimer erhalten hatte.

Markgraf Ludwig von Baden, von dem der englische Gesandte einmal sagte, er rede wie ein Diktator, war nicht der Mann, der eine solche Provokation ohne Widerspruch hinnahm. Er stellte sofort Oppenheimer seinen eigenen Kredit zur Verfügung und drohte unmißverständlich, den Oberbefehl niederzulegen und in englische Dienste zu gehen, falls man seinen jüdischen Lieferanten ausschalte. Oppenheimer habe alle ihm aufgetragenen Geschäfte bislang gut und pünktlich erledigt, während Vogel nur Verwirrung und Uneinigkeit verursache und unfähig sei, ein solches Projekt durchzuführen.

Im Jahr 1697 unternahm Kollonitsch noch einmal den Versuch, sich durch Reformen im Proviantwesen der Juden zu entledigen und übertrug das Lieferungsgeschäft dem Bischof von Würzburg. Dem Kaiser versicherte man,

¹⁴ Bereits 1637 hatte Graf Leopold Karl Kollonitsch (1607-1686), der 1686 Kardinal wurde, die Juden „der Aufsaugung der Reichtümer, der Verbreitung der Pest, Anfeindung der christlichen Religion von Stadt und Land“ beschuldigt und Kaiser Ferdinand III. im Jahr 1637, unmittelbar nach dessen Regierungsantritt, um die „Ausweisung aller Juden auf ewige Zeiten“ gebeten. (zit. nach: Erika Weinzierl, *Der österreichisch-ungarische Raum*, in: *Kirche und Synagoge. Handbuch zur Geschichte von Christen und Juden*, hg. von Karl-Heinrich Rengstorf und Siegfried von Kortzfleisch, Bd. 2, München 1988, S. 484.

¹⁵ Keine Anführungszeichen im Original.

daß er durch die Tätigkeit des Bischofs einige hunderttausend Gulden einsparen könne. Auf diese Weise, schrieb der Kardinal, würde der Einkauf in Zukunft nicht mehr durch Juden und untreue Proviantbeamte, sondern durch Christen und redliche Lieferanten erfolgen. Oppenheimer, der gerade in diesen Wochen auf der Leipziger Messe eine Summe von 70.000 Gulden in bar zu zahlen hatte, wurde der Vertrag gekündigt.

Diesmal wartete er nicht, bis andere für ihn Partei ergriffen. Seine Kreditwürdigkeit, die Grundlage seiner weitverzweigten Unternehmungen, seine Ehre und sein Name standen auf dem Spiel. Er erinnerte die Hofkammer an das ihm gegebene Wort und protestierte zornig gegen die Schurken, die ihn in den Ruin trieben. Er eilte zu den ihm wohlgesinnten Beamten der Regierung und beschwor sie, das Unheil von ihm abzuwenden. Doch weder von seiten der kaiserlichen Beamten noch von seiten des Markgrafen Ludwig wurde eine Intervention notwendig. Schon nach fünf Tagen war Oppenheimer wieder in seine alten Rechte eingesetzt. Der Bischof von Würzburg hatte seinen Auftrag nicht erfüllt, denn ohne Bargeld – die Hofkammer hatte ihm das Geld nicht vorschießen können – war er nicht in der Lage, die Lieferungen zu übernehmen.

Die Jahre zwischen 1697 bis zu seinem Tod im Jahr 1703 waren für Samuel Oppenheimer ein „Taumeln am Rande des Abgrunds“. Die Friedensschlüsse von Ryswick und Karlowitz, die 1697 den Krieg mit der Pfalz und 1699 den Türkenkrieg beendeten, bildeten nur den Auftakt zu einem neuen und längeren Krieg, der räumlich ausgedehnter und in seiner Wirkung entscheidender war: dem Spanischen Erbfolgekrieg. Dreizehn Jahre lang kämpfte der Kaiser in diesem Krieg mit Ludwig XIV. um das spanisch-italienische Erbe, das heißt darum, ob Europa in Zukunft unter die Herrschaft der Habsburger oder der Bourbonen fallen sollte.

Der Heerführer, der sich auf österreichischer Seite größte Verdienste erwarb, war der glänzendste Held des 18. Jahrhunderts: Prinz Eugen von Savoyen. Von 1701 bis 1703 verteidigte er in Norditalien die Österreicher gegen die Franzosen, wäre aber beinahe in diesem Konflikt unterlegen, weil es den Truppen am Allernotwendigsten fehlte: an Blei und Pulver, Wagen und Pferden, Verpflegung und Sold. Durch die langen Kriege war die Schuldenlast des österreichischen Staates so sehr gewachsen, daß man oft nicht mehr imstande war, Kuriere zu schicken, weil man ihre Reisekosten nicht bezahlen konnte. Die Offiziere gäben ihr wenig Geld her, um den Soldaten Schuhe und Strümpfe zu beschaffen, schrieb Eugen 1702 nach Wien, viele Bettler führten kein solch erbärmliches Leben wie sie. Ein anderes Mal prophezeite er, der Thron des Kaisers sei in Gefahr. Wenn es so weiterginge, würde das Zepter Leopolds Hand entfallen, und die Monarchie wäre am Ende. Wie schon im

Pfälzer und Türkenkrieg, so wandte man sich auch diesmal in der Stunde der Not an Oppenheimer, nachdem sogar das verbündete England die Zahlung von Subsidien verweigert hatte.

Oppenheimer war jedoch nicht mehr derselbe wie einst. Die Hofkammer schuldete ihm Millionen. Die Anweisungen auf Länder, die er, wie er klagte, Stück für Stück eintreiben mußte, deckten bei weitem nicht die von ihm zu zahlenden Leistungen. Oft hatte er kein Geld, um seine Lieferanten oder den Transport der Waren, geschweige denn den eigenen Haushalt zu bezahlen. Wiederholt bat er den Kaiser, ihn aller weiteren Lieferungen zu entbinden, da er völlig verschuldet sei und bereits seinen Gläubigern aus dem Weg gehen müsse. Eine häßliche Intrige – man unterstellte ihm die Absicht, selbst Hofkammerpräsident zu werden und klagte ihn des versuchten Sturzes von Kardinal Kollonitsch an – hatte zunächst mit seinem Freispruch geendet. Die Gefangenschaft des berühmtesten Kaufmanns seiner Zeit, die Beschlagnahme seiner Korrespondenz und seines persönlichen Eigentums, hatte nicht nur für große Unruhe in europäischen Geschäftskreisen gesorgt. Sie hatte auch seinen seit Jahren angespannten Kredit geschwächt und seine durch die fieberhafte Tätigkeit angegriffene Gesundheit ruiniert.

Trotz allem brachte er es fertig, die Armeen in Italien, in Tirol, in Ungarn, am Rhein und an der Donau zu versorgen. „Alles kam in seine Hand“, melden zeitgenössische Kriegsberichte, „die Aufstellung des Proviantfuhrwesens mit Ochsenbespannung, die Nachschubremontierung, die Getreidelieferung, die Pulver- und Projektillieferung, die der Fuhrwesenspferde etc.“

Zweifelloos lag Oppenheimers Erfolg letzten Endes in seiner Persönlichkeit begründet, seiner genialen kaufmännischen Fähigkeit, seinem einzigartigen Organisationstalent und seiner unerschöpflichen Energie. Tatsächlich hatte er, wie es in einer Eingabe heißt, oft Übermenschliches für den Kaiser geleistet.¹⁶ Aber diese Eigenschaften hätten zu nichts geführt, hätte er es nicht verstanden, sich mit einem Netz von zuverlässigen Agenten, Beamten und Lieferanten zu umgeben. Sie saßen an allen wichtigen Handelsplätzen Europas und versahen ihn mit Nachrichten und Waren, während er ihnen dafür Patente und Pässe, Kontrakte und Monopole, Leibzoll- und Steuerbefreiungen, vor allem aber die Handels- und Niederlassungserlaubnis in Städten verschaffte, in denen sie als Juden seit Jahrhunderten nicht geduldet wa-

¹⁶ In einem Brief an den Grafen Harrach (1699) schreibt Oppenheimer, „...daß, solange er in Wien lebe, er fast jedes Jahr zwei Armeen, welche gegen die Franzosen und die Türken im Felde standen, mit Proviant, Mehl, Hafer, Remonten [jungen Militärpferden; M. S.] und Rekrutengeldern versorgte, die ganze Munition, Proviantwagen, Pferde und Ochsenbespannung lieferte, so daß nirgends ein Abgang zu bemerken war.“

ren. Zum Teil dienten ihm die Mitglieder seiner eigenen weitverzweigten Familie als Gehilfen und Vertreter.

Sein ältester Sohn Emanuel, seit frühester Jugend in alle Geschäfte des Vaters eingeweiht und dessen rechte Hand, war sein Generalbevollmächtigter im Reich. In Frankfurt am Main, Zwischenhandelsplatz für Geschäfte mit England, Holland und den Ostseeländern, der Schweiz, Österreich und Ungarn und Mittelpunkt des Militärlieferungsgeschäfts, beschäftigte er seine beiden Schwiegersöhne Emanuel Drach und Löb Deutz zur goldenen Kanne, seinen Enkel Moses Samuel Oppenheimer und seinen Vetter Herz zum weißen Schwan. In Heidelberg arbeitete sein Bruder Moses für ihn, Hoffaktor des Pfälzer Kurfürsten; in Hannover der Verwandte Leffmann Behrens und sein eigener Sohn Wolf; in Italien sein Enkel Löw Oppenheimer, in Amsterdam und Kleve Mitglieder der mit ihm verschwägerten Familie Gumperts.

Daneben waren für ihn bekannte Hofjuden tätig: der Resident Aron Beer in Frankfurt, der Kurpfälzer und Kurmainzer Hoffaktor Löw Sinzheim, den er mit einer Enkelin verheiratet hatte, der Bamberger Hofjude Moyses Isaak, der kaiserliche Münzlieferant Lazarus Hirschel, die Ansbacher Hofjudenfamilie Model, der bayrische Hoffaktor Samuel Ullmann, den er seinen wichtigsten Korrespondenten nannte und für den er die Niederlassungserlaubnis in der Freien Reichsstadt Augsburg erwirkte, die bis dahin Juden versperrt geblieben war.

Als Samuel Oppenheimer im Jahr 1703 nach kurzer Krankheit starb, führte sein unerwarteter Tod den österreichischen Staat in ernste Bedrängnis. Jenes Jahr war sicherlich das kritischste in der Regierung Kaiser Leopolds I. Denn der Kredit des Staates, der eng mit dem Kredit Oppenheimers verbunden war, erlitt ungeheure Einbußen, zumal der Kaiser gerade in diesem Augenblick über den Nachlaß seines Hauptkriegslieferanten den Konkurs verhängte. Im Urteil des scharfsichtigen Gundaker von Starhemberg¹⁷ war dies ein so „grundverderblicher Streich“¹⁸, daß sich Frankreich nichts Besseres gegen den Kaiser hätte ausdenken können. Der Tod Oppenheimers, klagte Prinz Eugen, bedeute neue Verwicklung. Alle Kaufleute seien so sehr in diese Angelegenheit verstrickt, daß sie in keinen Vertrag eintreten wollten. Er persönlich würde lieber in einem Dorf Ungarns schwarzes Brot essen als dieses Leben noch länger führen. Der Oppenheimersche Konkurs bewirke, so

¹⁷ Gundaker Thomas Graf Starhemberg (1663-1745). Vgl. dazu auch Brigitte Holl, *Hofkammerpräsident Gundaker Thomas Graf Starhemberg und die österreichische Finanzpolitik der Barockzeit, 1703-1715* (Archiv für österreichische Geschichte 132), Wien 1976.

¹⁸ Keine Anführungszeichen im deutschen Manuskript.

grollte auch der Markgraf Ludwig von Baden, daß man nirgends mehr Geld oder Kredit finden könne.

Nichts ist bezeichnender für die mangelnde innere Konsolidierung des österreichischen Staatswesens und für das wirtschaftliche Chaos dieser Übergangszeit, als die Tatsache, daß in einer Periode der größten Gefahr die Versorgung und Besoldung der über halb Europa verstreuten Truppen von einem einzigen Mann und nicht von einer staatlichen Einrichtung abhängig geworden war. Nichts ist aber auch bezeichnender für die Unentbehrlichkeit und Bedeutung der Stellung, die Oppenheimer eingenommen hatte, als die Tatsache, daß gleich nach seinem Tod die österreichische Staatsverwaltung gründlich reformiert wurde. Das heißt, man versuchte der Zerrüttung im Heeres- und Finanzwesen entgegenzusteuern und die beiden obersten Behörden, den Hofkriegsrat und die Hofkammer, umzugestalten. Prinz Eugen, als Staatsmann und Politiker ebenso begabt wie als Feldherr, trat selbst an die Spitze des Hofkriegsrats, dem das ganze Militärwesen unterstellt war.

Die Reorganisation der obersten Verwaltungsbehörden beseitigte indessen nicht den Bedarf an Kriegslieferanten. Im Gegenteil. Im Spanischen Erbfolgekrieg, dem territorial ausgedehntesten Krieg jener Epoche, mußten nicht nur die Heere des Kaisers und die Truppen der vorderen Reichskreise versorgt werden, sondern auch die Kontingente der Kurfürsten von der Pfalz, Mainz, Trier, Hannover, Sachsen. Daneben benötigte man militärischen Nachschub, um abtrünnige Fürsten zu unterwerfen, wie den ehrgeizigen Max Emanuel von Bayern und seinen Bruder, den Erzbischof von Köln, die sich eng mit Ludwig XIV. verbündet hatten.

Oppenheimer, der alle Operationen persönlich geleitet und seine Unterlieferanten und Agenten von seiner Person abhängig gemacht hatte, wurde durch eine Anzahl von Lieferanten ersetzt, die, teils miteinander verbunden, teils unabhängig voneinander, die Verproviantierung der Armeen besorgten. Die Leitung der Oppenheimerschen Firma übernahm Samuels ältester Sohn Emanuel, der seine Fähigkeiten bereits unter Beweis gestellt hatte, zusammen mit seinem jüngeren Bruder Wolf. Die Hofkammer lobte wiederholt Emanuels Ehrlichkeit und Pünktlichkeit, während Markgraf Ludwig von Baden den unermüdlichen Eifer von Wolf Oppenheimer anerkannte.

Aber dem milden, maßvollen Emanuel fehlte die kühne Verwegenheit und Instinktsicherheit des Vaters. So überrascht es kaum, daß der martialische Markgraf Samuel Oppenheimer seine Freundschaft anbot, während der edle und gesittete Prinz Eugen sich eher Emanuel verbunden fühlte. Samuel nutzte in autokratischer Art seine Unterlieferanten als Werkzeuge und schlug auf diese Weise alle Mitbewerber aus dem Felde. Emanuel hingegen machte in der Regel mit ihnen als gleichberechtigten Partnern gemeinsame Sache.

Manche Lieferung während des Spanischen Erbfolgekrieges und im letzten Türkenkrieg (1716-1719) unternahm er allein; die meisten aber, besonders die Verpflegung der Armeen am Ober- Mittel- und Niederrhein, an der Donau und in Ungarn führte er zusammen mit den früheren Unterlieferanten Simon Michael, Lazarus Hirschel, Emanuel Drach, Wertheimer, Schlesinger und Spitzer durch. Häufiger beteiligten sich nun auch christliche Kaufleute wie der judenfeindliche badische Kammerrat Mohr von Mohrenfeld am Lieferungsgeschäft. Damit war das Monopol der Firma Oppenheimer gebrochen. Die einstigen Mitlieferanten Emanuels wurden immer unabhängiger, gründeten mit ihren Verwandten eigene Unternehmungen, während zunehmend auch Neulinge ins Lieferungsgeschäft eintraten und sich in Firmen und Verbänden zusammenschlossen.

So verproviantierte Lazarus Hirschel im Jahr 1709 die Armeen in Ungarn, Italien und Siebenbürgen; Herz Lehmann, ein Bruder des sächsischen Residenten Berend Lehmann, beteiligte sich gemeinsam mit seinen Kompagnons Abraham Spitz und Isaak Nathan Oppenheimer an einer großen Proviantlieferung in Ungarn; Abraham Ulm aus Pfersee verschaffte 1712 zusammen mit Löw Sinzheim den Regimentern in Katalonien Pferde und Proviant; Simon Michael aus Preßburg lieferte, wie die Hofkammer bezeugte, trotz eines gefährlichen Aufstandes in Ungarn und der fast unmöglich gewordenen Wagenbeschaffung, gegen geringen Preis 12.000 Zentner Mehl in die belagerten Festungen Raab, Ofen und Komorn. Hätte er es nicht getan, so hätte sich die Besetzung der Städte den Türken ergeben müssen.¹⁹

Neben diesen kaiserlichen Hofjuden versorgten auch die Faktoren der kleineren deutschen Fürsten die Armeen des Reichs. Der Würzburger Hofjude Secklein war seit 1706 Naturalienlieferant des Bamberger Kontingents der Reichstruppen und wurde 1712 Lieferant des gesamten fränkischen Kreises. In Frankfurt am Main, wo die jüdische Gemeinde in traditionell enger Beziehung zu den Wiener Glaubensgenossen stand, verproviantierten die Firmen Isaak Löb Goldschmidt zur Wanne und die Gebrüder Isaak und Samuel Stern zur goldenen Kanne die Festung Philippsburg in den Jahren 1703, 1709 und 1711, während der Hoffaktor des Kurfürsten von Pfalz-Neuburg, Lazarus

¹⁹ Der kaiserliche Burgauische Schutzjude Heinrich David aus Buttenwiesen schaffte zu einem Truppentransport Flöße nach Preßburg, sandte Bettzeug und Branntwein nach Tirol und versorgte unter Lebensgefahr während des bayrischen Bauernaufstandes im Jahr 1705 die kaiserlichen Truppen mit Proviant, Wagen und Pferden. – Als während der Belagerung von Freiburg im Jahr 1713 der Lieferant Mohr von Mohrenfeld die Armee im Stich ließ, eilten ihr auf Bitten des Prinzen Eugen zwei Juden aus Philippsburg, Israel Joseph und Cosman Levi, zu Hilfe und bewahrten die Truppen, die fast zwei Wochen ohne Brot, Hafer und Fourage gewesen waren, vor dem drohenden Hungertod.

von Geldern, ein Vorfahr Heinrich Heines, im Auftrag und in Vertretung des kaiserlichen Faktors Marx Schlesinger die Verpflegung im Reich besorgte.

Es würde zu weit führen, im einzelnen die Lieferantentätigkeit der Hofjuden in den übrigen deutschen Staaten zu beschreiben. Sie ähnelte weitgehend derjenigen der österreichischen Hofjuden. Israel Aron, der erste in Ostpreußen und Brandenburg zugelassene Jude, diente wirksam und mit großem Eifer dem Großen Kurfürsten, der an allen europäischen Verwicklungen teilnahm, als Armeelieferant. Der Bankier Elias Gumperts aus Kleve setzte für

dense“ stand, die br herbei gleichz Erzbischof Münster Holland zahl die Auerbach Alexand Ausbruc treidelief ner. Im sischen l Kriegsko ßen kämpf gen Preuß zehntelang vallerie, ab und Holz besonders vi aus Schn bel ausgerü

Überall mäßig versu setzen. Die

200 Years of Academic Publishing

lange vernachlässigten Festungsplätze am Rhein in teinen, Holz, Palisaden und Getreide und schaffte für Truppen Montur, Munition, Beköstigung und Sold ben Elias führte das Amt des Vaters fort und kam provediteur dem Kurfürsten von Sachsen und dem u Hilfe. Dem rastlosen und streitbaren Bischof von hard von Galen, der bald für, bald gegen England, kämpfte und es wagte, mit seiner geringen Truppen überfallen, lieferte sein Hoffaktor Abraham Isaak die Munition. Der württembergische Herzog Karl h Süß Oppenheimer, dem legendären Jud Süß, bei anzösischen Krieges die gesamte Kriegs- und Ge offung der Zelte für die Infanterie und die Drago erreichischen Erbfolgekrieges, der beiden Schle Siebenjährigen Krieges finden wir die jüdischen bayrischen Armee, die bald mit, bald gegen Preu gegen Österreich, mit Österreich und Sachsen ge war es Abraham Mändl aus Kriegshaber, der jahr Kurfürsten fast die gesamte Ausstattung der Ka tronen, Flintriemen, Mehl und Hafer, Heu, Stroh Elias, der Hofjude des Kurfürsten von der Pfalz, zischen Agenten Seligmann Löb und Anselm Le : undankbare Aufgabe, die unterernährte, misera bezahlte deutsche Reichsarmee zu versorgen.²² das gleiche Schauspiel wie in Österreich: regel len auszuschalten und sie durch Christen zu er ir Mißstände verantwortlich gemacht, die zum

²⁰ David Ka

²¹ Bei dem im

²² Paul Sund Finanzarchiv, Bd

identhal, Die Familie Gomperz, Frankfurt am Main 1907. *sfeld“ handelt es sich vermutlich um einen Druckfehler.*

Hochfinanz und der bayrische Staat im 18. Jahrhundert, in: . 1-44, Teil 2, S. 1-50.

großen Teil in der fehlerhaften Organisation des Verpflegungswesens und in der Bestechlichkeit und Unzuverlässigkeit der staatlichen Beamten ihre Ursache hatten. In Bayern wurde 1758 beschlossen, einem adligen General-entrepreneur mit dem Titel eines Generalprovianddirektors die Leitung des Proviand- und Munitionswesens anzuvertrauen. Doch schon nach kurzer Zeit sah man sich gezwungen, ihn wegen Unterschlagung vorgestreckter Gelder und seinen Nachfolger wegen Inkompetenz zu entlassen. Um aber die Klagen über die jüdischen Lieferanten abzustellen, wurde ein Christ dem Namen nach zum sogenannten Hauptadmodiateur gemacht, während das eigentliche Lieferungs-geschäft, hauptsächlich in den Jahren 1760 bis 1762 in den Händen von Ansel Levi und Seligmann Löb aus Schnaittach lag.

Der Oberstleutnant von Seyboldsdorff bat im Namen der Offiziere und Mannschaften seines Kontingents den bayrischen Kurfürsten, er möge die beiden Juden mit der Brot- und Fouragelieferung betrauen, da sie die zuverlässigsten Lieferanten weit und breit seien. Der Kommandant der Reichsarmee, Norawitzky, bezeugte im Jahr 1760, daß Ansel Levi und Seligmann Löb zu aller Zufriedenheit die Lieferungen besorgt hätten, obwohl man ihnen unter allen Admodiateurs den geringsten Preis bewilligt habe. Während andere Lieferanten die Armee unter kritischen Umständen im Stich ließen, hätten die Levi und Löb die Truppen auf ihrem Marsch in Feindesland begleitet und sich dabei großen Gefahren ausgesetzt.

Für den Historiker, dessen Aufgabe es ist, die Tatsachen der Geschichte sine ira et studio zu betrachten und gegeneinander abzuwägen, stellt sich die Frage: War der jüdische Commissarius, wie Zeitgenossen und Kritiker ihn beschrieben, der rücksichtslose Ausbeuter, der die Not der Soldaten ausnutzte, um sich einen exorbitanten Profit zu sichern? Oder war er, wie andere behaupteten, der unentbehrliche Rückhalt des Herrschers, dem er bedingungslos diente? Hatte er uneigennützig den Staat vor dem Niedergang bewahrt, während die eigentlichen Stützen des Throns, der Adel und die Kirche, ihre Fürsten fallen ließen?

So zweifelhaft der Ruf des Lieferungs-geschäfts auch sein mochte, so lag er im Wesen des Geschäfts als solchem begründet. Auch christliche Lieferanten, wie Mohr von Mohrenfeld, der sächsische Graf von Bolza und Heinrich Carl Schimmelmänn, der bedeutendste Lieferant Preußens im Siebenjährigen Krieg, entgingen nicht der Verachtung der Bevölkerung. Es ist bezeichnend, daß die vornehmsten Hofjuden wie Leffmann Behrens, Samson Wertheimer und Moses Benjamin Wulff sich selten und dann nur widerwillig am Lieferungs-geschäft beteiligten und von ihm keinen Gewinn erwirtschafteten.

Schon in Friedenszeiten galt der Handel mit Massenartikeln wie Getreide, das dem Kaufmann entweder großen Gewinn oder großen Verlust brachte,

als riskantes Unternehmen. In Kriegszeiten hing ein erfolgreicher Feldzug zum großen Teil von der Ausrüstung und Ernährung der Truppen ab, so daß die Gewandtheit und Umsicht des Lieferanten eine beinahe ebenso große Rolle spielten wie das strategische Geschick des Feldherrn. War die Heeresleitung auf die Pünktlichkeit und Tüchtigkeit des Kriegskommissars angewiesen, was nicht selten passierte, so konnte er die Höhe der Preise nach Gutdünken bestimmen. Auf der anderen Seite trug der Lieferant in der Hoffnung auf Gewinn ein ebenso großes Verlustrisiko. In den Verträgen, die er mit der Heeresleitung abschloß, haftete er gewöhnlich mit seinem gesamten Vermögen für die Ausführung der Kontrakte. Dabei übernahm er jegliches Risiko: Oft verlor er durch feindliche Überfälle den gesamten Transport. Oft verdarben seine Frischwaren durch Überschwemmung, Feuer oder Schikanen der Zollbeamten. Oft hatte er schwere Verluste durch die Münzwirren im Reich, die zu zahllosen Prozessen führten, durch die schwankenden ausländischen Währungen und den bei jeder Grenzüberschreitung unumgänglichen Geldwechsel. Joseph Süß Oppenheimer klagte wiederholt über die großen Schwierigkeiten, denen er ausgesetzt war. Statt Gewinn erwarteten ihn nur Verdruß, Geldverlust und Schaden.²³ Die Lieferung werde ihm so schwer gemacht, daß er infolge einer Intrige seiner Vorgesetzten 185.000 Gulden verloren habe.

Ein weiterer Grund für den schlechten Ruf des Lieferungsgeschäfts war die Bestechlichkeit der staatlichen Beamten. In der Regel erteilten sie den Lieferungsauftrag nur gegen ein Bestechungsgeld. Samuel Oppenheimer mußte sich einmal vor Abschluß eines Vertrages verpflichten, sich nicht mehr mit korrupten Beamten einzulassen. Oft kam es vor, daß Konkurrenten sich wie bei einer Auktion gegenseitig überboten oder daß ein Kommissar den anderen verdrängte, indem er für einen Lieferungsvertrag eine höhere Summe anbot als verlangt worden war.

Von all diesen Feindschaften, Intrigen, Zurücksetzungen und Demütigungen, denen der Kriegslieferant ausgesetzt war, ahnte die Mehrheit der Bevölkerung nichts. Sie sah nur die verachteten Juden, die man erst vor kurzem aus dem Land vertrieben hatte und die nun zurückgekehrt waren als vornehme Herren, die Sprache des Landes sprechend, nach der Mode der Zeit gekleidet, mit Ministern, Politikern und Feldherren verkehrend, in schönen Häusern wohnend, in denen man sagenhafte Schätze vermutete. Die Menschen litten unter der Last unerträglicher Steuern und Abgaben, ihre Geschäfte lagen danieder, ihre Äcker waren verödet, ihre Häuser durch die Waffen der Feinde zerstört. Ihre Soldaten hungerten und froren und waren ohne

²³ Württembergisches Staatsarchiv Stuttgart, Kriminalprozeßakten Jud Süß, Bde. 20, 23, 44, 66, 80.

Sold und Montur. Der absolutistische Fürst, der die Kriege plante und durchführte, die Steuern erhob und eintrieb und sich um das Los seiner Soldaten wenig kümmerte, war seinen Untertanen weit entrückt – unnahbar und unfehlbar wie Gott. Ihm waren sie zu blindem Gehorsam verpflichtet. Der Jude aber, der in ihrer Mitte wohnte, war erreichbar. Er war ein Mensch wie sie, nur schwächer und verwundbarer. Führte er auch einen Titel, eine Position erhielt er nicht; er diente den Mächtigen, aber er blieb ohne Macht; er besaß Sonderrechte, aber kein Bürgerrecht. Wen konnte es verwundern, daß sich die angestaute Wut der Massen gegen den Mann entlud, den sie für all ihre Lasten und Leiden verantwortlich machten und daß es nicht nur bei Verwünschungen und Drohungen blieb, sondern auch zu Tötlichkeiten und Überfällen, Raub und Totschlag kam? Der im folgenden geschilderte Vorfall aus dem Leben Samuel Oppenheimers zeigt, wie gefährlich die Situation für Kriegslieferanten werden konnte.

Es war im Jahr 1700, kurz nach Beendigung des großen Türkenkrieges und wenige Monate vor Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges, also in Tagen, da die kriegsmüde Masse sich in einem Zustand fast unerträglicher Spannung befand. Aus einem vollkommen nichtigen Anlaß – ein Kaminfeger hatte einen Freund Samuel Oppenheimers verspottet – überfiel ein wilder Mob dessen Haus am Bauernmarkt in Wien. In ihrer Wut zertrümmerten die Leute Fenster und Türen, zerbrachen die kostbare Einrichtung, plünderten, was sie wegtragen konnten und zerrissen oder stahlen fast die gesamten Geschäftsbücher, Papiere, Verträge und Korrespondenzen. Es gab zahlreiche Verwundete und einige Tote. Samuel und seiner Familie gelang es nur durch einen glücklichen Zufall, sich vor der wütenden Menge in einem unterirdischen Gang zu verstecken. Die Polizei vermochte zwar nach wenigen Stunden den Tumult zu unterdrücken und die Ordnung wiederherzustellen, indem sie kurzerhand die Urheber des Aufruhrs, einen Kaminfeger und einen Schwertfeger, an einem eisernen Gitter über dem Eingang des Hauses aufhängte. Auch befahl eine Amtliche Bekanntmachung am nächsten Tag, die geraubten Effekten zurückzuerstatten. Doch blieb der Schaden, der sich auf hunderttausend Gulden belief, insbesondere der Verlust der Geschäftsbücher und Papiere, unersetzlich.

Versuchen wir nun, die zweite Frage zu beantworten: Welche Bedeutung hatte, vom Standpunkt der historischen Entwicklung betrachtet, die Tätigkeit des Kriegskommissars für den politischen Aufstieg des Staates, dem er seine Dienste zur Verfügung stellte? Von den portugiesischen Juden in Holland heißt es, sie hätten durch ihre Lieferungen die Niederlande in ihrem Existenzkampf gegen Frankreich vor dem Untergang bewahrt. Fernandez Antonio Carvajal, der Oliver Cromwells Armee während der Revolutionskriege

versorgte, wurde von seinen Zeitgenossen „the great Jew“ genannt und behielt diesen Beinamen im Gedächtnis nachfolgender Generationen. Salomo Medina, der Kriegskommissar Wilhelms III., des Oraniers, wurde als „the great contractor“ gefeiert und von seinem dankbaren Fürsten mit dem Adelsprädikat ausgezeichnet.²⁴ Samuel Oppenheimer erhielt vom Kaiser, außer wertlosen Titeln, keine Belohnung. Von seinen Zeitgenossen wurde ihm keine Ehre zuteil, von nachfolgenden Generationen wurde er vergessen. Dennoch verdient er es, in der Reihe der großen Kommissarien seiner Zeit genannt zu werden. Er selbst hätte sich vermutlich gerühmt, daß er in Zeiten, da niemand dem Kaiser zur Seite stand, geholfen hatte, Armaden und Festungen zu halten, Länder und Provinzen zu erobern. Denn wenn es nach Friedrich dem Großen zutrifft, daß beim Aufbau eines Heeres der Magen die Grundlage und die Lebensmittel der Kompaß seien, so darf man wohl behaupten, daß die jüdischen Lieferanten, insbesondere Samuel Oppenheimer, mitwirkten, das Fundament dieses Gebäudes zu sichern und zu stützen und vor dem drohenden Einbruch zu bewahren.

²⁴ Henry Paine Stokes, *A Short History of the Jews in England*, London 1921; Albert Montefiore Hyamson, *A History of the Jews in England*, 2nd Edition, London 1928; Cecil Roth, *A History of the Jews in England*, Oxford 1941.

II. Der Hoflieferant

Die Fürsten, die in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende des Spanischen Erbfolgekrieges die zweihundertvierzig Gebiete des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation beherrschten, waren unruhige Naturen und besessen von dem Wunsch nach großen Taten und Abenteuern. Es war ein hartes und gewalttätiges, durch keine Schranken gehemmtes und an kein göttliches oder menschliches Gesetz gebundenes Geschlecht. Mitunter regierten sie über Gebiete, deren Umkreis nicht größer war als der einer mittleren Provinzstadt von heute. Gleichwohl waren viele von ihnen von ihrer Gottgleichheit überzeugt und davon, daß sie rechtmäßig über Leben und Besitz ihrer Untertanen verfügten. Der Fürst war die Sonne, um die die Planeten kreisten, sein Land das Universum, das von seinem Willen geplant und gelenkt wurde und sein Hof das Herz, welches das Blut durch den Staatskörper zirkulieren ließ. Er war der Mittelpunkt, der Magnet, zu dem alles strebte. In diesem aristokratischen und feierlichen Jahrhundert, in dem die Bürgerschaft der einst blühenden freien Städte ihre politische Kraft verloren hatte und die Universitäten in toter Gelehrsamkeit erstarrten, wurde der Hof der eigentliche Träger der Kultur, die Quelle sozialen Lebens, der Bildung und des Geschmacks, „die einzige und allersicherste Schule, die Gemüter der Menschen recht zu polieren und aufzuwecken“, oder wie Moscherosch ihn charakterisierte, „ein Kompendium des Lebens und der menschlichen Handlungen.“²⁵

²⁵ Karl Theodor von Inama-Sternegg, Die volkswirtschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges, in: Historisches Taschenbuch, 1864; Karl Theodor von Heigel, Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg. Aus drei Jahrhunderten, Wien 1881; Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gründung des preußischen Königiums, 2 Bde., Stuttgart 1887; Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV., 1650-1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriftenliteratur, Stuttgart 1888; Bernd Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrich des Großen 1648-1740, 2 Bde., Berlin 1892; Max Immich, Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660-1789, München und Berlin 1905; Hugo Hantsch, Reichsvizekanzler Friedrich Karl von Schönborn 1674-1746 (Salzburger Abhandlungen und Texte aus Wissenschaft und Kunst, Bd. II); Eduard Vehse, Süddeutsche Fürstenhöfe, Bd. 3: Der hessische Hof mit dem Hofe von Hessen-Kassel, hg. von Gustav Mayer, München 1922; Eduard Vehse, Badische und Hessische Hofgeschichten. Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation, hg. von Heinrich Conrad, München 1922; Eduard Vehse, Bayrische Hofgeschichten.

Damit der Hof ein Ort der Repräsentation wurde und Reputation erhielt, das „Hauptmittel der damaligen Staatskunst“, mußte man ihn mit einer bis dahin nicht gekannten Pracht umgeben. Man baute deshalb riesige Schlösser mit hohen Treppen, gewundenen Säulen, bunten Ornamenten und Dekorationen, Fassaden und Arkaden, füllte sie mit kostbaren Möbeln, orientalischen Teppichen, goldenen und brokatenen Tapeten, mit Vasen aus zartem Porzellan, legte weite Gärten mit reichverzierten Brunnen, sprühenden Kaskaden und bronzenen Statuen an, sammelte die Gemälde berühmter Meister und Manuskripte vergangener Jahrhunderte. Man veranstaltete rauschende Feste und Gelage, Opern und Komödien, Schlittenfahrten im Sommer, Jagden im Winter, holte Sänger aus Italien, Tänzerinnen aus Spanien, Komödianten aus Frankreich, Freudenmädchen aus der Türkei, pflanzte im Gebirge tropische Bäume und Blumen, errichtete künstliche Felsen und Schluchten in der Ebene, baute griechische Tempel und indische Pagoden und verwandelte Türme und Sommerhäuser in türkische Serails.

Der Hof wurde aber nicht nur der geistige und gesellige Mittelpunkt des Landes. Sein Zeremoniell und seine Etikette, die Lebensführung seiner Bediensteten, wurden zum Vorbild, das nachzuahmen die Untertanen sich bemühten. Jeder war stolz, wenn er auf engste Verbindung zum Hof verweisen konnte, sei es in der Eigenschaft als Hofmusiker, Hofmaler, Hofdichter oder Hofarzt oder auch nur als Hofbäcker, Hofschuster oder Hofschneider. Denn diese unfrohe, apathische und durch die ungeheuren Ereignisse der Zeit bedrückte Generation hatte jede Selbstachtung und Würde verloren. Sie war es leid, ihr Geschick in die eigene Hand zu nehmen und sehnte sich nach einem, der es für sie richtete. Wenn ein junger Mensch seinem Vaterland dienen

Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation, hg. von J. Delbrück, München 1922; H. Hantsch, Reichsvizekanzler Friedrich Karl von Schönborn, 1674-1746 (Salzburger Abhandlungen und Texte aus Wissenschaft und Kunst, Bd. 2); Max. von Boehn, Die Mode. Menschen und Moden im 18ten Jahrhundert, Berlin 1924; Friedrich Meinecke, Die Idee der Staatsräson, München und Berlin 1924; Max Braubach, Max Franz von Österreich, letzter Kurfürst Clemens August, Kurfürst von Köln (Monographien zur Weltgeschichte, Bd. 33), Leipzig 1927; E. Renard, Clemens August, Kurfürst von Köln (Monographien zur Weltgeschichte, Bd. 33), Leipzig 1927; Walter Platzhoff, Geschichte des europäischen Staatensystems 1559-1660, München und Berlin 1928; Karl Joel, Wandlungen der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele, Bd. I und II, München 1929; Egon Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele, Bde. 1 und 2, München 1929; Arthur Eloesser, Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Gegenwart, Berlin 1930; Johannes Haller, The Epochs of German History, London 1930; Wolfgang Goetz, Eine deutsche Geschichte, Berlin 1931; Karl Vietor, Das Zeitalter des Barock, Leipzig 1930; Walter Goetz, Absolutismus und Aufklärung (Propyläen Weltgeschichte, Bd. VI), Berlin 1931; Georg Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, Neubearb. von Eugen Diesel, Leipzig 1936; Alfred Rapp, Deutsche Geschichte am Oberrhein, Karlsruhe 1937; Carl J. Burckhardt, Richelieu. His Rise to Power, New York 1940.

wolle, so rät ein zeitgenössischer Schriftsteller, müsse er sich bei Fürsten und Herren bekannt machen und bedacht sein, ihre Gnade zu erlangen; so würde ihm der Weg geebnet, eine der begehrten Positionen zu erreichen.

Was Wunder also, daß auch energische, kluge und ehrgeizige Juden jener Zeit von dem Wunsch erfüllt waren, dieses Glanzes teilhaftig und bei Fürsten und Herren bekannt zu werden? Daß sie versuchten, sich dem Geist ihrer Zeit anzupassen, die Titel und Rang zum Selbstzweck erhob, die weniger Leistung und Charakter schätzte als vielmehr die soziale Stellung und Beziehung zum Hof und in der auch christliche Kaufleute überglücklich waren, wenn sie Wappen oder Adelsbrief vom Kaiser oder Fürsten erhielten? Was Wunder, daß sie sich danach sehnten, der Enge der Judengasse zu entfliehen, diesem ewig gleichen Kreislauf, begrenzt von Haus und Geschäft, Synagoge und Gemeinde und daß sie sich wünschten, sich von den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Beschränkungen zu befreien, die sie von den Menschen ihrer Umgebung trennten?

Die politische Lage der Juden war nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges noch nicht viel anders als in früheren Zeiten. Die meisten freien Städte waren ihnen noch immer verschlossen, der Aufenthalt in Ländern, die ihnen Niederlassungsrecht gewährten, war von der Zahlung hoher Steuern und von der Gewährung teurer Schutzbriefe abhängig. Der Zugang zu den meisten Berufen war ihnen verboten, die Kaufmannsgilden und Zünfte schlossen sie aus ihren Reihen aus. Die christliche Gesellschaft begegnete ihnen feindlich wie im Mittelalter. Beherrscht durch den Einfluß einer strengen und intoleranten kirchlichen Orthodoxie, glaubte der Großteil der Bevölkerung nach wie vor an Dämonen und Hexen, an Ketzerei und Teufelsaustreibung. Wie im Mittelalter wurden noch immer die alten Verleumdungen wiederholt: Juden seien die Lächerer Christi und seines Namens, die Hostien schändeten, Brunnen vergifteten, Kinderblut vergossen und die Pest einschleppten. Fast täglich wurden Juden auf der Straße verfolgt und verhöhnt. Die Figur des auf dem Schwein reitenden jüdischen Hausierers war ein fester Bestandteil der Karikatur wie der „Schacherjude“ oder der „verschlagene“ Kriegslieferant im Roman oder auf der Bühne.

Einige Fürsten waren jedoch entschieden anders gesinnt. Sie hatten die vielseitige französisch-holländische Kultur der Zeit und die neue Lehre von der religiösen Toleranz und der geistigen Freiheit in sich aufgenommen.²⁶ Am

²⁶ Fritz Wolters, *Über die theoretische Begründung des Absolutismus im 17. Jahrhundert*, Berlin 1908; Otto Gierke, *Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien*, 3. Aufl., Breslau 1913; Kurt Wolzendorff, *Die Grenzen der Polizeigewalt*, 1. Teil (Arbeiten aus dem juristisch-staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Marburg, Heft 3), Marburg 1905; Erik Wolf, *Grotius, Pufendorf, Thomasius, Drei Kapitel zur Gestaltgeschichte*

Hof von Hannover, wo der Philosoph Leibniz versuchte, die christlichen Bekenntnisse zu vereinen, las man eifrig die Schriften Descartes' und begeisterte sich für die Philosophie Spinozas. Würden die Lehren Spinozas befolgt werden, schrieb die kluge Sophie, Kurfürstin von Hannover, so würden auch die kirchlichen Parteien bald einig sein.²⁷

Ihr Bruder Karl Ludwig von der Pfalz, derselbe Fürst, dem Samuel Oppenheimer während seiner Lehrzeit als Kammeragent diente, war aufrichtig bestrebt, Spinoza an die Universität Heidelberg zu berufen. Seine Erklärung zur vollen Religionsfreiheit zog französische Hugenotten, holländische Wiedertäufer, polnische Sozinianer, deutsche und portugiesische Juden in die Stadt Mannheim, die er auf der Basis wirtschaftlicher Selbständigkeit des Einzelnen und freier Selbstverwaltung durch die Bürgerschaft neu gegründet hatte.²⁸

Der Große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm,²⁹ der während seiner Jugendjahre in Holland den Geist religiöser Duldsamkeit kennengelernt hatte, stand dem Glauben seiner Zeit von der Notwendigkeit der Bekenntniseinheit innerhalb eines Staates feindlich gegenüber. Überzeugt davon, daß Toleranz ihrem Wesen nach alle einschließe, ohne Ausnahme, vertrat er die moderne Auffassung, daß die Konfession von der Politik, die Kirche vom Staat getrennt werden müsse. Deshalb nahm er in seinem Land Arianer, Sozinianer, Mennoniten, Hugenotten und aus Österreich vertriebene Juden auf, beförderte Katholiken, korrespondierte mit Jesuiten und dachte an die Grün-

der Rechtswissenschaft, Heidelberg 1927; Peter Klassen, Die Grundlagen des aufgeklärten Absolutismus (List-Studien, Heft 4), Leipzig 1929.

²⁷ Adolf Köcher, Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover (Publikationen aus den Königlich Preussischen Staatsarchiven, Bd. 4), Berlin 1879; Selma Stern, Sophie, Kurfürstin von Hannover: Zu ihrem 200. Todestag am 8. Juni 1914, in: Die Frau, 21. Jg. 1914, S. 609-618 und S. 675-683; Selma Stern, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen, Bd. VI), Hildesheim und Leipzig 1921; Briefwechsel der Kurfürstin Sophie von Hannover mit dem preussischen Königshaus, hg. von Georg Schnath, Berlin 1927.

²⁸ Ludwig Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, 2 Bde., Heidelberg 1845; Eberhard Gothein, Bilder aus der Kulturgeschichte der Pfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg (Badische Neujaarsblätter, Nr. 5), 1895; Karl Hauck, Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, 1617-1680, Leipzig 1903; Max Oeser, Geschichte der Stadt Mannheim, Mannheim 1904.

²⁹ Max Lehmann, Preußen und die katholische Kirche seit 1640 (Publikationen aus den Königl. Preussischen Staatsarchiven, Bd. I), Berlin 1878; Willibald Beyschlag, Der Große Kurfürst als evangelischer Charakter, Halle 1893; Ludwig Keller, Der Große Kurfürst in seiner Stellung zu Religion und Kirche, in: Hohenzollern-Jahrbuch, VII. Jg., Berlin/Leipzig 1903, S. 38-65; Otto Hintze, Geist und Epochen der preussischen Geschichte, Historische und politische Aufsätze, Bd. 1 (Deutsche Bücherei Nr. 94/95), Leipzig 1908; Georg Küntzel und Martin Hass (Hg.), Die politischen Testamente der Hohenzollern, 2 Bde., Leipzig 1919-1920.

dung einer Universität, in der alle religiös oder politisch Verfolgten Freiheit der Religion und des Gewissens finden sollten.

Ein Jude, der sich eine Stellung an einem der Höfe verschaffen wollte, konnte sich durch diese tolerante Haltung der Fürsten ermutigt fühlen. Es kam jedoch noch etwas hinzu, das seine Bemühungen begünstigte. Die Höfe dieses verschwenderischen Jahrhunderts bedurften der Luxusgegenstände in Fülle: Edelsteine, Perlen, Seide, Samt, Damast, Brokat, Teppiche, Gemälde, Gobelins und Porzellan.³⁰ Für ihre Festtafeln benötigten sie seltene Gewürze aus fernen Ländern wie Pfeffer, Ingwer, Muskat, die sogenannten Kolonialwaren, die hoch im Preis standen und nur schwer zu beschaffen waren. Wer ihnen dies alles lieferte, Christ oder Jude, Einheimischer oder Fremder, war für sie ohne Bedeutung. Jeder, der in der Lage war, diese Kostbarkeiten zu besorgen, wurde freigebig belohnt.

Dem Juden, der klug und ehrgeizig genug war und um diese Entwicklung wußte, konnte es nicht unmöglich erscheinen, die Wünsche und Launen solcher luxusliebenden, vom Glanz seltener Steine faszinierten Fürsten zu erfüllen. Der Handel mit Schmuckgegenständen, der ihnen von den Zünften niemals verwehrt worden war, bildete von jeher einen Haupterwerbszweig der Juden, die als die besten Juwelenexperten galten. Wie bei ihren Kriegslieferungen erwiesen sich auch hier die familiären und geschäftlichen Verbindungen in verschiedene Länder als vorteilhaft. Holland zum Beispiel,³¹ wo Verwandte der Gumperts aus Kleve und Berlin und der Wiener Hofjuden lebten, war in jener Zeit der Mittelpunkt des Handels mit Edelsteinen und Perlen, die von portugiesischen Seeleuten dorthin gebracht und an sephardische und aschkenasische Juden verkauft wurden, die sie wiederum an ihre Glaubensgenossen im Reich weiterverkauften. Amsterdam war zudem der Sitz der Diamantenindustrie, die fast ausschließlich von Juden betrieben wurde. Das gleiche galt für den Luxuswarenhandel, in dem Holland Mode und Markt bestimmte. Die feinen Leydener Tücher und die überseeischen Spezeiwaren wurden auf den von Juden vielbesuchten Messen von Braunschweig und Leipzig vertrieben, vor allem aber in Frankfurt am Main, das als Hauptstapelplatz zwischen West- und Osteuropa galt. Auf der Leipziger Messe konnten jüdische Geschäftsleute Produkte kaufen, die in Italien, der Schweiz, Böhmen, Schlesien, Frankreich und Spanien hergestellt worden wa-

³⁰ Werner Sombart, *Luxus und Kapitalismus. Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus*, Bd. 1, München 1913.

³¹ Herbert J. Bloom, *The Economic Activities of the Jews of Amsterdam in the seventeenth and eighteenth centuries*, Williamsport (PA) 1937; *Memoiren der Glückel von Hameln*, hg. von Alfred Feilchenfeld, Berlin 1920; Mortimer J. Cohen, *Jacob Emden, A Man of Controversy*, Philadelphia 1937.

ren sowie Waren aus Nürnberger, Augsburger und sächsischen Manufakturen.³² Hinzukam, daß manche Regierungen die Juden geradezu nötigten, den Fabrikanten die Erzeugnisse der von religiösen Flüchtlingen, Hugenotten und belgischen Protestanten neugegründeten Luxusindustrien abzunehmen und im In- und Ausland zu verkaufen. Die Folge war, daß ihre Lager mit Brokat, Samt, Seide, gold- und silbergestickten Kleidern, Spitzen und anderen kostbaren Sachen gefüllt waren und dem Käufer eine reiche Auswahl boten.³³

Mit diesem Warenhandel verband sich wiederum der Handel mit Geld. Seitdem die großen Handelskompanien des Mittelalters die Bankiers der englischen und französischen Könige und die oberdeutschen Handelshäuser der Renaissance die Geldgeber der deutschen Kaiser und Fürsten geworden waren, blieb die Geldleihe ein Geschäftszweig der Warenhändler.³⁴ Auch als Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts öffentliche Banken entstanden, wie die Hamburger, Amsterdamer und die Wiener Stadtbank und in manchen Städten Börsen gegründet wurden, blieb der private Geldhändler weiterhin unentbehrlich. De facto stieg sogar seine Bedeutung in jener Zeit, denn Handel und Verkehr nahmen zu, die internationalen Beziehungen vielfältigten sich und die Messen mit ihren ausländischen Besuchern gewannen an Bedeutung und Ausdehnung. Die öffentlichen Banken waren Girobanken, die nur der Geldaufbewahrung und -übermittlung dienten oder Staatseinstitute, die im Dienste der Krone standen. Die Rolle des Kreditvermittlers fiel deshalb dem privaten Bankier zu, das heißt, nach dem Sprachgebrauch der Zeit, dem Geldhändler und -wechsler.

Die gleichen Faktoren, die den Juwelenhandel der Juden begünstigten, förderten auch ihren Geldhandel: ihre Verbindung mit Holland, dem Bankier des damaligen Europa, ihre Beziehungen zu den Städten Leipzig und Frank-

³² Georg Steinhausen, *Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit* (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, Bd. II), Leipzig 1899.

³³ Selma Stern, *Der Preußische Staat und die Juden*. Erster Teil, *Die Zeit des Großen Kurfürsten und Friedrichs I.* (Veröffentlichungen der Akademie für die Wissenschaft des Judentums, 3. Bd.), Berlin 1925; Zweiter Teil, *Die Zeit Friedrich Wilhelms I.*, Berlin 1938; Selma Stern, *Die Juden in der Handelspolitik Friedrich Wilhelms I. von Preußen*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, V. Jg. (1935), S. 207-215.

³⁴ Paul Jacob Marperger, *Beschreibung der Banquen*, 1714; Gustav Schmoller, *Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre*, Teil II, 1904; Julius Landmann, *Zur Entwicklungsgeschichte der Formen des öffentlichen Kredits* (Finanzarchiv, 29. Jg., Nr. 1) 1912; Ludwig Samuel, *Die Effektenspekulationen im 17. und 18. Jahrhundert* (Betriebs- und finanzwirtschaftliche Forschungen, II. Serie, Nr. 3), Berlin 1924; Jakob Strieder, *Staatliche Finanznot und Genesis des modernen Großunternehmertums*, in: *Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft*, Bd. 49 (1925); Daniel Steffens, *Kapital und Börse von Babylon bis Wallstreet. Ein Gang durch die finanzielle Weltgeschichte*, Gotha 1926; Paul Mombert, *Geschichte der Nationalökonomie*, Jena 1927.

furt, den großen Kommissions- und Korrespondenzplätzen Deutschlands, vor allem aber ihre Vertrautheit mit dem Geldsystem seit dem Mittelalter. Viele Hofjuden begannen ihre Laufbahn als Luxuswaren- und Geldhändler und wurden durch diese rein private Tätigkeit mit Fürsten und Adligen bekannt. Im Mittelalter hatten die italienischen Sozietäten, die großen Geldgeber der Fürsten, zur Bezahlung ihrer Vorschüsse Hand auf die Staatseinnahmen gelegt, auf Zölle und Steuern, Bergwerke und Münzwesen, um schließlich die ganze Staatsverwaltung zu kontrollieren. Einen ähnlichen Prozeß können wir im Falle mancher Hofjuden verfolgen: vom privaten Bankier und Händler zum staatlichen Geldgeber und Finanzverwalter, die in dieser Eigenschaft das Kassen-, Münz- und Steuerwesen der Länder beeinflussten und schließlich als Lohn für ihre Dienste Privilegien und Sonderrechte erwarben. Das beste Beispiel dafür sind Leben und Tätigkeit des Jud Süß.³⁵

Joseph Süß Oppenheimer wurde im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts in Heidelberg geboren. Die Familie Oppenheimer, deren berühmtestes Mitglied der Wiener Kriegslieferant war, gehörte seit drei Jahrhunderten zu den vermögendsten und angesehensten Juwelenhändlern und Geldwechslern der Frankfurter Judengasse.³⁶ Das kaufmännische Talent der Familie, das bei Samuel Oppenheimer am deutlichsten zum Vorschein kam, ist auch bei Süß zu finden: die Sachlichkeit des Händlers, der kühl jedes Risiko abwägt, das Streben nach Wohlstand, die Lust an der Macht, die weder Rücksicht noch Gnade kennt, vor allem aber die Freude des geborenen Spekulanten an gewagten Unternehmungen. Daß Süß bewußt den Waren- und Geldhandel als Sprungbrett zur großen Welt und Entreebillet zu den Gemächern der Fürsten benutzte, zeigt sich vor allem darin, daß er seine kaufmännische Tätigkeit in den Städten Frankfurt am Main und Mannheim begann. Denn Frankfurt war nicht nur der große Geldmarkt und zentrale Handelsplatz zwischen Ost und West. Die Stadt war auch der elegante Sitz der Deputationen und Gesandtschaften, der kaiserlichen und französischen Geschäftsträger, der vornehme Treffpunkt des hohen Adels aus der Nachbarschaft. In Mannheim befand sich der üppige Hof des prachtliebenden Pfälzer Kurfürsten Karl Philipp, der Fremde aus allen Gegenden des Reichs und Europas anzog. Hier konnte man

³⁵ Selma Stern, *Jud Süß. Ein Beitrag zur deutschen und jüdischen Geschichte* (Veröffentlichungen der Akademie für die Wissenschaft des Judentums, Historische Sektion, 6. Bd.), Berlin 1929.

³⁶ Alexander Dietz, *Stammbuch der Frankfurter Juden. Geschichtliche Mitteilungen über die Frankfurter jüdischen Familien von 1349-1849*, Frankfurt 1917; Alexander Dietz, *Frankfurter Handelsgeschichte*, Bd. 1-4, Frankfurt 1910-1925; Staatsarchiv Stuttgart, *Jud Süß, Kriminalprozeßakten*, Bd. 2-4.

kunstliebende Staatsbeamten mit Waren und anleihesuchende Offiziere mit Geld ausstatten und sich so ihre Dankbarkeit sichern.

Aus den Geschäftsbüchern des Süß geht hervor, daß er bald verstand, die Verbindung mit der höfischen Welt herzustellen und Hofbeamte, Barone, Freiherren, Grafen, Prinzen und Prinzessinnen zu seinen bevorzugten Kunden zu machen. Vermutlich dank ihrer Vermittlung wurde er Kriegs- und Kabinettsfaktor³⁷ des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt³⁸, des Kurfürsten von Köln und des Kurfürsten von der Pfalz und machte die Bekanntschaft des Prinzen Karl Alexander, des zukünftigen Herzogs von Württemberg, der ihn zu seinem Hoflieferanten und Schatullenverwalter ernannte. In dieser Eigenschaft streckte er Karl Alexander, der seinerzeit als kaiserlicher Generalfeldmarschall und Statthalter von Serbien mit geringem Einkommen in österreichischen Diensten stand, größere Geldsummen vor. Er lieferte ihm Juwelen, löste für die stets geldbedürftige Prinzessin Brillanten aus, um die Schulden bei ihren Lieferanten zu begleichen, bezahlte den Arzt, der bei ihrer Niederkunft assistierte und besorgte ihr Seide und Atlas, Spitzen und Sticereien, Faden und Knöpfe, Schnallen und Porträts.

Süß repräsentierte in jener Zeit den Typ des großen kaufmännischen Unternehmers, noch nicht den des höfischen Beamten. Er reiste ständig umher, tauchte bald in Stuttgart, bald in Heidelberg oder Frankfurt, bald in Wien oder in Belgrad auf. Er stand in Geschäftsverbindung mit den größten Bankhäusern der Zeit, mit Togni in Mannheim, Notter und Stüber in Amsterdam, Caspar und Halder in Augsburg, Gontard und Grimmeisen in Frankfurt. Er machte mit nahezu allen jüdischen Firmen Deutschlands Geld- und Juwelengeschäfte. Er korrespondierte mit dem kurpfälzischen Hoffaktor Michael May, den kurpfälzischen Oberhof- und Milizfaktoren Emanuel Mayer und Jakob Ullmann, mit Lazarus von Geldern, dem Hoffaktor des Kurfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, mit Gumperts in Frankfurt, Kleve und Berlin. Er lieb und verlieh, kaufte und verkaufte in Frankfurt von und an die Unternehmen von Bär Herz Oppenheimer und Lazarus Wolf Oppenheimer, an Drach, die wohlhabendste und angesehenste Familie der Judengasse, an die Firma Goldschmidt, die als die Frankfurter Korrespondentin Samuel Oppenheimers bekannt geworden war. Er war immer in Eile und immer in Unruhe. Er hetzte Pferde und Diener, sandte Boten und Eilbriefe; er bestrafte unnachgiebig die Nachlässigkeit oder Faulheit seiner Untergebenen; er mahnte seine Geschäftspartner und drohte ihnen in kurzen, schneidenscharfen Episteln. Er verweigerte minderwertige Waren und setzte unge-

³⁷ Patent vom 25. Februar 1733, Württembergisches Staatsarchiv, Kr. Pr. A. Bd. 113.

³⁸ Württembergisches Staatsarchiv, Bd. 81, Lit. M. Prozeßakten.

schickte Lieferanten ab, stellte dem einen Wechsel aus und kaufte vom anderen Wein und Korn. Er besaß die kostbarsten Juwelen, die schönsten Spitzen, den herrlichsten Samt. Er war Träger von hundert Geheimnissen, die seinem Wesen eine gewisse Verslossenheit und Undurchdringlichkeit verliehen.

Auch als Karl Alexander die Regierung in Württemberg übernahm und ihn zu seinem Residenten, Kammeragenten und Finanzrat ernannte, blieb Süß immer auch der frühere Bankier und Warenhändler. Während er in Stuttgart im Amt war, bestand seine Firma weiterhin. Er besaß in Frankfurt ein ebenso großzügiges Haus wie in der Seegasse zu Stuttgart, die er beide in kostspieliger Weise unterhielt. Die Korrespondenz, die er beinahe täglich mit seinem Frankfurter Sekretär führte, beweist, daß Süß seinen kaufmännischen Geschäften die gleiche Aufmerksamkeit widmete wie seinen politischen und wirtschaftlichen Aktionen.

Die geschäftliche Tätigkeit der Hofjuden brachte es mit sich, daß kaufmännische Transaktionen mit staatlicher Politik, private mit öffentlichen Interessen verknüpft wurden. Dies machte ihre ohnehin prekäre Stellung noch prekärer und bot den Intrigen gegen sie immer neuen Stoff. Auf der anderen Seite sicherte das Geschäft ihnen die Grundlage ihres Wohlstands und verlieh ihnen, den von allen Gruppen und Organisationen Ausgeschlossenen, die weder Adelstitel noch Land besaßen, ein Gefühl der Unabhängigkeit und inneren Sicherheit. Auch verdankten sie der kaufmännischen Tätigkeit einen gewissen praktischen Blick und einen nüchternen Wirklichkeitssinn, die ihren wirtschaftlichen Reformen und politischen Aktionen den Charakter des Utopischen nahmen und sie mit dem von Süß so bezeichneten „bon sens“, dem gesunden Menschenverstand, ausstattete.

Die Familie Gumperts aus Kleve,³⁹ deren Mitglieder sechs preußischen Herrschern in ununterbrochener Folge als Hof- und Kriegslieferanten, Münz- und Handelsagenten dienten, leitete wie Süß ihre staatliche Tätigkeit von einem großen, weithin bekannten Bank- und Wechselhaus ab. „Elias Gumperts, Jode“, wie er selbst unterschrieb, der weise und vornehme Stammvater der Familie, hatte es in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Emmerich gegründet und von dort nach Kleve verlegt, von wo aus seine Handelsbeziehungen, nach der übertriebenen Behauptung eines Zeitgenossen, die gesamte alte Welt umspannten. Elias, sein Sohn Jakob sowie sein Schwiegersohn und Neffe Levi, die eigentlichen Nachfolger des Klever Bankhauses, waren viel-

³⁹ David Kaufmann und Max Freudenthal, *Die Familie Gomperz*, 1907; Fritz Baer, *Das Protokollbuch der Landjudenschaft des Herzogtums Kleve*, Teil I, [*Teil II nie erschienen*] Berlin 1922. Elias Gumperts erhielt am 1. Mai 1661 das Hoffaktorenpatent. Er starb 1689. Jacob und Levi Gumperts erhielten am 27. Oktober 1713 ein Generalgeleitpatent zur Niederlassung an jedem von ihnen gewünschten Ort.

mehr die Geldgeber des Großen Kurfürsten als dessen Hoflieferanten. Der emsige Ruben Elias wiederum, ein anderer Sohn des Elias, der seinen Wohnsitz 1698 nach Berlin verlegte, belieferte den kurfürstlichen Hof mit Juwelen. Als er dem Fürsten einen seltenen Diamanten im Wert von hunderttausend Talern besorgt hatte, dieser sich aber außerstande sah, den hohen Preis zu zahlen, übertrug man Ruben Elias das Amt des Obersteuereintnehmers der Provinz Kleve. Darüber hinaus versprach man, ihn und seine Nachkommen so lange zu schützen, bis der Wert des Schmuckstücks ersetzt sei.

Mehr als die Gumperts verkörperte ihr Zeitgenosse Israel Aron, den wir bereits als Armeelieferanten kennengelernt haben, den Typus eines preußischen Hoflieferanten.⁴⁰ Dieser harte und querköpfige Mann war der erste Jude, der es wagte, für sich und seine Familie um Zulassung und Wohnrecht in Ostpreußen und in der Mark Brandenburg zu bitten. In dem religionseifrigen, intoleranten Ostpreußen war seit den Tagen des strengen Ordensmeisters Siegfried von Feuchtwangen (1309) keinem Juden der Aufenthalt gestattet worden.⁴¹ Aus der Kurmark hatte man sie 1573 vertrieben, nachdem der Münzmeister Lippold unter der falschen Anklage, den Kurfürsten Joachim II. vergiftet zu haben, gerädert und gevierteilt worden war.⁴²

Dennoch erhielt der aus Glogau stammende Israel Aron 1655 das Niederlassungsrecht für Ostpreußen. Am 6. Oktober 1657 wurde ihm dort ausdrücklich die Aufenthalts- und Handelserlaubnis erteilt, später auch in Landsberg an der Warthe und schließlich in Berlin, wo er am 18. Februar 1665 zum Hofjuden und Hofbeamten des Großen Kurfürsten ernannt und ihm ein Jah-

⁴⁰ Gustav Schmoller und Otto Krauske, Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert, Bd. 1, Akten, 1701-1714 (Acta Borussica), Berlin 1896; M. Philipson, Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 3 Bde., Berlin 1897-1898; Moritz Stern, Eine Schmähchrift auf den Berliner Hofjuden Israel Aron, 1673, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, Heft I (1929), S. 136-140; Moritz Stern, Die Niederlassung der Juden in Berlin im Jahre 1671, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, II. Jg. (1930), S. 131-149; Rudolf Hallo, Geschichte der Familie Hallo. 350 Jahre aus dem Leben einer deutschen Hofjuden- und Handwerkerfamilie, Kassel 1930; Selma Stern, Der Preußische Staat und die Juden, Bd. 1, S. 4, 5 und 29 sowie Dokumentation, S. 20, 27, 32, 514 und Specialia Nr. 1-4; Oswald Lassaly, Israel Aron, Hoffaktor des Großen Kurfürsten und Begründer der Berliner Gemeinde, in: Mitteilungen der Gesellschaft für die Wissenschaft des Judentums, 79. Jg., Neue Folge, Heft 43 (1935).

⁴¹ Preußische Sammlung allerley bisher ungedruckter Urkunden, Nachrichten und Abhandlungen, 1748.

⁴² Joh. Balthasar König, Annalen der Juden in den preußischen Staaten, besonders in der Provinz Brandenburg, Berlin 1790; Aron Ackermann, Münzmeister Lippold. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des Mittelalters, Frankfurt am Main 1910; Aron Ackermann, Geschichte der Juden in Brandenburg an der Havel, Berlin 1906; Friedrich Holtze, Das Strafverfahren gegen die märkischen Juden im Jahre 1510 (Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin, Bd. XXI), Berlin 1884.

resgehalt von zweihundert Talern versprochen wurde. Er lebte mit seiner Familie und seinem Gesinde als einziger Jude in der Residenz – bis 1671 der Große Kurfürst den aus Österreich vertriebenen Juden Aufenthalt in der Mark Brandenburg gewährte. Diesem noblen Beschluß des Herrschers wider setzte er sich heftig. Da er ihn nicht rückgängig machen konnte, sorgte er zumindest dafür, daß sich die Wiener verpflichteten, geschäftlich nicht mit ihm in Konkurrenz zu treten. Er war Armeelieferant wie Samuel Oppenheimer, Waren- und Juwelenhändler wie Jud Süß und stand in Handelsbeziehungen zu Pommern, Mecklenburg, Amsterdam und Hamburg wie Elias Gumperts und seine Söhne.

Doch war er einseitiger als die anderen und im wesentlichen der Diener seines Fürsten. Er versorgte den Hof und die Beamten, die Küche und die Dienerschaft mit Viktualien und Wein, Korn, Gewürzen und Livreen. Zwischen 1665 und 1667 lieferte er Waren im Werte von 121.554 Talern. Man bezahlte ihn durch Anweisungen auf künftige kurfürstliche Einnahmen und auf Erträge aus den herrschaftlichen Ämtern oder überließ ihm Landbesitz aus den staatlichen Domänen. Die Gelder aus diesen Anweisungen scheint er aber nur selten oder gar nicht erhalten zu haben. Denn als er im Jahr 1673 starb, mußte seine Witwe den Kurfürsten um ein zweijähriges Moratorium zur Regelung der Nachlaßschulden ihres Mannes bitten. Die Schulden waren so groß, daß sie es später vorzog, auf die ganze Erbschaft und die damit verbundenen Verpflichtungen zu verzichten.

Es existieren nur einige wenige amtliche Dokumente und zwei Schmähschriften, die uns über das Leben und die Tätigkeit des Israel Aron aufklären. Aber sie enthüllen genug, um uns mit einem in der jüdischen Geschichte bis dahin fremden und seltsamen Pioniertypus bekannt zu machen. Die Art, in der er seine Ansiedlung in Ostpreußen und Brandenburg gegen den Willen der Stände und der städtischen Bürgerschaft durchzusetzen verstand, zeigt seine Furchtlosigkeit und Entschlossenheit. Daß er trotz des erbitterten Widerstands seiner Gegner den Großen Kurfürsten bewegen konnte, ihn mit vielen Vorrechten auszustatten, spricht für seine Geschäftserfahrung, Ehrlichkeit und Tüchtigkeit. Daß er sich, inmitten einer ihn wie „Pestilenz und Schlangen“ hassenden Bevölkerung, erfolgreich zu behaupten wußte, ist ein Zeichen seines unerschütterlichen Gleichmuts. Daß er sich dagegen der Aufnahme der Wiener Juden durch den Kurfürsten hartnäckig widersetzte und sie mit allen Mitteln zu hintertreiben suchte, verrät eine Hartherzigkeit und einen Mangel an Solidarität mit seinen Glaubensgenossen, den wir bei kaum einem der anderen Hofjuden vorfinden. Verständlicherweise war er von jenen Juden, die sich trotz seines Protestes im Lande ansiedelten, als eine außerhalb ihrer Kreise stehende Macht gefürchtet.

Während der aus dem Osten stammende Israel Aron, ohne weltliche und jüdische Bildung, sich seine hohe Stellung allein durch seine Begabung und Zuverlässigkeit erworben hatte, war Jost Liebmann, sein Nachfolger in der Gunst des Herrschers und der Gatte seiner Witwe, in vielem sein genaues Gegenteil. Er kam aus dem Westen Deutschlands, aus Göttingen.⁴³ Sein Vater Elieser Liepmann nannte sich Aschkenase, seine deutsche Herkunft betonend. Sein Bruder war Isaak Benjamin Wolf, der 1685 Oberrabbiner der Kurmark Brandenburg und Pommerns wurde. Er stand in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Leffmann Behrens, dem Kammeragenten des Herzogs von Hannover. Seine erste, jung verstorbene Frau war die Tochter von Samuel Hameln, der seit 1650 das Rabbinat in Minden, Halberstadt und Ravensberg bekleidete und ein Bruder von Chajim Hameln war, dem Ehemann der berühmten Memoirenschreiberin Glückel.

Solchermaßen mit angesehenen und gelehrten Juden der Zeit verwandt und verschwägert, kam Jost Liebmann nach Berlin, wo er 1677 Esther, eine geborene Schulhoff aus Prag und die Witwe Israel Arons, heiratete. Sie brachte keinen Reichtum mit in die Ehe, denn sie war zu diesem Zeitpunkt in schwierige Erbschafts- und Nachlaßprozesse mit den Verwandten und Gläubigern ihres ersten Mannes verwickelt. Aber ihre Mitgift war für einen Anfänger wie Jost Liebmann beinahe ebenso wichtig: Israel Arons geschäftliche Beziehungen, seine Verbindung zum Hof, die Esther auch nach Israels Tod aufrecht erhalten hatte und das Recht auf Niederlassung in Berlin.

Jost Liebmann hatte als junger, unvermögender Mann seine Lehrzeit bei seinem Verwandten Chajim Hameln in Hamburg absolviert, zum Teil als Angestellter, zum Teil als Geschäftspartner. Er hatte mit Edelsteinen und Perlen gehandelt, in Gemeinschaft mit Chajim oder in dessen Auftrag die Messen in Leipzig und Frankfurt besucht, in Amsterdam gekauft, in Danzig verkauft. Die Teilhaberschaft wurde nach kurzer Zeit wieder gelöst, da Jost nicht imstande war, seine Verpflichtungen zu erfüllen. Die Lösung des Vertrags geschah mit einer gewissen Verbitterung, denn Chajim und Glückel hatten viel Geld verloren; noch mehr aber litten sie unter der Enttäuschung über Josts Unzuverlässigkeit. Obwohl Glückel sich von Jost hatte überreden lassen, ihren Mann für das Kompaniegeschäft zu gewinnen und die Selbstvorwürfe über das verlorene Geld sie zeitlebens quälten, blieb sie Jost wohlgesinnt. In ihren Memoiren rühmt sie seine Klugheit, seine Tora- und Geschäftskennntnis und berichtet, mit welcher Güte Jost den geliebten Chajim pflegte, als die-

⁴³ Sammy Sachs, Die ersten Oberlandesrabbiner der Mark Brandenburg und ihre Verwandten, in: Jüdische Familienforschung, Bd. II, Nr. 1; Selma Stern, Der Preußische Staat und die Juden, Bd. 1, S. 30, 44, 115 sowie Anmerkungen 126 und 149.

ser während einer Geschäftsreise schwer erkrankte. Sie verfolgt seinen raschen Aufstieg mit lebhaftem Interesse und erzählt mit Genugtuung, daß das kleine Kapital, das Jost in ihrem Geschäft verdiente, den Grund zu seinem großen Reichtum gelegt habe.

Es ist anzunehmen, daß Jost von anziehendem Wesen war, Überzeugungskraft besaß und es vermutlich verstand, diese Eigenschaften zu nutzen, um Menschen, insbesondere Frauen, für sich zu gewinnen und sich gegebenenfalls ihre Freundschaft zu erhalten. Aber diese äußere Glätte verhüllte ein aufbrausendes Naturell, eine ungewöhnliche Herrsch- und Geltungssucht, die ihn trieb, stets der Mittelpunkt seines Kreises, der erste Mann in der Gemeinde und der einflußreichste Jude am Hofe zu sein. Er war ein guter Gatte, ein besorgter Vater und stets bereit, Verwandten zu helfen; ständig war er bemüht, seinen Familienmitgliedern angesehene Stellungen zu verschaffen. Aber er war ein ebenso unversöhnlicher Feind, der keine Beleidigung oder Zurücksetzung vergaß, der persönliche Gegner verfolgte und geschäftliche Konkurrenten rücksichtslos in den Ruin trieb.

Nach Josts eigener Aussage trat er zum ersten Mal im Jahr 1673 zum kurfürstlichen Hof in Beziehung. Der erste gesicherte Hinweis findet sich jedoch in amtlichen Berichten, aus denen hervorgeht, daß der Große Kurfürst im Jahr 1678 einige Juwelen von ihm kaufte, für die er ihm 100 Species Dukaten anwies. Im Jahr 1685 bekam er für seine Lieferungen 31.200 Taler ausbezahlt. Für ähnliche Summen besorgte er auch anderen Fürstlichkeiten Edelsteine, so den Herzögen von Holstein, Sachsen-Eisenach und dem Fürsten von Anhalt.

Offenbar war Jost Liebmann vorsichtiger als Samuel Oppenheimer, Israel Aron und Ruben Elias Gumperts. Mit großer Umsicht vermied er, sich in gewagte Kriegslieferungen oder die Lieferung von Nahrungsmitteln und Livree für den Hof einzulassen, Geschäfte, die jene an den Rand des Abgrunds geführt hatten. Er beschränkte sich auf den Handel mit Edelsteinen, den er beherrschte und der ihn zum reichsten Juden Preußens machte – Glückel schätzte im Jahr 1690 sein Vermögen auf 100.000 Taler. Denn der Handel mit Juwelen war in jenen Jahren außerordentlich gewinnbringend. Der Bankrott vieler Kreditanstalten nach dem Ende des großen Krieges hielt die Menschen davor zurück, flüssige Kapitalien in Form von Schuldverschreibungen oder verzinslichen Einlagen bei Personen oder Körperschaften anzulegen. Wie immer in unsicheren Zeiten verwandelte man das liegende Kapital in liquide Sachwerte, vor allem in Juwelen und Schmuck. Es war also nicht die reine Prunk- und Verschwendungssucht, die den damaligen Kronprinzen und späteren ersten preußischen König dazu veranlaßte, einen „märchenhaften Besitz an Kleinodien“ zu erwerben, wobei er die bereitwillige Hilfe des kurfürstlichen Hofjuweliers und dessen Ehefrau fand. Als Friedrich I.

1688 den Thron bestieg, schuldete er Jost Liebmann die Summe von 52.000 Talern; im Jahr 1696 war die Schuld auf 209.000 Taler gestiegen und mußte in jährlichen Abschlagszahlungen getilgt werden. Vermutlich im Zusammenhang mit diesen Verpflichtungen wurde Jost Liebmann und seiner Ehefrau im Jahr 1694 das Privileg christlicher Kaufleute gewährt, weil sie, wie es im Dekret heißt, einen weit größeren Handel als christliche Kaufleute trieben.⁴⁴

In fast allen Dokumenten der Zeit taucht der Name Esther Liebmanns⁴⁵ in Verbindung mit dem ihres Ehemannes Jost auf. Aus den Schriftstücken geht hervor, daß sie in enger Gemeinschaft mit ihm die Geschäfte führte, die höfischen sowohl wie die privaten. Wie ihre Zeitgenossin Glückel von Hameln, so war auch Esther eine tüchtige Geschäftsfrau von außergewöhnlicher Intelligenz und hoher ethischer Gesinnung. Aber sie besaß nichts von der Lebendigkeit, der warmen religiösen Innerlichkeit und Mitteilsamkeit der Glückel. Sie war zweimal mit Männern verheiratet, deren glänzende Stellung sie weit über ihre Glaubensgenossen hinaushob. Aber sie überragte beide: Israel Aron durch ihre größere Behendigkeit des Geistes und feinere Bildung, Jost Liebmann durch ihre größere Stärke des Charakters, ihre größere Sicherheit des Urteils und ihre bessere Selbstbeherrschung.

Wie Glückel lernte sie Not, Leid und Elend in rascher Folge auf Glück und Wohlstand kennen. Allem begegnete sie standhaft und tapfer, nicht wie jene im alleinigen Vertrauen auf Gott, sondern im Vertrauen auf die eigene seelische Kraft und im Bewußtsein einer unerschöpflichen Energie.

Als Israel starb, war sie verarmt und stand vor der Aufgabe, für ihre beiden Kinder, ihre betagten Eltern, für Israels Mutter, Schwester und einen Stiefsohn aus der ersten Ehe ihres Mannes den Lebensunterhalt zu erwerben. Statt ihr zu helfen, die verworrenen Verhältnisse nach Israels Tod zu klären, stellte sich ihr die Familie Aron in offener Feindschaft entgegen. Hartnäckig verlangte sie die Auszahlung einer Erbschaft, die nur aus wertlosen Wechseln und Schuldverschreibungen bestand. Jahr für Jahr verfolgte sie die junge Frau von Gericht zu Gericht, stritt mit ihr vor Rabbinern und Gemeindevorstehern über Mitgift und Ehevertrag, vor dem Kammergericht über Grundstücke. Die Gläubiger Arons – Händler, Handwerker und Kaufleute – beanspruchten ebenso hartnäckig und unerbittlich die Regelung der Schuldenmasse. Am Ende drang einer der Hauptgläubiger gewaltsam in ihr Haus in der Stralauer Straße ein, beschlagnahmte Möbelstücke, Bettzeug, Kupfer und

⁴⁴ Der Preußische Staat und die Juden, Bd. 1, Aktenband Nr. 6.

⁴⁵ Selma Stern, Die Entwicklung des jüdischen Frauentypus seit dem Mittelalter, in: Der Morgen, Jg. I (1925), S. 324-337, S. 496-516, S. 648-657; Jg. II (1926), S. 71-81.

Kleidung und verbrannte Briefe und Geschäftsbücher auf der Gasse, so daß Esther, wie sie dem Kurfürsten klagend berichtete, mit ihren kleinen Kindern auf der Erde schlafen und sich ihr Eßbesteck borgen mußte.

Trotz alledem behielt sie die Situation unter Kontrolle. Sie besaß Menschenkenntnis, war klug und gewandt und verstand es, die Leute für ihre Zwecke einzunehmen. So schuf sie sich innerhalb der Berliner Gemeinde eine Clique⁴⁶, die völlig von ihr abhängig wurde. Die übrige Gemeinde fürchtete und haßte sie, verfolgte sie, wann immer sich eine Möglichkeit bot, um sich schließlich doch ihrem Willen zu unterwerfen. Wie ihre Männer, so dominierte sie auch ihre Söhne, Stief- und Schwiegersöhne und andere Verwandte. Esther erwirkte für sie Handelskonzessionen und Geleitbriefe, verschaffte dem einen das Rabbinat von Halberstadt, dem anderen das von Pommern und der Neumark mit weitgehenden Rechten. Für sich selbst erreichte sie die Befreiung von allen den Juden auferlegten Beschränkungen und von der Gerichtsbarkeit der neu eingesetzten Judenkommission. Den Generalfiskal Duhram, der das Judenwesen in Berlin beaufsichtigte, schüchtelte sie derart ein, daß er die Regierung bat, ihn vor den Nachstellungen einer solch gefährlichen Person zu schützen.

Esther Liebmann zog aber nicht nur Familie, Verwandte und Freunde in ihren Bann, sondern auch die Richter, die ihre Prozesse führten und die Beamten des Hofes. Wie ihre biblische Namensschwester, so fand auch Esther Gunst in den Augen ihres Monarchen. Friedrich, der erste der preußischen Könige, war von der Wirkung ihrer großen Schönheit und ihrer kraftvollen Persönlichkeit beeindruckt. Sie durfte, so heißt es, unangemeldet und zu jeder Zeit seine Privatgemächer betreten und wurde jedesmal mit großer Freundlichkeit vom Herrscher empfangen. Auch als Jost Liebmann starb, wurde die Beziehung zwischen ihr und dem Hof nicht unterbrochen. Sie blieb die Juwelenlieferantin des Königs, der ihr zur Begleichung seiner Schulden die Erlaubnis zur Münzprägung erteilte.

Während aber Jost als einer der wenigen Hofjuden als wohlhabender und bedeutender Mann auf der Höhe seines Erfolgs starb, erlebte Esther auch die Kehrseite irdischer Eitelkeit. Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, der 1713 Friedrich I. nachfolgte, war ein harter und gewalttätiger Fürst und in allem das Gegenteil seines galanten Vaters. Als Sinn seiner Herrschaft erschien ihm nicht der Glanz eines prunkvollen Hofes, sondern die Ordnung des Staates, der Ausgleich des Haushaltes und die Mehrung des Vermögens.⁴⁷

⁴⁶ Hier und im folgenden verwendet Stern den Begriff im allgemeinen soziologischen Verständnis des Wortes.

⁴⁷ Karl Heinrich Siegfried Rödenbeck, Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrich des Großen 1836. Aus einer geschrie-

Gleich nach seinem Regierungsantritt begann er deshalb, die Hofhaltung von Grund auf umzugestalten, die von Friedrich I. begonnenen Bauprojekte einzustellen, Gelehrte, Künstler, Schauspieler, Diener zu entlassen und die Ausgaben für den Hof auf das äußerste zu verringern.

Diese Änderungen beeinflussten auch das Schicksal der Hofjüdin. Wir sind über die Vorgänge, die sich unmittelbar nach dem Tode Friedrichs I. ereigneten, nicht hinlänglich unterrichtet. Frühere Behauptungen von Historikern, Esther habe auf die Kunde vom Tod ihres Königs zu fliehen versucht, sei aber entdeckt und auf die Festung Spandau gebracht worden, haben neuere Forschungen in das Reich der Fabel verwiesen. Der Soldatenkönig begnügte sich, einen Hausarrest von zehn Wochen über die Liebmannin zu verhängen und durch eine eilends gebildete Kommission ihre Geschäftspapiere einer strengen Prüfung zu unterziehen. Die Anklage lautete schließlich auf Übervorteilung des Hofes bei ihren Juwelenlieferungen und versuchte Geldverschiebung nach dem Ausland.

Esther Liebmann ihrerseits klagte, der frühere Herrscher sei als ihr Schuldner gestorben, sie habe daher das Recht, vom neuen König für unbezahlte Lieferungen die Summe von 106.000-186.000 Talern zu fordern. Diese Ansprüche an den staatlichen Fiskus wurden sowohl von der Untersuchungskommission wie auch vom König energisch zurückgewiesen. Esther wurde sogar gezwungen, auf diese Gelder öffentlich und in aller Form zu verzichten. Zudem mußte sie von 200.000 Talern, die sie von der staatlichen Kreditanstalt noch auf Befehl des verstorbenen Königs zur Bezahlung einer früheren Juwelenschuld erhalten hatte, das meiste zurückerstatten. Ihre Verluste scheinen alles in allem einige hunderttausend Taler betragen zu haben.

Nachdem sie die Zahlung geleistet hatte, wurde der Arrest aufgehoben. In einem königlichen Privileg vom 1. September 1713, in dem ihr von neuem die Protektion des Königs und der Behörden versprochen wurden, erhielt sie die Genehmigung, ihr Geschäft im bisherigen Umfang und in ihrer bevorrechtigten Stellung als Hoffaktorin fortzuführen. Aber Esther, die den Tod zweier Männer, Unglücksfälle und Streitigkeiten in der Familie, den jähen Wechsel von Reichtum und Armut standhaft ertragen hatte, konnte den Zorn über das erlittene Unrecht nicht überwinden. Trotz aller Abgaben an den Fiskus starb sie als reiche Frau im Jahr 1714, ein Jahr nach dem Tod des Königs.

benen Berliner Zeitung 1713 (Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin, Heft 30), 1893; Otto Krauske, Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I., in: Hohenzollern-Jahrbuch, I. Jg., Berlin/Leipzig 1897, S. 71-86.

Vor ihrem Ende bestimmte sie, das Kostbarste, das Friedrich I. ihr einst geschenkt hatte, eine goldene Kette, mit ins Grab zu nehmen.⁴⁸

Die Alleinherrschaft Jost Liebmanns als Juwelenlieferant des Königs war eine kurze Zeit durch den Ehrgeiz eines anderen jüdischen Hoffaktors, Moses Benjamin Wulff, in Frage gestellt worden. Jost Liebmann war in Deutschland geboren und überaus stolz auf diese Herkunft; aus der Verbundenheit mit vielen angesehenen Familien schöpfte er Selbstvertrauen und Selbstsicherheit. Demgegenüber stand Moses Benjamin Wulff für den Typus des heimatlosen und verfolgten jüdischen Emigranten aus dem Osten.

Moses Benjamin wurde zwar (nach 1661) vermutlich schon in Deutschland geboren. Doch hatte sein Großvater Simon Wolf aus Wilna, ein Nachkomme von Moses Isserles aus Krakau, in den 1650er Jahren mit seiner Familie vor Kosaken, Schweden und Russen aus Litauen fliehen müssen. Der angesehene Vorsteher der berühmten Wilnaer Gemeinde hatte in Hamburg Asyl gefunden, wo er sich als alter Mann in einer fremden Umgebung, in einer Stadt, in der portugiesische und deutsche Juden miteinander im Streit lagen, um Stellung und Lebensunterhalt bemühen mußte. Es zeugt von der Willensstärke dieses Mannes, daß es ihm trotz seines schweren Schicksals und zahlreicher Hemmnisse gelang, in erstaunlich kurzer Zeit in der neuen Heimat Fuß zu fassen.

Einer von Simons Söhnen, Berend Wulff oder Baruch Minden, hatte sich nach Berlin gewandt, wo er 1672 Hoffaktor des Großen Kurfürsten wurde und dessen Hof mit Lebensmitteln belieferte. Er war ein gelehrter und ehrgeiziger Mann, der in der neugegründeten Gemeinde sofort eine bedeutende Rolle einnahm und seine Kinder in die besten deutsch-jüdischen Familien verheiratete. Aber er war von unruhigem Temperament und liebte die Abwechslung. Nach einer Weile zog er von Berlin nach Halberstadt, dann von Halberstadt nach Minden und von Minden wiederum nach Halle, um schließlich nach Berlin zurückzukehren, wo er zu Beginn des 18. Jahrhunderts starb.

⁴⁸ Andere preußische Hoflieferanten waren: Isaak Veit, der Pferde für den Hof lieferte, Moses Bonaventura, der türkische Pferde besorgte, Berend Wolff, der beauftragt wurde, zu günstigem Preis allerhand Viktualien und was sonst noch von ihm begehrt wurde, an den Hof zu liefern sowie Moses Jacobson aus Memel, der die bei ihm in Auftrag gegebenen Lieferungen treu und fleißig verrichten sollte. Die Wiener Kriegslieferanten Samuel Oppenheimer, Löw Sinzheim, die Bankiers Samson und Wolf Wertheimer, der hannoversche Kammeragent Leffmann Behrens, der sächsische Resident Berend Lehmann, die Mecklenburger Hofjuden Hinrichsen und Wallich, die Ansbacher Model, Fränkel und Nathan, der Baden-Durlachische Joseph Oberländer, der Pfälzer Lemle Moses Reinganum, die Frankfurter Kann und Drach belieferten in gleicher Weise ihre Höfe mit Weinen, Spezereien, Konfitüren, Silbergeschirr, Livreen, Hafer, Stroh und Heu und besorgten Geschenke für auswärtige Gesandte, Generäle und Fürstlichkeiten.

Von seinem Bruder Benjamin, dem Vater des Moses Benjamin Wulff, ist wenig bekannt. Man weiß lediglich, daß er nach dem Einfall der Kosaken als Jude in Lebensgefahr war und deshalb zum Katholizismus übertrat, dem er bei seiner späteren Ankunft in Deutschland wieder abschwor. Er ließ sich wie Berend in Berlin nieder, wurde einer der Vorsteher der Gemeinde und begründete mit seinen Mitvorstehern die Chewra Kaddischa, die heilige Bruderschaft. Aber zu großem Wohlstand kam er nicht. In den Schriften seines Sohnes ist oft von den miserablen Vermögensumständen und den Schulden des Vaters die Rede. Dieser Sohn, verheiratet mit einer Tochter von Berend Wulff, einer verständnisvollen, geschäfts- und weltkundigen Frau, wurde seiner Größe wegen von den Berlinern „der lange Jude“ genannt. Doch überragte er seine Glaubensgenossen nicht nur an körperlicher Größe. Wie es so oft bei Emigranten der Fall ist, denen weder eigenes Vermögen noch familiäre Beziehungen die Laufbahn ebneten, nahm er die deutsche Kultur leidenschaftlicher in sich auf als die Einheimischen und brachte der politischen und wirtschaftlichen Lage des Landes ein stärkeres Interesse als jene entgegen.

Sein Bestreben, dem Namen seiner Ahnen in der preußischen Hauptstadt die gleiche Geltung zu verschaffen, die er einst in der litauischen besessen hatte, brachte ihn bald in schwere Bedrängnis. Es war für keinen Juden leicht, in der neugegründeten Berliner Gemeinde heimisch zu werden, wo die unterschiedlichsten Gruppen nebeneinander lebten – österreichische, böhmische, polnische, litauische, rheinische, mittel- und süddeutsche Juden –, ohne gemeinsame Vergangenheit und ohne Tradition. Doppelt schwierig war es für einen einzelnen, der sich anschickte, die Alleinherrschaft eines bevorrechteten Hofjuden in der Gemeinde zu brechen.

Daß der junge Moses Benjamin Wulff so verwegen war, mit Jost Liebmann, dem Günstling des Kurfürsten, dem Vorsteher der Gemeinde, dem Oberhaupt einer über ganz Deutschland verbreiteten Familie, in Wettbewerb zu treten und gleichermaßen als Juwelenhändler mit hochstehenden Persönlichkeiten Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, offenbart nicht nur die Arglosigkeit des Unerfahrenen, sondern auch den kühnen Wagemut eines Menschen, dem kein Ziel zu hoch und kein Hindernis zu schwer erschien. Jost Liebmann, der am Hofe unentbehrlich, mit den Beamten vertraut und in alle Intrigen eingeweiht war, fand bald Mittel und Wege, die Pläne seines jüngeren Konkurrenten zu durchkreuzen und dessen Ruf in der Geschäftswelt durch Anklagen, Verdächtigungen, Prozesse und Inhaftierungen zu schädigen. Der junge Moses, der fast freudig den Fehdehandschuh aufnahm, jede Beleidigung mit einer Gegenbeleidigung, jede Klage mit einer Gegenklage parierte, mußte am Ende dem erfahreneren Gegner weichen. Nachdem die Konkurrenten nicht nur mit Worten, sondern auch tätlich aneinandergeraten waren,

bewirkte Liebmann eine Ordre des Kurfürsten, kraft derer Wulff aus Berlin und der Mark Brandenburg ausgewiesen wurde. Mitten im Winter mußte er mit seiner Frau, seinen beiden kleinen Kindern und seinen greisen Eltern die preußische Hauptstadt verlassen. Sein gesamter Besitz wurde beschlagnahmt.

Das Fürstentum Anhalt-Dessau, in dem Moses Benjamin Wulff Asyl fand, war in keiner Weise mit dem preußischen Staat zu vergleichen. Die Fürsten waren mehr Großgrundbesitzer als absolute Regenten und führten ein bürgerlich-patriarchalisches Regiment. Moses Benjamins Tätigkeit in Dessau, wo er bald nach seiner Ankunft zum Hoffaktor ernannt wurde, ähnelte weniger dem Dienst der Berliner Hofjuden, sondern vielmehr jenem der Faktoren polnischer und venezianischer Adliger, welche in persönlicher Vertrauensstellung die herrschaftlichen Güter verwalteten und sich um die persönlichen Angelegenheiten ihrer Herren kümmerten.

Fürst Leopold, der spätere persönliche Freund Moses Benjamins, lebt in der Geschichte und im Lied als der „Alte Dessauer“ fort. Er nahm an vierzehn Feldzügen teil, galt als tollkühner Sieger in der Schlacht und als derber, witziger, leutseliger Soldat im Lager. Aber er war auch ein aufbrausender, unwirscher Mann von ungezügelter, jähzornigem Temperament, ein Freund Friedrich Wilhelms I. und, wie dieser, allem Modischen abgeneigt. Allen Konventionen seiner Zeit zum Trotz heiratete er die Geliebte seiner Jugend, ein schönes, sittenstrenges Bürgermädchen, der er zeitlebens ein treuer Gatte blieb. Als strenger und sparsamer Volkswirt und großer „Oeconomus“, wie er selbst sich bezeichnete, nahm er tätigen Anteil an allen inneren Reformen des preußischen Staates. Zugleich bemühte er sich um die Reorganisation der Verwaltung wie um die Verbesserung der Wirtschaft seines Landes. Er ordnete das Münz- und Handelswesen, gründete Dörfer auf dem Land und baute Häuser in den Städten, errichtete nach holländischem Vorbild Deiche und gab dem Garten- und Obstbau nach italienischem Muster neuen Aufschwung.⁴⁹

Bei allen militärischen und innenpolitischen Unternehmungen wie auch in allen persönlichen Nöten fand Leopold in Moses Benjamin Wulff einen unermüdlichen und verständnisvollen Mitarbeiter und klugen und zuverlässigen Berater. Eingeweiht in die Pläne und Ränke seiner Herrschaft, wurde er in

⁴⁹ Karl August Varnhagen von Ense, Fürst Leopold von Anhalt/Dessau, Biographische Denkmale, II. Teil, 1825; Max Freudenthal, Aus der Heimat Moses Mendelssohns. Moses Benjamin Wulff und seine Familie, Berlin 1900; Otto Krauske, Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Anhalt-Dessau, in: Hist. Zeitschrift, 75. Bd. (1895); Otto Krauske, Die Briefe König Friedrich Wilhelm I. an den Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau, 1704-1740, Acta Borussia 1905; W. Kinsmann, Anhalt-Dessaus Stellung zur Anhaltischen Gesamtheit und seine Behördenorganisation unter Fürst Leopold (1698-1747), 1912.

geheimen politischen Missionen an die benachbarten Residenzen gesandt: nach Gotha, wo er ebenfalls zum Hoffaktor aufstieg, nach Dresden, wo er als Hofjude August des Starken tätig war, aber auch nach Wien, wo er in anstrengenden und mühsamen Verhandlungen die Erhebung der Anna Luise Fösin, Leopolds Gattin, in den Reichsfürstenstand durchsetzte. In Dessau ordnete er das verworrene Münzwesen, richtete nach preußischem Vorbild ein gutes Postwesen ein, equipierte die Truppen und belieferte den Hof, sorgte für den Verkauf des Holzes aus den Wäldern und die Erhebung des Elbzolls, kaufte für den Fürsten Jagden, Bergwerke und Salinen, pachtete und verpachtete in Leopolds Interesse Güter und Ländereien oder tauschte und erhandelte fürstlichen Besitz.

Zwischen dem Fürsten und dem Hofjuden entwickelte sich eine ähnlich freundschaftliche Beziehung, wie wir sie aus der Geschichte des Jud Süß kennen. Sie fand ihren Ausdruck in gegenseitigen Besuchen, in ihrer Korrespondenz, in vielen Gunstbezeugungen von seiten des Fürsten, der seinen Hofjuden auch in Stunden der Not nicht im Stich ließ und in Beweisen unerschütterlicher Ergebenheit von seiten Wulffs, die sich auf das gesamte fürstliche Haus erstreckten. Diese Zuneigung zwischen Fürst und Hoffaktor lag auch im Gegensatz ihrer Naturen begründet. Der stürmische, unbeherrschte Soldat fand Gefallen an dem ruhigen und besonnenen Ratgeber, der sich umgekehrt angezogen fühlte von der körperlichen Stärke, Unbeschwertheit und Tapferkeit des Kriegers. [...] Wenn diese Freundschaft nicht auf tragische Weise endete, wie in vielen anderen Fällen, so lag die Ursache in der einfachen Struktur und Verfassung des Anhaltischen Landes, dessen alte, verbrieft Rechte vom Fürsten und seinem Hofjuden nicht gebrochen werden konnten.

III. Der Kammeragent und Resident

Die Fürsten dieses Zeitalters erschöpften ihren Tatendrang nicht nur in langen Kriegen, ihre Prunksucht nicht nur in kostspieligen Bauten, ihre Abenteuerlust nicht nur in Reisen an fremde Höfe und in fremde Länder. Viele bemühten sich ernstlich, die Verwaltung ihrer Länder neu zu organisieren, ein modernes Heer und ein aufgeklärtes Beamtentum zu schaffen, durch die Ansiedlung von Kolonisten ihre bevölkerungsarmen Staaten wieder zu peuplieren und insbesondere durch die Reformierung des Steuersystems und Konsolidierung der fürstlichen Domänen und Regalien die Finanzen neu zu ordnen. Von den geordneten Finanzen nämlich, so lehrten die Volkswirtschaftler jener Zeit, seien die Erfolge im Kriege und das Wohl des Staates abhängig.⁵⁰ Macht und Ansehen der Herrscher seien mit ihrer Finanz- und Geldpolitik aufs engste verbunden. Die Fürsten hätten die Pflicht, Geld zu beschaffen und es im Lande zu halten; denn die Finanzen seien die Nerven des Staates. Wenn die Regierung den Staat mächtig machen wolle, schrieb auch der deutsche Philosoph Christian Wolff, so müsse sie dafür sorgen, daß viel Geld im Lande sei.⁵¹

Geld aber war für einen Fürsten jener Epoche von allen Dingen dieser Welt am schwierigsten zu beschaffen. Die Umwälzungen des 16. und 17. Jahrhunderts hatten nicht nur zu einer starken Verminderung des Geldwertes geführt; durch den langen Krieg waren auch große Vermögensverluste eingetreten, alte Bankhäuser waren fallit und viele Kapitalien zerstört worden. Hinzu kam, daß die öffentlichen Finanzen sich in einem Zustand völliger Verwir-

⁵⁰ Gustav August Heinrich Baron von Lamotte, *Practische Beyträge zur Cameralwissenschaft*, Leipzig 1782; Gustav Schmoller, *Die Epochen der preußischen Finanzpolitik* (*Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft*, Neue Folge, 1877), S. 33-119; Wilhelm Roscher, *Umriss zur Naturlehre der absoluten Monarchie* (*Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 45. Bd. 1889, S. 90 ff.); Julius Landmann, *Zur Entwicklungsgeschichte der Formen des öffentlichen Kredits*, in: *Finanzarchiv*, 29. Jg. (1912); Fr. Nussbaum, *A History of the Economic Institutions of Modern Europe*, New York 1933; Marvin Lowenthal, *The Jews of Germany. A Story of Sixteen Centuries*, Philadelphia 1936; Hans Peter Deeg, *Hofjuden. Juden, Judenverbrechen und Judengesetze in Deutschland von der Vergangenheit bis zur Gegenwart*, I. Nr. 1, hg. von Julius Streicher, Nürnberg 1938 [*Antisemitica*]; Cecil Roth, *The Court Jews of Edwardian England*, in: *Jewish Social Studies*, vol. V (1943).

⁵¹ Werner Frauendienst, *Christian Wolff als Staatsdenker*, Berlin 1927; Emil Utitz, *Christian Wolff* (*Hallesche Universitätsreden*, Bd. 45), Halle 1929.

rung befanden. Es gab noch keine Trennung der Hof- und Staatswirtschaft und keine systematische Übersicht über Einkünfte und Ausgaben. Die staatlichen Kassen, die nicht voneinander getrennt waren, wurden nicht kontrolliert, die Ausgaben noch nicht nach den Einnahmen geregelt, die Domänen und Regalien waren verschuldet. Die Geldwirtschaft als solche hatte zudem in jener Übergangszeit ihren mittelalterlichen halbprivaten Charakter auf der Basis der Naturalwirtschaft noch nicht vollständig verloren, so wie die dualistisch-feudale Staatsform noch nicht ganz verschwunden war. Die Verwaltung der Staatsfinanzen lag – wenigstens zu Beginn dieser Epoche – noch nicht einheitlich in der Hand des Fürsten. Dieser war zwar dem Namen nach Herr über Land und Leute, tatsächlich aber nur der größte Grundbesitzer, der seinen Hofhalt aus dem Ertrag seiner Domänen und Regalien bestreiten mußte. Größere Macht besaßen die Stände, der Adel, die Geistlichkeit und das städtische Patriziat. Ähnlich wie heute die Abgeordneten der Parlamente versammelten sie sich regelmäßig auf Landtagen; sie hatten das Recht der Geldbewilligung, der Zustimmung zu Krieg und Frieden, des Abschlusses von Bündnissen. Sie durften Steuern erheben und diese der ständischen, von ihnen allein verwalteten Kasse zuführen. Erfüllt vom partikularistischen Geist ihres Jahrhunderts standen sie in fast allen Staaten in geschlossener Front ihren Fürsten gegenüber. Ohne Kontakt zur großen Welt und ohne Kenntnis anderer Staaten und Sitten, sahen sie im Nachbarn das Maß aller Dinge. Was außerhalb ihrer Grenzen geschah, blieb für sie ohne Bedeutung. Sie wollten Ruhe und Ordnung, die Wahrung ihrer privilegierten Freiheit und die Erhaltung ihrer Religion. Sie wollten jeden Krieg mit dem Ausland und jede Einmischung in die Angelegenheiten des Reichs vermeiden, keine neuen Lasten übernehmen und dem Fürsten keine Anleihe gewähren, es sei denn, gegen die Bewilligung neuer Rechte als Gegenleistung.

Einigen tatkräftigen Herrschern, wie dem Großen Kurfürsten von Brandenburg, gelang es nach dramatischen, oft jahrzehntelangen Kämpfen, die Macht dieser Stände zu brechen und die eigene Herrschaft zu stabilisieren. In anderen Staaten wie Mecklenburg, Hannover, Sachsen und Württemberg jedoch erhielt sich das ständische Mitbestimmungs- und Steuererhebungsrecht bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. Um dieser Abhängigkeit und den hitzigen, meist fruchtlosen Debatten auf den Landtagen zu entgehen, gewöhnte sich der absolutistische Fürst allmählich daran, seine Zuflucht zu privaten Geldhändlern zu nehmen.

In dieser geldgierigen Epoche, da sich die Auffassung von der Sündhaftigkeit des Zinsnehmens vollständig gewandelt hatte, entwickelte sich ein besonderes Bündnis zwischen Fürst und Unternehmer. Beide repräsentierten die fortschrittlichsten und mächtigsten Kräfte der Zeit, deren Lebensbedürf-

nisse und -interessen sich ähnelten, die die Fragen der Wirtschaft nicht mehr vom Standpunkt mittelalterlicher Ethik und Kirchenmoral, sondern von dem der Nützlichkeit aus betrachteten. Beide kämpften gegen die engstirnige Handels- und Zollpolitik der Zünfte, die streng die Produktions- und Absatzgebiete begrenzten und jede Konkurrenz aus ihren Kreisen wirtschaftlicher Aktivität ausschlossen. Wir kennen eine Reihe christlicher Unternehmer und Geldgeber, die eng mit den Fürsten zusammenarbeiteten: Weiler, Kraut und Meinders mit dem Großen Kurfürsten, Schreyvogel mit Leopold I., Duve mit Johann Friedrich von Hannover, Raumer und Gullmann aus Augsburg mit dem Württemberger Herzog Karl Alexander oder Johann Jakob Günther mit Sachsen, Gotha und den habsburgischen Kaisern.

Aber zur Deckung der ungeheuren Summen, die Heer und Hof verschlangen oder zur Finanzierung der politischen, organisatorischen und volkswirtschaftlichen Reformen reichten diese Anleihen nicht aus. Der Staat bedurfte in jenen Jahren der großen Kapitalarmut nicht so sehr des professionellen Geldverleihers und Bankiers als vielmehr des Agenten und Kommissionärs. Das heißt, er benötigte erstens Männer, die in enger geschäftlicher Verbindung mit ausländischen Bankhäusern standen und imstande waren, Anleihen zu vermitteln. Zum zweiten wurden Männer gebraucht, die unauffällig und inoffiziell die Gelder von Staat zu Staat und von Grenze zu Grenze transportieren konnten. Drittens mußten die Subsidien, die ausländische Potentaten, vor allem Ludwig XIV., den deutschen Fürsten als Dank für militärische oder diplomatische Hilfe zahlten, ohne Aufsehen in die fürstlichen Kassen geschafft werden.

Die Theorien der merkantilistischen Schriftsteller über die besondere Befähigung der Juden für den Geldhandel und die guten Erfahrungen, die Holland, England, die Städte Mannheim, Hamburg und Glückstadt mit den aus Spanien vertriebenen Marranen gemacht hatten, stärkten das zeitgenössische Bild vom Juden als einem modernen Midas, durch dessen Berührung sich alles in Gold verwandelte.⁵² Die Finanzberater der großen Politik unterstützten diese Vorstellung. Die geschickte Finanzpolitik des Kriegslieferanten Antonio Fernandez Carvajal hatte erst vor kurzem die durch Revolution und Krieg verarmte Republik des Oliver Cromwell neu belebt. Die Häuser Costa, Mendes und Sylva aus Amsterdam hatten den Stuart Karl II. gestützt und ihm mit ihrem Geld geholfen, die Krone des Vaters wiederzugewinnen. Suasso, Pinto

⁵² Alfonso Cassuto, Die portugiesischen Juden in Glückstadt, in: *Jahrbuch für die jüdischen Gemeinden Schleswig-Holsteins und der Hansestädte*, Bd. II (1930); Henry Straus Henriques, *The Jews and the English Law*, Oxford 1908; Cecil Roth, *A History of the Marranos*, Philadelphia, 1932; Cecil Roth, *Life of Menasseh Ben Israel, Rabbi, Printer and Diplomat*, Philadelphia 1934 (4. Aufl. New York 1974).

und Medina brachten in Holland jene zwei Millionen auf, die dem Oranier Wilhelm III. die Fahrt nach England und die Herrschaft in Britannien ermöglichten.

Die Situation in den deutschen Territorien war ähnlich. So wie Samuel Oppenheimer dort den Typ des Kriegskommissars darstellt, repräsentieren drei Männer den jüdischen Finanzagenten: Leffmann Behrens in Hannover, Berend Lehmann in Sachsen, Samson Wertheimer in Wien. Alle drei waren infolge ihrer Geldgeschäfte in die Affären der großen Politik verstrickt: Leffmann Behrens als Berater Ernst Augusts von Hannover in seinem Ringen um die neunte Kurwürde; Berend Lehmann, der August dem Starken die polnische Königskrone gewinnen half; Samson Wertheimer, der beim Kaiser in Wien die Tätigkeit der beiden Freunde befürwortete und durch Geldlieferungen unterstützte.

So genau wir über Charakter und Lebenslauf Samuel Oppenheimers, Samson Wertheimers, Moses Benjamin Wulffs, Joseph Süß' und anderer Hofjuden unterrichtet sind, so wenig Zuverlässiges ist uns über die Persönlichkeit Leffmann Behrens überliefert, der seinen Glaubensgenossen als Liepmann Cohen bekannt war.⁵³ Wir wissen, daß sein Vater Issachar Behrman hieß, sein Großvater Isaak Cohen aus Bochum kam und er durch die Heirat seiner Kinder und Enkel mit den angesehensten Hoffaktoren in Verbindung trat.

⁵³ John Toland, *An Account of the Courts of Prussia and Hanover. Sent to a Minister of State in Holland*, London 1705; John Baron, *Anecdotes and Characters of the House of Brunswick*, London 1826; Karl Heinrich Georg Venturini, *Handbuch der Vaterländischen Geschichte für alle Stände Braunschweig-Lüneburgischer Landesbewohner*, Teil 4, Braunschweig 1809; F. Steger, *Das Haus der Welfen (Beiträge zur Geschichte der Lande Braunschweig und Hannover in Biographien der ausgezeichnetsten Regenten und Fürsten beider Welfenlinien)*, Braunschweig 1843; Gottschalk Eduard Guhrauer, *Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz*, Breslau 1846; Meir Wiener, *Liepmann Cohen und seine Söhne. Kammeragenten zu Hannover*, in: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums*, 13. Jg. (1864), S. 161-184; Meir Wiener, *Zur Geschichte der Juden in der Residenzstadt Hannover*, in: *Jahrbuch für Geschichte der Juden und des Judentums*, Bd. I, Leipzig 1860; Mendel Zuckermann, *Dokumente zur Geschichte der Juden in Hannover*, Heft I, Hannover 1908; Mendel Zuckermann, *Übersicht über den jüdischen geschichtlichen Inhalt des Kgl. Staatsarchivs zu Hannover*, in: *Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden*, hg. von Eugen Täubler, Bd. 2, Heft 2 (1910); Otto Schaer, *Der Staatshaushalt des Kurfürstenthums Hannover (Forschungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 4, Heft. 1)*, Hannover 1912; Selig Gronemann, *Genealogische Studien über die alten jüdischen Familien Hannovers*, Berlin 1913; Mendel Zuckermann, *Kollektanea zur Geschichte der Juden in Hannoverland*, 2. Heft 1913; Max Freudenthal, *Aus der Zeit der Hoffaktoren*, in: *Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur*, Bd. 26 (1925), S. 36-52; Georg Schnath, *Geschichte Hannovers im Zeitalter der 9. Kur und der englischen Succession 1674-1714 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Bd. XVIII)*, Hildesheim und Leipzig 1938.

Die Inschrift auf seinem Grabstein und das Memorbuch der Gemeinde rühmen ihn als einen milden und gütigen Menschen, einen Freund der Unterdrückten und Armen. Man nannte ihn den geistigen Führer seiner Zeit, der das Studium der heiligen Bücher liebte und sein Haus zu einer Stätte der Gottesverehrung machte. Der Italiener Gregori Leti beschreibt ihn 1687 als einen Mann mit ehrwürdigem und offenem Gesicht; in überlieferten Anekdoten belohnt er mit Klugheit und Takt die guten Taten anderer; jüdische Schriften rühmen ihn als besonnenen Erzieher seiner Glaubensgenossen und rührigen Organisator der jüdischen Gemeinde von Hannover.

Auch seine amtliche Tätigkeit offenbart nur wenig über die Person Leffmann Behrens'. Glanz und Großtuererei waren dem stillen, in sich gekehrten Menschen fremd. Er glich eher einem weltabgewandten Gelehrten als einem tätigen, mit Intrigen und politischen Affären vertrauten Finanzmann. In einer Zeit erregender Haupt- und Staatsaktionen erscheint er seltsam gemäßigt und beherrscht, als einer, der mit weisem Lächeln die Hast der Menschen nach unbedeutenden Dingen kopfschüttelnd beobachtet. Über der Eingangstür seines Hauses in der Langenstraße in Hannover standen in hebräischer Sprache die Worte „Viel Glück“. Wenn man unter Glück Reichtum, Ansehen, die Gunst von Fürsten und die Achtung der Zeitgenossen versteht, ist ihm dieses bis zu seinem Tod im Jahr 1714 treu geblieben. Ein gütiges Geschick bewahrte ihn auch davor, den Bankrott des von ihm gegründeten Bankhauses, die Gefangenschaft seiner Enkel, die Vertreibung seiner Angehörigen aus dem heimatlichen Hannover und deren Verelendung zu erleben. Aber auf privates Glück mußte Leffmann Behrens zeitlebens verzichten. Alle seine Kinder starben vor ihm. Seinen ältesten Sohn Herz, der mit einer Tochter Samson Wertheimers verheiratet war, beerdigte er im Jahr 1709; sein erst 40jähriger Sohn Moses Jacob starb unerwartet auf einer Geschäftsreise; seine Tochter Gnendel, die Gattin des Nikolsburger Landrabbiners David Oppenheim, verlor er im Jahr 1702, seinen Sohn Behrens bereits 1689. Wir wissen nicht, ob sein Glaube ihm half, diese Verluste zu tragen. Sicher ist nur, daß alle persönlichen Schicksalsschläge ihn nicht verbitterten und er weder seine innere Harmonie noch seine Menschenliebe je verlor.

Auf Grund neuer Quellen sind wir über seine Tätigkeit im Dienste dreier welfischer Fürsten unterrichtet: des Herzogs Johann Friedrich von Lüneburg-Celle, des Kurfürsten Ernst August und des Kurfürsten und späteren englischen Königs Georg Ludwig von Hannover. Als Leffmann Behrens vermutlich Mitte oder Ende der 1660er Jahre seine Laufbahn als Hof- und Kammeragent begann, war Hannover ein vom Harz bis in die norddeutsche Tiefebene sich hinziehendes, zersplittertes Territorium, beherrscht von vier miteinander rivalisierenden Dynastien. Diese schwankten politisch zwischen Frankreich

und Österreich hin und her, wurden von beiden ausgebeutet und verachtet. Als er starb, waren die vier Länder ein einheitliches, im Sinne des Absolutismus zentralistisch regiertes, finanziell und wirtschaftlich wohlgeordnetes Staatswesen, ein bedeutender Faktor in der europäischen Politik, eine militärische Macht, die von Freund und Feind umworben wurde und im Begriff stand, sich durch Personalunion mit England zu vereinen. Inwieweit Leffmann Behrens zu dieser Entwicklung von einem unbedeutenden kleinen Herzogtum zu einem starken Kurfürstentum beitrug, soll im folgenden geschildert werden.

Johann Friedrich, der erste Herrscher, in dessen Diensten Leffmann stand, hatte im Jahr 1665 einen Teil der welfischen Länder geerbt und seine Residenz in Hannover errichtet. Er war ein eigenartiger Regent von rätselhaftem Charakter, der selten einen raschen Entschluß faßte und der dennoch ständig seine Pläne und politischen Überzeugungen wechselte. Doch besaß er einen scharfen Verstand und eine vielseitige kulturelle Bildung, die in Briefen an Künstler und Gelehrte der ganzen Welt immer wieder zum Ausdruck kam. Ergriffen von den Mysterien der katholischen Kirche und den Wunderpredigten der italienischen Mönche, war er während eines Aufenthalts in Rom zum Katholizismus übergetreten, dem er aus echter Überzeugung sein Leben lang verbunden blieb. Dabei machte er keinen Versuch, seinen neuen Glauben anderen aufzudrängen. An seinem Hof lebten Katholiken und Lutheraner, Jesuiten und Calvinisten, Kapuziner und Freigeister, Italiener, Franzosen und Deutsche friedlich nebeneinander. Auch fand er es mit seinem Gewissen vereinbar, den aufgeklärten Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz als Bibliothekar seines Schlosses nach Hannover zu berufen.

Wenn Johann Friedrich seine Toleranz auf die Juden ausdehnte und die neugegründete Gemeinde in Hannover unter seinen besonderen Schutz nahm, so lag dies zum einen in seinem tiefen Verständnis für das Wesen einer jeden Religion begründet, zum anderen in seinem Charakter, der jeglichem Fanatismus abgeneigt war. Ebenso sehr aber wurde dieser opportunistische Fürst, der Religion und Politik reinlich zu scheiden wußte, durch Motive finanzieller Natur geleitet. Ähnlich dem Großen Kurfürsten in Brandenburg, Colbert in Frankreich und anderen Herrschern jener Zeit begünstigte er die Juden, um seine Einnahmen zu erhöhen, um mit ihrer Hilfe seine Finanzen zu ordnen und sich Bundesgenossen gegen die Stände zu schaffen, die dem Renegaten mißtrauisch gegenüberstanden und seine auswärtige Politik entschieden bekämpften. Denn während die übrigen welfischen Fürsten im Reichskrieg gegen Frankreich auf der Seite des Kaisers standen, schloß Johann Friedrich 1672 ein enges Militärbündnis mit Ludwig XIV. und gestattete französischen Truppen den Durchmarsch durch sein Fürstentum. Es steht

hier nicht zur Debatte, aus welchen Gründen er sich zu diesem Schritt entschloß. Möglicherweise lockten ihn die hohen Geldsummen, die Ludwig XIV. ihm Monat für Monat als Lohn für seine Kriegshilfe zahlte, so daß Leibniz' Wort, Geld sei für die deutschen Fürsten unwiderstehlich, sich insbesondere auf seinen Herrn bezogen haben mochte. Vielleicht glaubte auch der autokratische Fürst, der „Kaiser“ in seinem eigenen Land sein wollte, durch die Subsidien seine Lieblingsidee, die Schaffung eines großen stehenden Heeres, verwirklichen zu können. Nur waren die Mittel seines eigenen Landes zu gering, um eine solch kostspielige Laune zu ermöglichen. Die einzige Einnahmequelle, über die er frei verfügen konnte, waren die Erträge aus seinen Domänen und Regalien, während die eigentlichen Steuern ohne Mitbestimmungsrechte des Herzogs von den Ständen bewilligt und erhoben wurden. Verständlicherweise beriefen sie sich auf ihre alten Privilegien und dachten nicht daran, die in ihren Augen unpatriotische Politik des katholischen Herzogs zu unterstützen. Johann Friedrich griff deshalb zu einer altbewährten Lösung: Er wandte sich an die Juden. „Der Jude“, wie Leffmann Behrens kurzerhand in allen amtlichen Schriftstücken, Korrespondenzen und Schatullrechnungen genannt wurde, erhielt den Auftrag, die Privatkasse des Herzogs, die sogenannte „Propellerkasse“, zu füllen, in die all jene Summen flossen, deren Herkunft man gern geheimhielt.

Während der Regierungszeit Johann Friedrichs bestand die Tätigkeit Leffmann Behrens noch nicht in der eines Bankiers und Geldgebers. Diese Stellung erwarb er sich erst unter Ernst August, dem Nachfolger des Herzogs. In jener Frühzeit seiner Laufbahn war er nur Agent und Kommissionär, das heißt ein Vermittler von Geldsummen, die er aus verschiedenen Quellen auftrieb und in die herzogliche Kasse leitete. Seine Hauptaufgabe bestand darin, die in Paris von Ludwig XIV. zu zahlenden Subsidien, die gewöhnlich unpünktlich und erst nach vielen Bittschriften Johann Friedrichs geleistet wurden, möglichst geheim und auf schnellstem und sicherstem Wege von Frankreich nach Hannover zu schicken. Um sicherzustellen, daß dieser Geldtransfer glatt und ohne Verzögerung erfolgte, sandte Leffmann seinen Sohn Herz nach Paris. In enger Zusammenarbeit mit dem hannoverschen Residenten Brosseau erhob Herz Behrens persönlich beim französischen Tresor die Subsidiengelder, die dann durch die Vermittlung zweier portugiesischer Juden nach Amsterdam, von dort nach Hamburg und schließlich in die Propellerkasse nach Hannover geleitet wurden. Der Verdienst Leffmanns bestand in einer fünfprozentigen Provision, zuzüglich der Gewinne an Agio und Valuta.

Als Johann Friedrich im Jahr 1679 starb, wurde sein jüngerer Bruder Ernst August sein Nachfolger: ein nüchterner Politiker, der mit beiden Bei-

nen auf dem Boden der Wirklichkeit stand, ein geschickter Diplomat, der hin und wieder verschlungene Wege ging, ein tapferer Soldat von vollendeten Umgangsformen, einer der ersten Edelmänner und ehrgeizigsten Fürsten Europas. Erfüllt von der glanzvollen Vergangenheit des Welfenhauses, träumte er davon, seinem Ahnen Heinrich dem Löwen gleich, die Grenzen seines Landes bis an die Ufer der Nordsee auszudehnen. Indem er das von Johann Friedrich gut organisierte und ausgerüstete Heer vergrößerte, es dem Kaiser zur Verfügung stellte und auf den Schlachtfeldern Europas kämpfen ließ, wollte er sein Land zu einer bedeutenden Staatsmacht entwickeln. Darüber hinaus hoffte er, durch die Vereinigung der seit Jahrhunderten in kleine und kleinste Herrschaften und Bistümer zersplitterten welfischen Länder seinen Staat von innen her zu konsolidieren.

Johann Friedrich hatte sich die Gelder für den Unterhalt seiner Truppen durch sein Bündnis mit Frankreich verschafft. Ernst August konnte auf diese Finanzquelle nicht zurückgreifen: als patriotischer Reichsfürst mit dem Kaiser eng verbunden, hatte er offen gegen den Überfall auf Straßburg durch Ludwig XIV. im Jahr 1681 opponiert. So versuchte er, die nötigen Geldmittel aufzubringen, indem er die Pachtsumme aus seinen Domänen erhöhte, ein gerechteres Steuersystem einführte und die Minen und Salinen seines Landes reorganisierte. Obwohl Hannovers Finanzen als die solidesten im Reich galten, genügte die durch Reformen oder Anleihen geschaffene Geldmenge nicht, um den Finanzbedarf des Herzogs zu decken. So verschieden die Politik Ernst Augusts von der seines Vorgängers war, in einem Punkte kam er ihm gleich: in seinem unbegrenzten Vertrauen, das er in Leffmann Behrens setzte, den er von Johann Friedrich als Hof- und Kammeragenten übernommen hatte und in der Hochachtung, die der religiös indifferente, fast zynische Fürst dem frommen Juden entgegenbrachte.

Leffmanns Rolle am Hofe von Hannover spiegelt sich in den amtlichen Haushaltsrechnungen wider, die Jahr für Jahr, Monat für Monat die Anleihen verzeichneten, die er der fürstlichen Kasse in immer steigendem Maße besorgte. War er bis jetzt nur Agent und Vermittler der Subsidien gewesen, so wurde er nun unentbehrlicher Bankier und Geldgeber des Hofes, ja, der eigentliche Gebieter über das herzogliche Finanz- und Kassenwesen. Durch seine geschäftlichen Beziehungen zu portugiesischen Glaubensgenossen in Amsterdam wie Nuñez da Costa und Mesquita und zu Teixeira in Hamburg, durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu deutschen Hoffaktoren wie Jost Liebmann in Berlin, Elias Gumperts in Kleve, Wertheimer und Oppenheimer in Wien, war er fast immer imstande, die vom Herzog gewünschten Summen aufzutreiben, die oft viele tausend Reichstaler betrug.

Der Name Leffmann Behrens' ist jedoch nicht nur wegen der von ihm vermittelten Anleihen mit der Geschichte Hannovers verbunden. Andere Hofjuden haben in ähnlicher Weise den Fürsten gedient und ihre Kassen gefüllt. Sein besonderer Beitrag bestand in der Unterstützung Ernst Augusts, als dieser versuchte, den Kurfürstentitel zu erwerben.

Dem Herzog, der so stolz auf die „Grandeur“ der Welfen war und dem qua Erbfolgerecht die englische Krone in Aussicht stand – seine Frau, die Kurfürstin Sophie, war mütterlicherseits eine Stuart – mußte es unerträglich erscheinen, daß er ein unbedeutender, kleiner Reichsfürst bleiben sollte, während das Recht, den Kaiser zu wählen und die Politik des Reiches mitzubestimmen, in der Macht der acht Kurfürsten lag: der sechs katholischen von Köln, Trier, Mainz, Bayern, Böhmen und der Pfalz und der beiden protestantischen von Sachsen und Brandenburg. Seit dem Tag, an dem Ernst August die Regierung angetreten hatte, waren all seine Pläne und Gedanken darauf gerichtet, als neunter Kurfürst Mitglied dieses Kollegiums zu werden und damit die Vorrechte dieses erhabenen Standes zu teilen. Nicht allein aus Gründen der persönlichen Eitelkeit oder der Staatsräson, sondern auch im Interesse der geschwächten protestantischen Partei, die nur durch zwei Wahlstimmen im Kurfürstenrat vertreten war. Eben diese Aussicht auf eine Stärkung des Protestantismus rief auf seiten der katholischen Kurfürsten die heftigste Opposition hervor, da sie durch eine solche Verfassungsänderung eine Gefährdung ihrer Kirche befürchteten. Auch der Wiener Hof verhielt sich ablehnend gegenüber den Denkschriften des Philosophen und Hofhistoriographen Leibniz und dem offenen und geheimen Werben des klugen hannoverschen Ministers Grote. Weder der Hinweis auf die Verdienste des Welfenhauses, das „Gut und Blut“⁵⁴ für die Sache des Reiches geopfert hatte, noch die Zahlung hoher Bestechungsgelder an kaiserliche Beamte und die Günstlinge der rheinischen Erzbischöfe vermochten den Widerstand der katholischen Front zu brechen.

Ernst August aber gab so leicht nicht auf. Konnte er sein Ziel mit sauberen Mitteln nicht erreichen, so schlug er auch unsaubere nicht aus. Der patriotische Fürst, der sich gerade damals über die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen heftig erregte, schloß in einem Moment, da seine kaiserlichen Alliierten sich nur mit Mühe ihrer Feinde im Osten und Westen erwehrten, ein geheimes Bündnis mit Ludwig XIV. In diesem sogenannten Neutralitätsvertrag von 1690 erklärte sich Ernst August bereit, im pfälzischen Erbfolgekrieg neutral zu bleiben und seine Truppen, die schon in den Niederlanden standen, vom Kriegsschauplatz zurückzuziehen. Als Gegenleistung ver-

⁵⁴ Keine Anführungszeichen im Original.

pflichtete sich der französische König zu einer jährlichen Subsidienzahlung von 400.000 und einer einmaligen Zahlung von 36.000 Talern, die er dem verstorbenen Johann Friedrich noch schuldete. Gleichzeitig verbündete sich Ernst August, mit anderen deutschen Fürsten zu einer dritten Partei im Reich, welche die Bundesgenossen zum Abfall von der Sache des Kaisers bewegen und durch diese Machenschaften Leopold I. zu einem raschen Friedensschluß mit Frankreich zwingen sollte. Angezogen durch die Aussicht auf die französischen Subsidien, traten einige Fürsten dieser dritten Partei bei, deren geheimes Ziel es war, Ernst August zur neunten Kurwürde zu verhelfen.

Was hatte der fromme Jude Leffmann Behrens, der sich vorzugsweise mit der Förderung des Drucks hebräischer Bücher und der Unterstützung armer Talmudgelehrter beschäftigte, mit allen diesen Bündnissen und Verträgen, Verhandlungen und Abmachungen zu tun? Bis vor kurzem war nur bekannt, daß Leffmann eine gewisse Rolle bei den diplomatischen Verhandlungen spielte. Neue archivalische Forschungen belegen jedoch, daß er in dieser komplizierten Affäre eine höchst wichtige Funktion hatte. Wie schon unter Johann Friedrich leitete Leffmann Behrens, zusammen mit dem hannoverschen Gesandten am französischen Hof, die finanziellen Transaktionen, das heißt, den Geldverkehr zwischen Paris und Hannover und zwischen Hannover und den Bundesgenossen des Herzogs. Die hohen Geldsummen (sie sollen sich 1691 auf einen Betrag von 109.000 Pfund monatlich, das heißt, 1.526.000 Pfund oder 508.666 Taler im Jahr belaufen haben) wurden teils in Wechseln, teils in Bargeld, das Leffmann in Weinfässer verpacken ließ, auf dem Wasserweg über Metz und Koblenz nach Hannover transportiert. Aus den Quellen geht nicht hervor, ob Leffmann auch zu den politischen Beratungen der dritten Partei und zu den Konferenzen hinzugezogen wurde, die Ernst August und seine Minister mit dem französischen Agenten Asfeld führten. Es ist aber anzunehmen, daß bei Geschäften wie diesen, bei denen politische und finanzielle Angelegenheiten so eng miteinander verknüpft waren, der Rat des Kammeragenten hier und da gefragt war. Jedenfalls ist bekannt, daß Leffmann den hannoverschen Minister Grote und Asfeld nach Dresden begleitete, als beide in einer gewagten diplomatischen Kampagne den sächsischen Kurfürsten als Bundesgenossen zu gewinnen suchten.

Keinem der Beteiligten war verborgen geblieben, daß die Gründung der dritten Partei und die sogenannte Neutralitätspolitik Hannovers trotz des Geschäfts, das man mit den französischen Subsidien machte, nur ein kühner Schachzug Ernst Augusts war, um den Widerstand des Kaisers zu brechen. Auch der französische Agent war sich bewußt, daß die Erlangung der Kurwürde immer „das Hauptobjekt der Wünsche Ernst Augusts“ und damit den „Grundpfeiler“ der dritten Partei bildete. Zwei Jahre nach Abschluß des ge-

heimen Abkommens zwischen dem Herzog von Hannover und Ludwig XIV. war der von Türken und Franzosen gleichermaßen unter Druck gesetzte und auf die Waffen- und Geldhilfe des Welfen angewiesene Kaiser bereit, dem Drängen Ernst Augusts nachzugeben und ihn zum neunten Kurfürsten mit dem Titel „Reichs-Erz-Panner-Herr“ zu machen, freilich nicht, ohne sich seine Gnade zum allerhöchsten Kurs bezahlen zu lassen. Spötter veranlaßte dies, den neunten Kurhut als „teuersten Hut der Weltgeschichte“ zu bezeichnen. Ernst August mußte sich nicht nur verpflichten, während der Dauer des Krieges 6.000 Mann hannoverscher Truppen zu equipieren und dem Kaiser für den ungarischen Feldzug zur Verfügung zu stellen, sondern auch die immense Summe von 500.000 Gulden in die Kasse Leopolds zu zahlen.

Wiederum wurde Leffmann Behrens beauftragt, diese Gelder aufzubringen. Zu den Zahlungen an Leopold kamen weitere an verschiedene Fürsten hinzu, als Gegenleistung für deren Anerkennung des Titels. So gab die Pfalz ihre Zustimmung erst, nachdem Leffmann Behrens' Sohn Jacob, ein Schwager des Pfälzer Hofjuden, die einflußreichsten Minister dieses Landes durch bedeutende Geldsummen gewonnen hatte. Schätzungsweise 1.100.000 Taler wurden bis zum Jahr 1692 für die Kurwürde ausgegeben. Daß Hannover imstande war, diese Summe aufzutreiben, war das Verdienst des Kammeragenten, denn die Untertanen waren nicht in der Lage, wie ein zeitgenössischer auswärtiger Beobachter schrieb, „für die neue Ehre ihres Herzogs die schwere, fast unerträgliche Bürde zu tragen.“

Jedes Volk sucht um das Leben seiner großen Männer einen Kranz von Legenden zu flechten, um ihre einzigartige historische Erscheinung neu zu deuten und die Fakten der Geschichte allegorisch zu erhöhen. So wurde Jud Süß, der in Wirklichkeit ein weitblickender Staatsmann mit neuen, kühnen Ideen war, für Juden wie für Christen zwei Jahrhunderte lang die Verkörperung des Bösen, der leibhaftige Antichrist, eine zur ewigen Verdammnis verurteilte sündige Seele. Sein Geist, so die Legende, gehe noch heute in den Gemächern und Gängen seines alten Hauses in Stuttgart um. Im Gegensatz zum „Mythos Süß“ spiegeln Dichtung und Sage die Gestalt des polnischen Residenten Berend Lehmann als zweiten Joseph von Ägypten wider. Er erscheint als der Auserwählte Gottes, der ihn vor Nachstellungen seiner Feinde warnt und aus Notlagen wundersam befreit. Wenn es zutrifft, daß Sagen einen Kern historischer Wahrheit enthalten, so beweisen die zahlreichen Anekdoten über das Leben und Ende von Süß, daß dieser geistreiche und kultivierte Vertreter des Barock seinen Glaubensgenossen stets ein Fremder und Außenseiter blieb, ein Verächter ihrer alten Religion und ihrer heiligen Gesetze. Dagegen entsprach der Gründer der Halberstädter Klaus, der Herausge-

ber des Talmuds, der den ersten preußischen König im Schachspiel besiegte und der in der höfischen Welt des Scheins das wahre Sein nicht vergaß, ganz und gar dem Idealbild, das sich der Jude aller Zeiten von seinen Großen und Vornehmen gemacht hat.

So erzählt eine Legende, daß Süß, der die Speisegesetze nicht einhielt und die Synagoge nicht besuchte, der uneheliche Sohn des Feldmarschalleutnants und Ritters des deutschen Ordens, Georg Eberhard von Heidersdorff, und der schönen und leichtsinnigen Michal, der Frau des Steuerrezeptors der Pfälzer Judenschaft, Süßkind Oppenheimer, gewesen sei. Von Berend Lehmanns frommem Vater dagegen geht die Sage, daß er auf die Nachricht vom Tode des Manasse ben Israel hin zu Gott gebetet habe, er möge ihm einen Sohn schenken, der jenem großen Manne ähnlich würde. Ein Jahr nach Manasses Tod – am 24. Nissan 1661⁵⁵ – sei Lehmann geboren worden, der als „Stadlan haggadol“ seinem Volke Recht geschaffen habe und jederzeit zu dessen Gunsten in die Paläste der Könige und Fürsten eingetreten sei.⁵⁶

Das schmachliche Ende des Süß erschien vielen als verdiente Strafe für den stolzen, arroganten und sein Schicksal herausfordernden Emporkömmling. Lehmann dagegen, der demütige, die Gesetze seiner Religion gewissenhaft wahrende polnische Resident, wurde, so heißt es, auf wunderbare Weise vor dem Tod bewahrt. Der Sage nach beschlossen die geistlichen Herren des Bistums Halberstadt, die durch den Heimfall ihres Landes an Preußen ihre Einnahmen sehr verringert sahen, sich ihres Hauptgläubigers, des Juden Lehmann, zu entledigen. Unter dem Vorwand eines aussichtsvollen Geschäfts sandten sie ihn mit einem versiegelten Brief, den er persönlich überreichen sollte, zu einem böhmischen Bischof. Das Schreiben enthielt die Aufforderung, den Überbringer des Briefes zu töten, damit die kirchlichen Herren von Halberstadt ihrer Schulden ledig würden. Unterwegs erkrankte Lehmann ernstlich, was ihn nötigte, die Reise zu unterbrechen und die Nachricht durch einen Boten zu senden. Da der Bote nicht zurückkehrte, reiste Lehmann selbst nach Böhmen, wo er vom Schicksal seines Abgesandten erfuhr.

⁵⁵ 24. Nissan 1661 Sabbat, der 23. April 1661 (5421)

⁵⁶ Folgende Passage aus dem deutschen Manuskript sei ergänzt: „Von Lehmann selbst berichtet die Halberstädter Chronik [...] folgendes: Der Kommandeur des Halberstädter Regiments habe einen Bären in den Straßen der Stadt frei herumlaufen lassen. Alle Bitten der verängstigten Bürger, sie von der Gefahr zu befreien, seien ohne Erfolg geblieben. Nachdem das Tier ein kleines Kind getötet hatte, habe Lehmann auf eigene Verantwortung den Bären erschießen lassen und damit die Stadt von ihrer Geißel befreit. Er selbst habe seitdem den Namen ‚Bärman‘ getragen und sein Wappen außer einer freiherrlichen Krone einen kleinen Mann gezeigt, der einen großen, mit einem Maulkorb versehenen Bären mit sich führte.“



„Hofjude mit Ring“; Ölgemälde des belgischen [?] Hofmalers Anton Schoonjans (1655-1726), Berlin 1702. (Gidal-Bildarchiv im Salomon Ludwig Steinheim Institut, Duisburg)

Der Porträtierte ist bis heute nicht eindeutig identifiziert. Zunächst wurde angenommen, es handele sich um Jost Liebmann, dessen Spezialisierung auf Juwelen in der Entstehungszeit des Bildes bekannt war. Da er aber wenige Monate, bevor der Maler nach Berlin kam, starb, ist wenig wahrscheinlich daß er als Modell infrage kommt. Inzwischen wird das Porträt einem anderen, mit dem Hof Friedrichs III. verbundenen Hofjuden zugeschrieben: Berend Lehmann. (vgl. Richard Cohen, *Portrait of a Court Jew with a Ring*, in: Vivian B. Mann, *Richard Cohen, From Court Jews to the Rothschilds*, München, New York 1996, S. 191)

In seiner geschäftlichen Tätigkeit machte Süß nie einen Unterschied zwischen jüdischen und christlichen Geschäftspartnern. Von allen verlangte er die gleiche harte Arbeit und die gleiche Tüchtigkeit wie von sich selbst, kritisierte und verfolgte jede Nachlässigkeit unnachgiebig. Berend Lehmann dagegen lehnte es ab, auch offenkundiges Unrecht seiner Glaubensgenossen zu bestrafen. Als ihm in Braunschweig eine größere Geldsumme und ein wertvolles Schmuckstück entwendet worden waren und zwei Juden der Tat verdächtigt wurden, bat er den städtischen Magistrat um Milde für die Angeklagten und erreichte ihre Freisprechung.

In vielen Flugschriften wird Süß beschuldigt, durch seine Finanzpolitik das württembergische Volk erpreßt und in Armut und Verzweiflung gestürzt zu haben. Von Lehmann wiederum berichten sächsische Chroniken, daß er während einer schlimmen Hungersnot im Winter 1719/1720 aus Rußland und Polen 40.000 Scheffel Getreide herbeigeschafft und es zu geringem Preis an die sein Haus Tag und Nacht belagernde Dresdner Bevölkerung verteilt habe.

Wie Samuel Oppenheimer, Samson Wertheimer, Jost Liebmann, die Gumperts und Süß kam Berend Lehmann aus dem Westen des Reichs. Seine Familie stammte aus Essen. Sein Urgroßvater, Coßmann Moyses, wird schon im 16. Jahrhundert als Gläubiger des Rats von Essen erwähnt. Ein Teil der Familie wanderte nach Friesland und ins Rheinland aus, Kaufleute zumeist, aber auch Rabbiner und Schriftgelehrte. Ein Vetter Berends, Joseph Kosmann, ein Enkel Juspa Hahns und der Schwiegersohn des berühmten Deutzer Rabbiners Juda Mehler schrieb eine Reihe gelehrter Werke. Juda Lehmann, der Sohn des Elia von Essen und Enkel des Coßmann Moyses, ein frommer, bescheidener und wohlthätiger Mann, war der Vater des Berend Lehmann.⁵⁷ Die Ansichten der Historiker über den Geburtsort Lehmanns

⁵⁷ Benjamin Hirsch Auerbach, *Geschichte der israelitischen Gemeinde von Halberstadt*, Halberstadt 1866; Leopold Löwenstein, Issachar Bermann aus Halberstadt, in: *Blätter für jüdische Geschichte und Literatur* (Beilage zu „Der Israelit“), Mainz 1903, S. 41-47; Salomon Samuel, *Geschichte der Juden in Stadt und Stift Essen bis zur Saecularisation des Stiftes 1291-1802*, Essen 1905; *Der polnische Resident Berend Lehmann, der Stammvater der israelitischen Religionsgemeinde zu Dresden*. Von seinem Ur-Ur-Urenkel Emil Lehmann (1885), in: Emil Lehmann, *Gesammelte Schriften*, Dresden² 1909, S. 91-134; Emanuel Forchhammer, *Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, insbesondere in Beziehung auf Magdeburg und die benachbarte Gegend* (*Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg*, 1911); R. Scheller-Steinwartz, *Polen und die Königswahl von 1697* (*Zeitschrift für osteuropäische Geschichte*, Bd. II, 1912); Rudolf Beyrich, *Kursachsen und die polnische Thronfolge* (*Historische Abhandlungen*, Leipzig, Heft XXXVI, 1913); Paul Burg, *Die schöne Gräfin Königsmark. Ein bewegtes Frauenleben um die Wende des 17. Jahrhunderts*, Leipzig 1919; Gustav Schmoller, *Umriss und Untersuchungen zur Verfassungs- Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte, besonders des preußischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert*, Leipzig 1896; Gustav Schmoller, *Preußische Verfassungs-, Verwaltungs-*

gehen auseinander. Die einen behaupten, daß Juda, bald nachdem das Bistum Halberstadt an Preußen gefallen war, von Essen nach Halberstadt zog und ihm dort zwei Söhne geboren wurden, Berend und Herz. Die anderen vermuten, daß Juda Lehmann in Essen blieb und dort im Jahre 1694 starb, während Berend allein nach Halberstadt ging und dort Mirjam, die Tochter des Gemeindevorstehers Joel, heiratete. Als junger Mann trat Berend Lehmann in Handelsbeziehungen zu Leffmann Behrens und kam durch ihn mit mehreren deutschen Fürsten in Berührung, insbesondere mit Friedrich August von Sachsen, der ihn 1696 zum Hoffaktor und ein Jahr später zum Residenten des niedersächsischen Kreises ernannte.

Es läßt sich schwer nachweisen, ob die verschiedenartigen Titel, die man den Hofjuden verlieh – Hof- und Oberhof-, Kriegs-, Kabinetts-, Kommerzien- und Milizfaktor, Kammer-, Hof- und Finanzagent – auch mit unterschiedlichen Leistungen verbunden waren.⁵⁸ Der Agententitel, der ursprünglich die Bezeichnung für einen Diplomaten zweiten Ranges war, hatte bereits seit dem 16. Jahrhundert seinen politischen Charakter verloren. Er wurde in

und Finanzgeschichte, Berlin 1921; Otto Eduard Schmidt, Minister Graf Brühl und Karl Hinrich von Heineken, Briefe und Akten. Charakteristiken und Darstellungen zur sächsischen Geschichte (1733-1763), Leipzig 1921; Josef Meisl, Berend Lehmann und der sächsische Hof, in: Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft XVI (1924); Cornelius Gurlitt, August der Starke. Ein Fürstenbild aus der Zeit des Deutschen Barock, 2 Bde., Dresden 1924; Paul Haake, August der Starke, Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich von Preußen (Velhagen und Klasing, 40. Jg.) Berlin 1925; Paul Haake, August der Starke, Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich von Preußen, Berlin 1925; Paul Haake, August der Starke, Berlin 1927; Paul Haake, August der Starke im Urteil der Gegenwart. Sachsen zur Zeit August des Starken, Berlin 1929; Max Köhler, Die Juden in Halberstadt und Umgebung bis zur Emanzipation, (Studien zur Geschichte der Wirtschaft und Geisteskultur, Bd. III) Berlin 1927; Ernst Frankl, Die politische Lage der Juden in Halberstadt von ihrer ersten Ansiedlung bis zur Emanzipation (Jahrbuch der Jüdisch Literarischen Gesellschaft, Bd. XIX), Frankfurt am Main 1928, S. 317-332; Fritz Költzsch, Kursachsen und die Juden in der Zeit Brühls [phil. Diss], Engelsdorf-Leipzig 1928; Alexander von Gleichen-Russwurm, Das Jahrhundert des Barock (Kultur- und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker, Bd. 13 u. 14, Hamburg 1929-1931; Jacob Strieder, Jacob Fugger The Rich, New York 1931; The Cambridge History of Poland. From Augustus II. to Pilsudski (1697-1935), Cambridge 1941; Oskar Halecki, The History of Poland, London 1942; Akten des Berliner Geheimen Staatsarchivs R 33n-120c und R33-130; Magdeburger Staatsarchiv Rep. A13 Nr. 613 und Stadtarchiv Halberstadt.

⁵⁸ Das Große Vollständige Lexikon aller Wissenschaften und Künste aus dem Jahre 1735, Bd. IX (Buchstabe F), Sp. 64; Johann Christian Luenig, Theatrum ceremoniale historico-politicum oder Historisch- und politischer Schauplatz aller Ceremonien, welcher bey Päbst- und Käyser- auch Königlichen Wahlen und Crönungen erlangten Chur-Würden...beobachtet worden, Theil 1, Leipzig 1719; Otto Krauske, Die Entwicklung der ständigen Diplomatie (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 139), Leipzig 1885; Hermine Kühn-Steinhausen, Pfalz-Neuburg und die Kurie. Beiträge zur Geschichte der politischen Agenten des 17. Jahrhunderts (Düsseldorfer Jahrbücher, Bd. 39), Düsseldorf 1937.

dem hier behandelten Zeitraum zumeist an Leute vergeben, die den Hof oder die Armee belieferten oder an Korrespondenten, die alle größeren und kleineren Fürsten an zentralen Orten beschäftigten und deren Aufgabe es war, ihre Höfe über Vorgänge in der Politik, über die Ereignisse des Tages und über höfischen Klatsch zu unterrichten. Ihre Rolle ist vergleichbar mit der unserer heutigen Zeitungskorrespondenten. Sie hatten keine internationalen Vorrechte und keine politische Bedeutung, da sie nur im Privatdienst ihrer Herren standen.

Auch die Patente der Hoffaktoren und Kammeragenten, die gewöhnlich auf kostbarem, in rotem Samt gebundenem und mit gelben Schleifen verziertem Pergament geschrieben waren,⁵⁹ verraten wenig über die eigentliche Tätigkeit der Hofjuden. Sie werden darin angehalten, den Fürsten nach bestem Wissen und Gewissen treu und ehrlich zu dienen und sie vor Schaden und Nachteil zu behüten. Als Gegenleistung wird ihnen zugesichert: ein jährliches Gehalt, meist 150 bis 200 Taler, der Schutz der Behörden, Befreiung von der höfischen Gerichtsbarkeit, Zutritt zum Hof, Zoll-, Maut-, Brücken-, Weg- und Geleitsfreiheit sowie das Recht, nach Belieben zu handeln und zu wohnen.

Der Titel des Residenten stellte seinen Inhaber etwas höher. Im 18. Jahrhundert bezeichnete er eine Art diplomatischer Würde dritter Ordnung. Ursprünglich kamen Residenten an jene Höfe, an die man zur Vermeidung größerer Geldausgaben und aufwendigen Zeremoniells keine Gesandten schicken wollte. Es kam aber auch vor, daß der Titel als Gunstbezeugung für hervorragende Dienste oder gegen Geld an wohlhabende Bürger verliehen wurde, um ihnen eine höhere gesellschaftliche Stellung und Befreiung von bürgerlichen Abgaben zu sichern. Sie hatten dann meist keine diplomatischen Geschäfte zu verrichten, sondern waren ähnlich den Agenten mit dem Ankauf von Waren und Kunstgegenständen, mit vertraulichen Missionen und der Vermittlung von Nachrichten und Botschaften beauftragt.

Das Patent, das der sächsische Hof im Jahr 1697 Berend Lehmann als Residenten ausstellte, existiert nicht mehr. Es ist aber auf Grund der Tätigkeit Lehmanns anzunehmen, daß es ähnlichen Inhalts war wie jenes, das der Herzog Karl Alexander von Württemberg am 18. März 1734 Jud Süß ausstellte,

⁵⁹ *Anmerkung im Original:* „Siehe Schutzbriefe und Hoffaktorenpatente für Israel Aron vom 6.X.1657, 26.I.1665, 15.II.1665, 12.IX.1671; Patent für Elias Gumperts vom 1.V.1661; Hoffaktorenpatent für Leffmann und Herz Behrens vom 10.II.1698; Hoffaktorenpatent für Abraham David von Kassel vom 23.IV.1711; Generalgeleitspatent für die Hoflieferanten Levi und Jacob Gumperts vom 27.X.1713; Hof- und Kriegsfaktorenpatent für Joseph Süß Oppenheimer, ausgestellt von dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt vom 25.II.1733; Agentenpatent des Süß, ausgestellt von der Prinzessin Maria Augusta von Württemberg vom 14.XI.1732.“

als er ihn zu seinem Residenten in Frankfurt am Main mit einem jährlichen Gehalt von 500 Gulden ernannte.⁶⁰ Diese Urkunde machte Süß zum württembergischen Korrespondenten. Das heißt, er wurde beauftragt, über alle wichtigen Ereignisse, die er in Frankfurt erfuhr oder die ihm dorthin gemeldet würden, nach Stuttgart zu berichten, außerdem die ihm vom Herzog oder der Regierung anvertrauten geheimen und besonderen Missionen so sorgfältig wie möglich zu verrichten. Gleichzeitig wurde er auf die württembergische Regierung vereidigt. Mit welchen besonderen Aufgaben Berend Lehmann vom Kurfürsten von Sachsen betraut wurde, soll im folgenden geschildert werden.

Friedrich August, der Mit- und Nachwelt als August der Starke bekannt, war tiefer noch als seine fürstlichen Zeitgenossen von der Idee des Gottesgnadentums erfüllt. Überzeugt davon, daß der alleinige Zweck von Staat und Untertanen darin bestehe, dem Herrscher zu dienen und ein kluger Fürst sich keinerlei moralische Bedenken erlaube, opferte er Land und Volk seinen ausschweifenden Wünschen. Er war gebildet und begabt, ein guter Mathematiker und Künstler und hatte sich auf weiten Reisen einen offenen Blick und freien Sinn erworben, so daß er jede Religion und jede Überzeugung duldete und die Verfolgung Andersgläubiger ablehnte. Seine Hofhistoriographen und Dichter verglichen ihn mit Herkules wegen seiner unbändigen körperlichen Kraft und mit Dionysos wegen seiner Freude an der Schönheit und Mannigfaltigkeit des Lebens und seiner unstillbaren Lust am Genuß. Er wurde berühmt als Liebhaber vieler ungewöhnlicher Frauen, die er aus Schweden, Frankreich, Polen und Österreich, sogar aus der Türkei, kommen ließ und die allesamt seinem Zauber verfielen. Er wurde bestaunt als Vater zahlreicher Kinder, die er mit Gold und Schmuck, mit Schlössern und Herrschaften beschenkte. Er wurde der größte Bauherr in der Geschichte Sachsens. Er errichtete den Zwinger, dieses Wunderwerk barocker Architektur mit seinen Pavillons und Kaskaden, seinen Grotten und Bädern und den Gärten der Hesperiden, umgab sich mit Bildhauern, Malern, Dichtern, Komponisten, Schauspielern und Tänzern und überhäufte Alchemisten mit Aufträgen, bis sie ihm das kostbare Meißener Porzellan erfanden. Niemals jedoch überlegte er, wer diese Bauten und Künstler bezahlte, und es bekümmerte ihn nicht, daß sich die fürstlichen Kassen in Schulden und Verwirrung stürzten.

Als Herrscher des unduldsamsten protestantischen Landes Europas, als Abkömmling von Fürsten, die einst für die neue Lehre den Kampf gegen Kaiser und Reich gewagt hatten, führte er den Vorsitz im Kurfürstenkollegium

⁶⁰ Württemberg. Staatsarchiv Jud Süß Kriminalprozeßakten A., Bd. 75.

des Corpus Evangelicorum; er zögerte jedoch nicht, sein Land und seine Ahnen zu verraten und um der polnischen Krone willen katholisch zu werden. Um dieser königlichen Krone willen schloß er sein Bündnis mit Berend Lehmann, welches das Leben des Residenten überdauern sollte. Der Krone opferte er riesige Geldsummen, die Liebe seiner Untertanen, den Wohlstand seines Landes und die Achtung seiner Zeitgenossen. Mochten auch wirtschaftliche Gründe bei seinem Entschluß eine gewisse Rolle gespielt haben, so war das entscheidende Motiv von August rein persönlicher Art. Denn sein höchster Ehrgeiz bestand darin, wie er selbst einräumte, bedeutend und einflußreich zu sein. Er träumte von einer Personalunion zwischen Sachsen und Polen, mit der er den Glanz seiner beiden Rivalen, des neuen Kurfürsten von Hannover und des Kurfürsten von Brandenburg, der die preußische Königskrone erstrebte, zu überstrahlen suchte.

Der polnische Staat des 17. Jahrhunderts galt, wie später im 19. Jahrhundert die Türkei, als „kranker Mann Europas“. Angrenzend an Rußland, das soeben unter dem Zepter Peters des Großen wiederbelebt wurde, und an Schweden, den aggressiven Herrscher über die Ostseeprovinzen und das Baltikum, stand Polen in engen Handelsbeziehungen zu Sachsen, Preußen, Österreich und Böhmen. Ihnen allen war das Schicksal des Landes nicht gleichgültig. Hinzukam Frankreich, das in seinem Versuch, den Westen und Nordosten Europas zu kontrollieren, um den alten Gegner Österreich stärker zu bedrohen, bei jedem Regierungswechsel seine Aufmerksamkeit auf diese verwundbarste Stelle des damaligen Europa richtete. Denn Polen war infolge seiner schwachen Verfassung geradezu prädestiniert, zum Spielball der europäischen Mächte und Gegenstand von Intrigen und frivolen Machenschaften in dem wohl intrigantesten und frivolsten Jahrhundert der europäischen Geschichte zu werden. An der Spitze der Republik stand ein König, der gewählt und vollständig vom Großadel beherrscht wurde. Dieser besaß nicht nur ein eigenes Heer, sondern auch die Macht, die Autorität des Oberhauptes zu unterbinden und durch das Liberum Veto jeden Entschluß des Reichstags zum Scheitern zu bringen. Diese verschwenderischen und verschuldeten Magnaten, welche die alleinigen Wähler des Königs waren, fanden sich zu jeder Zeit bereit, dem Meistbietenden die Ehre des Landes und seine Krone zu opfern.

Als Johann Sobieski aus dem Hause der Piasten, der Befreier Wiens von den Türken, im Jahr 1696 starb, geriet ganz Europa in Erregung. Wer sollte König von Polen werden? Einer der Söhne Johann Sobieskis, deren Mutter eine französische Prinzessin war? Einer der Magnaten, ein Sapieha, ein Lubomirski, ein Jablonsky, ein Radziwill? Sollte ein Günstling Frankreichs oder ein Vertreter der österreichischen Interessen den Thron besteigen? Oder einer der kleineren deutschen Reichsfürsten, die im Solde der einen oder ande-

ren Macht standen? Ludwig XIV. hatte einige Jahre zuvor den charmanten Grafen Polignac als Botschafter nach Warschau gesandt. Dieser vermochte nicht nur, die einflußreiche Königin für sich zu gewinnen, sondern auch den ältesten Sohn Johanns von der Nachfolge auszuschalten und durch Bestechung eines Teils des Adels die Stimmen für den französischen Kandidaten, den reichen Grafen Conti, zu sichern. Als andere Magnaten, unter dem Einfluß Brandenburgs, den Markgrafen Ludwig von Baden zu begünstigen schienen, dem Samuel Oppenheimer eine Million Gulden als Darlehen in Aussicht gestellt hatte, gelang es der geschickten Diplomatie Polignacs, diese Stimmen dem badischen Markgrafen abspenstig zu machen und für den französischen Prinzen zu gewinnen.

In diesem kritischen Augenblick, da völlige Unklarheit über die Wahl des Kandidaten herrschte, vollzog August der Starke insgeheim in Wien den Übertritt zur katholischen Kirche und sicherte sich damit die Unterstützung des frommen Habsburger Kaiserhauses. Gleichzeitig sandte er seinen Kabinettsminister, den genialen und skrupellosen Grafen von Fleming, der mit der Tochter eines polnischen Magnaten verheiratet war, nach Warschau, um die politische Lage zu sondieren. Während Fleming nach Polen reiste, wurde Lehmann beauftragt, die Gelder für die Wahlkapitulation herbeizuschaffen.

Da die Summen, die Lehmann von seinen Geschäftspartnern erhielt, nicht ausreichten, begann August, wichtige sächsische Landesteile zu verhältnismäßig geringen Summen zu verkaufen oder zu verpfänden. Der Resident sollte die schwierigen finanziellen und diplomatischen Verhandlungen führen, insbesondere mit dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Herzog von Gotha und den Welfen – Verhandlungen, die von der sächsischen Bevölkerung entschieden abgelehnt wurden.⁶¹ Wie aus Briefen der Gräfin Löwenhaupt hervorgeht, einer Schwester einer ehemaligen Geliebten August des Starken, hatte er bei der Aktion unbeschränkte Vollmacht – sehr zum Mißfallen der beiden Schwestern, die großen Anstoß daran nahmen, daß eine so wichtige Sache dem „Monsieur Lehmann“ anvertraut wurde.

Während August an der polnischen Grenze seine Truppen sammelte, um seine Ansprüche notfalls auch mit Waffengewalt durchsetzen zu können, begleitete Lehmann, ausgestattet mit 30.000 Talern und zahlreichen Wechseln, den Grafen Fleming auf seiner zweiten Reise nach Polen. Am 15. Juni 1697 konstituierte sich die Wahlversammlung. Am 25. Juli sollte die Wahl stattfin-

⁶¹ Auch Leffmann Behrens spielte dabei eine Rolle. Im Patent für Leffmann und Herz Behrens von 1698 wird ihrer guten Dienste gedacht, welche sie in verschiedenen Wegen und noch jüngst „bey dem mit Ihrer Kgl. Maj. in Polen als Churfürsten zu Sachsen der Lauenburgischen Lande halber getroffenen Vergleich geleistet haben.“

den. Während die ausländischen Gesandten ihre Wahlreden hielten und für ihre Kandidaten warben, während Polignac sich mühte, von dem allmählich ungeduldig werdenden französischen König neue Geldsummen zu erhalten, verteilte Fleming freigebig die mitgebrachten Taler an den niederen Adel. Unterdessen beriet sich Berend Lehmann ohne Aufsehen mit seinen Glaubensgenossen, die, als Steuerpächter und Gutsverwalter der Adligen, oft besser über deren Absichten und Stimmungen unterrichtet waren als die eigenen Parteifreunde.

Polignac war sich seines Erfolges so sicher, daß er den sächsischen Abgesandten nie ernstlich als Konkurrenten betrachtet hatte. Wie sollte der Minister eines mittleren deutschen Staates und Gesandte eines Fürsten, welcher sich durch Mißerfolge als Feldherr und allzu große Erfolge bei den Frauen auszeichnete, in Wettbewerb mit dem fähigsten Botschafter des einflußreichsten europäischen Königs treten? Woher sollte dieser in Staatsaffären Unerfahrene die Mittel besitzen, die Erwartungen einer unersättlichen Adelsgesellschaft zu erfüllen? Noch kurz vor dem Wahltag, als er von der verdeckten Tätigkeit des Sachsen erfuhr, glaubte Polignac noch, ihn durch grobe Vorwürfe brüskieren und zum Rückzug bewegen zu können.

Selbst Fleming konnte in Anbetracht der Unzuverlässigkeit der polnischen Magnaten, der Unberechenbarkeit der Massen und der Zähigkeit und Zahlungsfähigkeit der französischen Partei am Vorabend des Wahltages nicht mit einem Erfolg rechnen. Darüber hinaus war unklar, ob man der im letzten Moment bekanntgegebenen Nachricht von Augusts Konversion überhaupt Glauben schenken würde und ob man den sächsischen Gesandten akkreditierte.

In der Nacht vor dem Wahltag verließen die Wähler das Wahlfeld nicht mehr. Die Erregung hatte den Höhepunkt erreicht. Man stritt und schrie, redete und intrigierte, verleumdete und bestach, drohte und überzeugte. In der gleichen Nacht entlud Berend Lehmann, von niemandem beachtet, einen großen Transport mit Weinfässern, die wenige Stunden zuvor an seine Adresse in Warschau gelangt waren. In der gleichen Nacht verteilte Fleming, vom Dunkel geschützt, 40.000 nach Wein duftende Taler an wichtige und weniger wichtige, mit Branntwein bereits bestochene Wähler.

Am nächsten Morgen trat General Sapieha, Polignacs mächtigste Stütze, zur sächsischen Partei über, und die Anhänger Jacob Sobieskis erklärten dem kurfürstlich sächsischen Gesandten ihre Sympathie. Ein großer Teil der Armee und viele Freunde Contis waren für August den Starken gewonnen. Noch im letzten Augenblick verhinderte Fleming einen Versuch der französischen Partei, ohne Abstimmung den Grafen Conti zum König zu proklamie-

ren, indem er auf dem Wahlfeld Friedrich August, den Kurfürsten von Sachsen, durch den Bischof von Kujawien zum König ausrufen ließ.

Mit der Wahl August des Starken zum König von Polen, die einen vollen Erfolg für das deutsche Reich und eine schwere Niederlage Frankreichs bedeutete, war die Rolle Lehmanns in dieser hochdramatischen Staatsaktion jedoch noch nicht beendet. Nun mußte er die Gelder beschaffen, die August für die polnischen Magnaten benötigte, die ihn erpreßten und für die Witwe des früheren Königs, die Unterstützung zugesagt, aber nie geleistet hatte. Dann sollte er 200.000 Taler bereitstellen, die Sachsen dem Kandidaten der kaiserlichen Partei, Jacob Sobieski, als Entschädigungssumme zugesichert hatte. Er mußte Bestechungsgelder und Geschenke an Offiziere der polnischen Armee besorgen, um eine geplante Revolte unterdrücken. Vor allem aber galt es, für die an Glanz und Pracht alle früheren Feste übertreffende Krönungsfeier in Krakau die nötigen Millionen aufzutreiben. Der Erwerb Polens und die Behauptung Sachsens kosteten gesicherten Schätzungen zufolge 88 Millionen Taler, wovon Berend Lehmann allein zehn Millionen aufbrachte. Möglicherweise bezieht sich auf diese Tatsache die Legende, August der Starke habe das Geheimnis besessen, Gold zu machen.

Die polnische Königskrone, die August durch seine Bestechungsmanöver so rasch erworben hatte, wurde für das Kurfürstentum Sachsen ein verhängnisvoller Besitz. Schon zwei Jahre nach der Krönung in Krakau glaubte der König, daß es notwendig sei, im Interesse seiner neuen Eroberung die schwedische Vormachtstellung zu brechen, um die unter schwedischer Herrschaft stehenden baltischen Provinzen zu gewinnen. Indem er sich mit Zar Peter von Rußland und dem König von Dänemark verbündete, die sich gleichfalls durch Schwedens Expansionsbestrebungen bedroht fühlten, wurde August einer der Urheber des Nordischen Krieges, der zwanzig Jahre lang grausam geführt werden sollte. Aber Karl XII., der junge schwedische König, kam den Machenschaften seiner Feinde zuvor. Indem er Dänemark überrannte und es zu einem demütigenden Frieden zwang, beraubte er die Bundesgenossen eines wichtigen Alliierten. Eine Erhebung der baltischen Ritterschaft gegen die schwedische Oberherrschaft, mit der August gerechnet hatte, fand nicht statt; der polnische Reichstag stimmte gegen den Krieg, und die litauische Armee erwies sich als zurückhaltend in ihrer Bereitschaft, eine aktive Rolle in den Kampfhandlungen zu übernehmen. August eilte persönlich nach Livland, um die Belagerung der Stadt Riga persönlich zu leiten.

In diesen äußerst kritischen Monaten, da auch die Russen in der Schlacht von Narwa geschlagen wurden, übertrug er Berend Lehmann, dessen Schwägern Herschel und Jonas Meyer und dessen Bruder, dem österreichischen Hofjuden Herz Lehmann die gesamte Verproviantierung des sächsischen

Heeres und die Beschaffung von Munition und Geldern für die Truppen. Aus einem Briefwechsel, den Lehmann in jener Zeit mit einem sächsischen Kriegsrat führte, erfahren wir, daß er als Schatzmeister der Krone im Frühjahr und Sommer des Jahres 1700 ununterbrochen auf Reisen war. Er hielt sich bald in Halberstadt, bald in Hannover und bald in Berlin auf, aber auch in Posen, Gnesen, Warschau, Litauen, Kurland und Mitau, dem königlichen Hauptquartier, wo er von August mehrmals empfangen wurde. Aus dem Briefwechsel geht auch hervor, wie schwierig es für Lehmann wurde, immer höhere Geldsummen aufzutreiben, daß er in Geldnöte und finanzielle Wirren geriet und gezwungen war, Vorschüsse auf Steuerscheine und andere Einkünfte zu nehmen. Er klagte, daß er viele tausend Gulden bei diesen Transaktionen verlor und Mühe habe, seinen Kredit zu wahren. Der König beanspruche Gelder für sich, die für die Armee bestimmt waren, so daß seine verzweifelten Entgegnungen auf taube Ohren stießen; litauische Magnaten nähmen Geld aus seinen Zahlkammern und Gott allein wisse, kommentierte Lehmann resigniert, wann und ob er es je wiederbekommen werde.

Höchst verzweifelt wurde die Lage im Kurfürstentum, als Karl XII. sich Polens bemächtigte, einen polnischen Magnaten, Stanislaw Leszczyński, als König einsetzte, schließlich sogar in Sachsen eindrang und im Frieden von Altranstädt August zum Verzicht auf die polnische Königskrone zwang. Während schwedische Truppen der verarmten Bevölkerung immer größere Kontributionen auferlegten, lebte August weiterhin in Luxus und Pracht.

In jenen Jahren sandte man Lehmann nach Hamburg, Berlin und Warschau, um Anleihen zu vermitteln und mit polnischen Edelleuten zugunsten des abgesetzten sächsischen Fürsten in Verbindung zu treten. Man beauftragte ihn, mit der preußischen Regierung zu verhandeln und ihr das Amt Gommern zu veräußern, ein Auftrag, den Lehmann trotz großer Geschicklichkeit nicht durchzuführen imstande war.

Die Schlacht von Poltawa, in der Karl XII. zum ersten Mal entscheidend geschlagen wurde, befreite August aus seiner bedenklichen Lage. Er sagte sich vom Altranstädter Frieden los, erneuerte sein Bündnis mit dem Zaren und dem dänischen König und versuchte, auch Preußen und Hannover zum Eintritt in die Koalition zu bewegen. Diesmal benötigte man nicht nur die finanzielle, sondern auch die diplomatische Hilfe Berend Lehmanns. In geheimer Mission reiste er zwischen Dresden und Hannover hin und her, übermittelte beiden Höfen wichtige Nachrichten, erkundete die Stimmungen und Absichten des unberechenbaren hannoverschen Kurfürsten und suchte herauszufinden, ob Hannover der Koalition beitreten würde oder nicht. Die Intrigen am sächsischen Hof vermochten nicht, ihn um das Vertrauen des Königs zu bringen. Vielmehr wurde er gerade in jener Zeit beauftragt, das Amt Borna

und die Grafschaft Mansfeld, die 1697 verkauft worden waren, wieder einzulösen. August rühmte immer wieder offen und beredt die guten Dienste, die ihm Berend Lehmann seit vielen Jahren geleistet habe. Der unbeständigste und wortbrüchigste aller Fürsten bewahrte seinem jüdischen Residenten stets die Treue, wie auch später sein Sohn Moritz von Sachsen, den ihm Aurora von Königsmark geboren hatte.

Fast am Ende seines Lebens, als Unglück und finanzielle Sorgen ihn schon schwer belasteten, mußte sich Lehmann noch einmal in die Welt der politischen Abenteuer wagen und versuchen, dem Sohn die kurländische Krone zu sichern, so wie er einst dem Vater die polnische gesichert hatte. Im Jahr 1726, nach dem Tod des letzten Herzogs von Kurland, ließ sich Moritz von Sachsen von den kurländischen Ständen zum künftigen Herzog wählen. Der polnische Reichstag widersetzte sich jedoch der Wahl und zwang August den Starken, die Bitten seines Sohnes um militärische und finanzielle Hilfe abzuweisen. Nur Aurora von Königsmark, die Pariser Schauspielerin Le Couvreur, die ihre Juwelen für den Geliebten verkaufte und Berend Lehmann versuchten, unter großen persönlichen Opfern Moritz beizustehen. Immer wieder sprach der Herzog von der Hilfe, die er von Lehmann erwartete und von dem vollen Vertrauen, das er in dieser schwierigen Lage in den Mann setzte, „der sich auf große Geschäfte versteht“. Lehmann brachte noch einmal 20.000 Taler auf, um die Durchführung der militärischen Pläne zu ermöglichen. Aber Moritz konnte sich nicht durchsetzen. Er verließ Kurland und das Reich und starb zwanzig Jahre später im Dienst der Franzosen als ruhmreicher Marschall auf dem Schlachtfeld den Heldentod. Die Geschichte überliefert nicht, ob er dem niedersächsischen Residenten das Darlehen je zurückgezahlt hat.

Im Verlauf der Verhandlungen, die Ernst August und August der Starke mit der österreichischen Regierung führten, wurden die Abgesandten Hannovers und Sachsens in diplomatischer und finanzieller Hinsicht von ihren Wiener Verwandten Samuel Oppenheimer und Samson Wertheimer wirkungsvoll unterstützt. Während aber Leffmann Behrens und Berend Lehmann zeitlebens die Hoflieferanten und Geldgeber ihrer Fürsten blieben und ihre Heereslieferungen nur gelegentliche geschäftliche Transaktionen bildeten, entwickelte sich Samuel Oppenheimers Stellung als Gläubiger der österreichischen Krone aus seiner monopolähnlichen Position als Kriegskommissar. Diese beiden in Wirklichkeit eng miteinander verknüpften Tätigkeiten müssen ge-

sondert betrachtet werden, um die Stellung Oppenheimers und anderer Juden in der Staatswirtschaft richtig bewerten und einordnen zu können.⁶²

Im Zusammenhang mit der kriegskommissarischen Tätigkeit Samuel Oppenheimers wurde bereits geschildert, daß die kaiserlichen Kassen leer standen und der staatliche Kredit gelähmt war, so daß die Hofkammer oft weder die Armeen noch die Generäle bezahlen konnte. Samuel Oppenheimer war als „Jude von Kredit“ weit und breit bekannt. Sein Name genoß in ganz Europa unbedingtes Vertrauen. Er galt als genialer Kaufmann, der beste in Deutschland seit dem Niedergang der Fugger. Konnte man daher nicht von ihm erwarten, daß, wann immer eine Regierung in finanzielle Not geriet, er ihr die Mittel zur Deckung des dringendsten Bedarfs vorstreckte? Konnte man ihm im Gegenzug nicht versprechen, daß er bei Lieferungen seinen Konkurrenten vorgezogen würde? Und bezeichnete er sich selbst nicht gern als Stütze seiner Herrschaft? So wurde aus dem Kriegslieferanten, der anfangs nur gelegentlich und aus Freundschaft finanzielle Hilfe geleistet hatte, der erste Gläubiger des Kaisers.

Er begann damit, der Kriegskasse Karls von Lothringen Gelder vorzustrecken, für den von ihm angeregten Bau der Donauflotte und für die Befestigung von Wien, 100.000 Gulden für die Garnison von Philippsburg und ebensoviel für die Einrichtung eines Korps in Siebenbürgen zu überweisen. Anschließend zahlte er einen Teil der vom Kaiser zugesicherten Subventionen an Bayern, Schwaben, Hannover, Braunschweig, Köln und Brandenburg. 300.000 Gulden sandte er an Ludwig von Baden, als dieser von Ungarn an den Rhein geschickt wurde und unbezahlte Söldner antraf. 150.000 Gulden gab er, damit die Pfälzer Truppen von Westen nach Osten geschafft werden konnten und zahlte 1694/1695 weitere 300.000 Gulden an die vor dem Feinde stehende Kavallerie. 1701 bestritt er die Kosten für den italienischen Feldzug und finanzierte 1702/1703 den Reichskrieg mit vielen Millionen. Ohne Oppenheimers Kredite wäre eine Niederlage unvermeidlich gewesen, schrieb Ludwig von Baden in den 1690er Jahren. Ohne Oppenheimer, gestand er ein anderes Mal, hätte er seine Pläne nicht zuwege bringen können; ohne ihn wäre alles in einer Katastrophe geendet.

Oppenheimers Anleihen wurden jedoch nicht nur für militärische Zwecke benötigt. Man drängte ihn, die Kosten für die Gesandtschaften in Madrid, München, Rom und Hannover zu übernehmen, die Pensionen für Generäle und Minister, den Unterhalt von Prinzessinnen und königlichen Witwen. Er

⁶² Walter Borgius, Wandlungen im modernen Detailhandel, in: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. 13 (1899); Helene Landau-Gumplowicz, Die Entwicklung des Warenhandels in Österreich, Wien 1906.

wurde verpflichtet, große Geldsummen in Amsterdam, Hamburg und Venedig, in Frankfurt, Leipzig und in Nürnberg aufzutreiben. Er zahlte die Kosten der Friedensschlüsse von Ryswick und Karlowitz und bestritt 1694 den gesamten kaiserlichen Kredit von etlichen Millionen, obwohl er entgegen allen Versprechungen und Beteuerungen für seine Lieferungen nichts erhielt und sich vor dem finanziellen Zusammenbruch sah. Im Jahr 1700, in einer Zeit der größten Geldnot, da Darlehen nicht unter einem Zinssatz von achtzehn Prozent zu bekommen (und auch dreißig Prozent durchaus üblich) waren, bat ihn die Hofkammer, „wie bisher in 23 Jahren zu helfen“. Zwei Jahre später verpflichtete er sich, zusammen mit seinem Sohn Emanuel fünf Millionen Gulden in zehn gleichen Monatsraten vorzuschießen.

Es war sein Name, der die Gelder flüssig machte. Er erhielt sie von vielen Seiten, nicht nur von seinen Glaubensgenossen in Deutschland, Holland und Belgien und nicht nur von christlichen Geldleuten, Bankiers und Händlern. Vornehme adlige Herren, Prinzen und Prinzessinnen, Bischöfe und Minister, sogar regierende Fürsten wie die von Mainz, Trier und Sachsen beteiligten sich insgeheim an Oppenheimers Unternehmungen und stellten ihm ihre Kapitalien zur Verfügung.

Obwohl Oppenheimer auf seine Darlehen gewöhnlicherweise nur einen niedrigen Zinssatz von sechs Prozent nahm, plus einem halben bis dreieinhalb Prozent Provision und dreieinhalb bis fünf Prozent Wechselagio, und obwohl er diese Gelder unter großen Schwierigkeiten auf den Geldmärkten Europas selbst leihen mußte, litt er wie bei seinem Lieferungsgeschäft unter den Intrigen und Erpressungen der Hofbeamten und Konkurrenten. So entzog man ihm und Wertheimer 1699, nach dem endgültigen Abschluß eines Vertrages über ein neues Regierungsdarlehen im Wert von 425.000 Gulden, die ihnen ausdrücklich versprochenen Kontributionsgelder und überwies sie ihrem christlichen Konkurrenten Schreyvogel. Ein anderes Mal wurde Oppenheimer aufgrund einer Denunziation verhaftet und nur unter der Bedingung aus dem Gefängnis entlassen, daß er der Hofkammer ein Darlehen von 500.000 Gulden gewährte – müsse man doch, wie diese erklärte, das Eisen schmieden, solange es heiß sei. Trotzdem hatten alle Versuche des Kaisers und des Kardinals Kollonitsch, ihn durch christliche Bankiers zu ersetzen, das gleiche Resultat wie die Versuche, die Kriegslieferungen christlichen Geschäftsleuten zu übertragen.

Während Oppenheimer ein Leben voll dramatischer Begebenheiten und abenteuerlicher Geschehnisse führte, glitt das Leben seines Verwandten und Geschäftspartners Samson Wertheimer gleichmäßig und ruhig dahin. Während Oppenheimers Karriere ständig zwischen Gewinn und Verlust, Aufstieg und Niedergang schwankte, war die Laufbahn Samson Wertheimers geprägt

durch stetigen Fortschritt. Samuel Oppenheimer arbeitete unaufhörlich bis zu seinem Tod. Er starb in einem Moment, da eine schwere Katastrophe sein Werk bedrohte, die Gläubiger ihn bedrängten und der Kaiser ihn nur widerwillig und nur seiner Unentbehrlichkeit wegen schützte. Samson Wertheimer dagegen zog sich, vom Kaiser geehrt und von den Beamten umworben, auf der Höhe seines Erfolgs aus der Öffentlichkeit zurück. Der „Judenkaiser“, wie der Volksmund ihn nannte, genoß in Ruhe und Zufriedenheit die Früchte seiner Arbeit.

Von impulsiver Natur, verließ Samuel Oppenheimer sein Geld an Freund und Feind, unbekümmert und großzügig. Samson Wertheimer wiederum vermied jedes Wagnis und prüfte lange und bedächtig, ehe er sich zu einer geschäftlichen Transaktion oder auch nur zur Unterschrift eines Kontraktes entschloß.

Samuel Oppenheimer reiste beständig umher, war bald am Rhein, bald an der Donau, bald im Norden, bald im Süden des Reichs. Samson Wertheimer verließ Wien nur selten und nur aus wichtigen Anlässen, in geheimem Auftrag oder zu einer Konferenz, die seine Teilnahme erforderte.

Samuel Oppenheimer war nahezu ungebildet. Seine Briefe verraten, daß er die Tat mehr liebte als das Wort und Planen und Schaffen besinnlichen Gedanken vorzog. Samson Wertheimer, vom Kaiser zum Rabbiner in seinen Territorien eingesetzt – als Landrabbiner von Böhmen, als Ehrenrabbiner von Krakau und Worms –, genoß das Ansehen eines Weisen aus dem Morgenland. Es sind Predigten überliefert, die er am Sabbat und an den Feiertagen in der Synagoge seines Hauses hielt: sie sind größtenteils von beschaulichem Inhalt, mahnen zur Einkehr oder tadeln Mißbräuche. Er hinterließ Schriften, in denen er Probleme der Halacha und Haggada, des Midrasch und der Kabbala erörterte, Responsen kommentierte und philosophische Fragen im Stil seiner Zeit diskutierte.

Das Wesen Samuel Oppenheimers war hart, verschlossen und von einer fast starren Einseitigkeit. Ein Porträt Samson Wertheimers enthüllt mehr noch als seine Schriften seine Persönlichkeit: Die Stirn, von braunem Haar umrahmt, ist hoch und klar; die großen, lebendigen Augen sehen wissend und mild in die Welt; der volle, kräftige Mund scheint beides zu das Bild eines sehr stolzen Patriziers, der sich seines Wertes bewußt und mit sich und der Welt einig ist.

Sein Leben lang bemühte sich Samuel Oppenheimer vergebens darum, vom Kaiser als Lohn für seinen Dienst auch äußere Zeichen seiner Huld, wie Titel und Ehrenbeweise, zu erhalten. Als Wertheimer starb, fand man in seinem Besitz kostbare Porträts des Königs von Polen, der Kurfürsten von Mainz, Bayern und der Pfalz, des Herzogs von Braunschweig sowie zehn



Samson Wertheimer

Kopie eines Originals um 1700.

(Gidal-Bildarchiv im Salomon Ludwig Steinheim Institut, Duisburg)

goldene Gnadenketten, allesamt Geschenke der Kaiser Leopold und Joseph, der Kaiserin Amalie und anderer Fürsten. Zwar wurden auch Oppenheimers Verdienste um Kaiser und Reich von Leopold mehrfach gewürdigt, aber nur aus Gründen zwingender Notwendigkeit. Im Privileg für Samson Wertheimer von 1703 dagegen werden die eifrigen, unermüdlichen und uneigennütigen Dienste für den Kaiser, die Kurfürsten von Mainz, Sachsen, der Pfalz und andere Reichsstände anerkannt und die von ihm in Frankreich, Italien, im Rheinland und in der Türkei erfolgreich ausgeführten Kommissionen besonders hervorgehoben.

Samuel Oppenheimer mahnt in seinem Testament seine Söhne, „die Geschäfte mit dem gütigen, gnädigen Kaiser und dessen Räten ehrlich, aufrichtig und getreu durchzuführen“ – so wie er es getan habe. Dennoch vermochte er niemals die Enttäuschung über Leopolds Undankbarkeit zu überwinden. Gegen jede Ungerechtigkeit empörte er sich und kämpfte verbittert um die Erfüllung von Versprechungen. Samson Wertheimer diente nicht nur Kaiser Leopold, sondern auch dessen Söhnen. Er konnte sich ebenso dem fanatischen, pedantischen und ernsten Leopold anpassen wie dem geistvollen, lebhaften und aufgeklärten Joseph und dem melancholisch-gravitätischen und verschlossenen Karl VI., der die spanische Sprache und das spanische Zeremoniell liebte. Diese Fähigkeit Wertheimers, mit Menschen jeden Standes auszukommen, bewog vermutlich Samuel Oppenheimer, im Jahr 1684 seinen jungen Neffen als seinen Vertreter und Bevollmächtigten aus dem Rheinland nach Österreich zu holen.

Samson Wertheimer wurde in Worms geboren, wo sein Vater, ein hochgelehrter Mann, Mitglied des Vorstandskollegiums der jüdischen Gemeinde war. Er besuchte die Talmudhochschule in Frankfurt am Main und bewahrte der Stadt und ihrer Judenschaft stets eine herzliche Zuneigung, die er durch umfangreiche Stiftungen und Fürsprachen bei den Kaisern immer wieder bewies. Durch seine Ehe mit Frumet Veronika, der Tochter des Mannheimer Rabbiners Isaak Brilin und jungen Witwe des Nathan Oppenheimer, kam er mit dessen Verwandten Samuel Oppenheimer in enge Beziehung. „Samson Wertheimer, Jud des Oppenheimers Kayserlichen Factors Besteller“, wie er sich nannte, erhielt die Leitung des Wiener Kontors, wo seine Aufgabe vornehmlich darin bestand, an den täglichen Geschäftsbesprechungen teilzunehmen und durch ständige Verbindung mit den kaiserlichen Beamten den unmittelbaren Kontakt mit dem Hof herzustellen. Ihm wurde ein hohes jährliches Gehalt von 24.000 Talern versprochen, während er sich verpflichtete, eigene Geschäft nur im Namen der Firma abzuschließen. Von der eigentlichen Tätigkeit Oppenheimers, der Kriegslieferung, hielt sich Wertheimer klugerweise von Anfang an fern. Er wohne nun 24 Jahre in Wien, schrieb er am

28. November 1709 an die Hofkammer, und habe sich in dieser Zeit aller Handlungen enthalten, die ihm zwar vielfachen Gewinn verschafft, aber seinen Grundsätzen untreu gemacht hätten. Weder sei er im Rohstoffhandel tätig gewesen noch in anderen Geschäften, die ihm selbst größeren Vorteil boten als der öffentlichen Kasse. Diese Abneigung gegen Kriegslieferungen aller Art entsprang nicht allein seinen ethischen Grundsätzen und der Sorge um die kaiserliche Kasse oder der Angst, durch gewagte Unternehmungen die Gunst des Hofes und seinen guten Namen zu verlieren. Seiner ganzen Natur war jede Unsicherheit oder Spekulation verhaßt. Wie er ein festes jährliches Gehalt vorzog, das ihm sein Auskommen sicherte, so lehnte er Geschäfte ab, bei denen er nicht vor Unfällen und Verlusten geschützt war.

Obwohl Samson Wertheimer sich niemals als Kriegskommissar betätigte, war sein geschäftliches Tun von Beginn an doch aufs engste mit den Kriegseignissen seiner Zeit verbunden. Während Oppenheimers Abwesenheit war er als dessen Generalvertreter Mittler zwischen Lieferanten und Behörden. Dies bedeutete, daß er im Fall von Zollschwierigkeiten und anderen Hindernissen die Beschwerden der Lieferanten bei der Hofkammer vortragen und für Abhilfe sorgen sowie umgekehrt dafür bürgen mußte, daß die Lieferungen pünktlich erfolgten. Als er nach Oppenheimers Tod im Jahr 1703 zum kaiserlichen Oberhoffaktor und Samuels Nachfolger ernannt wurde, mußte er sich verpflichten, die Operationen der Heere in Deutschland, Italien, Ungarn, Holland und Belgien zu finanzieren wie auch die Bezahlung der Lieferanten, der Feldherren, Offiziere und Subsidentruppen, des Proviant- und Rekrutierungswesens zu übernehmen. Er habe, schrieb er in der schon erwähnten Eingabe vom November 1709, dem verstorbenen Kaiser und seinen Ministern bei vielen wichtigen Kommissionen, Geschäften und Missionen Dienste geleistet und Millionen vorgeschossen, ohne die die Armee sich niemals behauptet und das Ansehen des Hofes gelitten hätte.

Wie Oppenheimer war er der Bankier und finanzielle Berater des Kaisers, nur in ganz anderem Ausmaß. Er zahlte die Gehälter der Beamten und Gesandten aus, beglich die Schulden der Kaiserin, streckte Geld zur Förderung wirtschaftlicher Unternehmungen vor, besorgte Mitgift und Brautausstattungen und löste verpfändete Kronjuwelen aus. Gleichzeitig war er der finanzielle Vermittler zwischen dem kaiserlichen Hof und den Fürsten des Reichs. Er leistete die Zahlungen, die ihnen der Kaiser schuldete und regelte die Kreditoperationen zwischen der österreichischen Regierung auf der einen und den Reichsfürsten und Bischöfen auf der anderen Seite. Da er auch von Sachsen und der Pfalz, von Mainz und Trier zum Hoffaktor ernannt worden war, konnte er in dieser Eigenschaft die Geschäfte jener Staaten mit der Hofkam-

mer abschließen, während er als kaiserlicher Oberhoffaktor unmittelbar mit den Behörden dieser Länder oder deren Hofjuden verkehren konnte.

Eine solche Tätigkeit setzte die intime Kenntnis der wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse der fremden Staaten voraus und beruhte ganz auf dem persönlichen Vertrauen, das man dem Vermittler entgegenbrachte. Es wäre undenkbar gewesen, sie einem österreichischen Beamten zu übertragen, der keine persönlichen Beziehungen zu anderen Ländern unterhielt und dessen Regierung keinen Kredit besaß.

Die Dienste Wertheimers wurden nicht nur für Hof und Reich, sondern auch für ausländische Verhandlungen in Anspruch genommen. Als der Anwärter auf die spanische Krone, Kaiser Josephs Bruder Karl, mit den spanischen Granden und dem französischen Thronprätendenten in Konflikt geriet, stellte sich ihm Wertheimer mit seinem ganzen Kredit zur Verfügung. Später belohnte Karl, der nach Josephs frühem Tode Kaiser wurde, den Eifer und die Treue des Oberhoffaktors durch eine goldene Gnadenkette.

Als sich der Pfalzgraf Karl Philipp im Jahr 1701 mit einer polnischen Prinzessin verlobte und die Auszahlung der Mitgift von einer Million Gulden auf Schwierigkeiten stieß, sandte man Wertheimer nach Breslau, um mit den Prinzen und der Königinwitwe von Polen zu verhandeln. Die Gespräche verliefen so sehr zur Zufriedenheit des Kaisers, daß er ihm als Anerkennung 1.000 Dukaten verehrte, damit er sich zur Erinnerung an diese glückliche Transaktion einiges Gold- und Silbergeschirr anschaffe. Zur Kaiserkrönung Josephs I. im Jahr 1710 schickte man Samson Wertheimer zusammen mit Emanuel Oppenheimer nach Frankfurt, damit er mit seinem Kredit und Rat zur Verfügung stehe. Als sich der österreichische Abgesandte Graf Zinzendorf 1712 zur Friedenskonferenz nach Utrecht begab, finanzierte ihm Wertheimer die Reise wie auch die Kosten des Kongresses. Wertheimer war damit ein unentbehrliches Glied des Staatsapparates. Die Organisation des Staatswesens war noch nicht so entwickelt, daß man auf außerhalb der bürokratischen Hierarchie stehende Unternehmer und Vermittler verzichten konnte. Prinz Eugen traf den Geist der Zeit genau, als er schrieb, er sehe fast täglich Beispiele, daß eine Frau, ein Schwarzrock oder der ehrwürdige Bart eines Juden das Schicksal ganzer Nationen entschieden.

Durch das Vertrauen, das sie genossen, durch ihre weitreichenden persönlichen Verbindungen, durch ihre Kenntnis geheimer Vorgänge und ihre Diskretion spielten einzelne Hofjuden in der staatlichen Innenpolitik die gleiche Rolle wie die Jesuiten. Nur war ihr Credo anderer Art. Es bestand in dem Glauben an die Kreditfähigkeit, die sie von ihren Geschäftspartnern und Gläubigern wie von ihren fürstlichen Schuldner für sich in Anspruch nah-

men. Ihre Tätigkeit als Geldleiher und finanzielle Mittler war für die Fürsten und Staaten in jener Zeit der unentwickelten Staatsfinanzen wichtiger als ihre Kriegslieferantentätigkeit.

Samuel Oppenheimers Sohn Emanuel zum Beispiel lieh dem Generalkriegsamt 40.000 Gulden, stellte 20.000 für die Magazinierung von Friaul und 51.500 zur Begleichung italienischer Wechsel zur Verfügung. Die Firma Leffmann Behrens streckte der Hofkammer insgesamt 300.000 Gulden vor, Wolf und Emanuel Drach, ein Schwiegersohn Samuel Oppenheimers, leisteten ihr Vorschüsse zu sechs Prozent Zinsen. Löw Sinzheim lieh ihr Summen, die in die Millionen gingen und war im Jahr 1730 Hauptgläubiger der österreichischen Regierung. In ähnlicher Weise gewährten Lémle Moses Reingannum, Isaak Nathan Oppenheimer, Abraham Ulm, Lazarus Hirschel, Simon Michael, Herz Lehmann und Marx Schlesinger Anleihen, die in der Zeit von 1698 bis 1739 etwa 78 Millionen betrug. Offizielle Staatspolitik verband sich in jener Zeit aufs engste mit persönlicher Finanzpolitik, zumal beide über ein Netzwerk verfügten, das weit über die Landesgrenzen hinausreichte. Beide unterlagen vielfach denselben Gesetzmäßigkeiten. Immer wieder folgte auf den raschen Aufstieg der plötzliche Niedergang, weniger durch „natürliche“⁶³ Ursachen denn als Resultat von Intrigen und offenem Betrug. Das gebrochene Wort spielte in beiden Bereichen dieselbe Rolle. Wenn die Not es nicht länger erforderte, bei den Juden zu leihen, war die Hilfe, die sie bereitgestellt hatten, bald vergessen und man erinnerte sich nur noch des jüdischen Gläubigers, dessen man sich, mit welchen Mitteln auch immer, zu entledigen suchte.

Nach dem Tode Samuel Oppenheimers verhängte die österreichische Regierung den Konkurs über seinen Nachlaß – zum Entsetzen der gesamten Geschäftswelt des Reichs. Emanuel Oppenheimer berechnete die Forderungen seines Vaters an die Hofkammer auf sechs Millionen Gulden. Die Hofkammer ihrerseits belastete die Firma mit einer Gegenforderung von vier Millionen, die schließlich den Bankrott des Hauses herbeiführten. Solche Erfahrungen machten die meisten Hofjuden. Samson Wertheimer veranlaßten sie, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen, ehe auch er den „Dank“ vom Hause Habsburg empfangen konnte. Sein ältester Sohn Wolf folgte zu seinem Bedauern nicht dem Beispiel des Vaters. Die vielen ihm „zugekommenen Mühseligkeiten und Leiden“, über die er oft klagte, waren aber nicht durch das Haus Habsburg verursacht, sondern durch die Wittelsbacher.

⁶³ Keine Anführungszeichen im Original.

Max Emanuel, der Kurfürst von Bayern, hatte in sehr jungen Jahren eine Tochter Kaiser Leopolds geheiratet.⁶⁴ Diese Ehe erweckte in ihm die Hoffnung, seinem Haus die vielumworbene spanische Krone mit ihren reichen Besitzungen in Europa und Amerika zu erobern. Durch abenteuerliche Unternehmungen hatte er die eigene Krone verloren und viele Jahre in der Verbannung verbracht. Als er durch den Frieden von Utrecht das Kurfürstentum zurückeroberte, war die Staatskasse leer und das Land am Rand des Ruins. Holland, einer der größten Schuldner, drohte bereits, die ihm verpfändeten bayrischen Kronjuwelen zu verkaufen. Doch am verschwenderischen Leben des Hofes änderte dies nichts. Vielmehr erforderte 1722 die Hochzeit des Thronfolgers mit einer Tochter des Kaisers erneut ungewöhnliche Aufwendungen.

Der Münchner Geldwechsler von Ruffin und der Augsburgener Bankier von Raumer waren bereit, dem kurfürstlichen Hof gegen entsprechende Sicherheiten ansehnliche Summen zu leihen. Diese deckten jedoch nur einen Bruchteil der Ausgaben, die das Fest zu beanspruchen drohte und reichten nicht aus, die rückständigen Zinsen der holländischen Schulden zu zahlen.

⁶⁴ Karl Theodor von Heigel, *Neue historische Vorträge und Aufsätze*, München 1883; Karl Theodor von Heigel, *Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns*, München 1884; David Kaufmann, *Urkundliches aus dem Leben Samson Wertheimers*, Budapest 1892; Adolf Eckstein, *Die Judenplünderung in Franken vom Jahre 1699* (Populärwissenschaftliche Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum für Gebildete aller Confessionen), Frankfurt am Main 1893; Hans Schmelzle, *Der Staatshaushalt des Herzogtums Bayerns im 18. Jahrhundert* (Münchner Volkswirtschaftliche Studien, 41. Stück), Stuttgart 1900; Michael Doeberl, *Innere Regierung Bayerns nach dem 30jährigen Krieg* (Forschungen zur Geschichte Bayerns, 12. Bd.), München 1904; Michael Doeberl, *Entwicklungsgeschichte Bayerns, 2. Bd., Vom Westfälischen Frieden bis zum Tode Maximilian I.*, München 1906; Louis Lamm, *Die jüdischen Friedhöfe in Kriegshaber, Buttenwiesen und Binswangen*, Berlin 1912; Karl Theodor von Heigel, *Zwölf Charakterbilder aus der neueren deutschen Geschichte*, München 1914; Johann Schmid, *Die bayrische Judenpolitik unter dem Ministerium Montgelas* (Programm zum Jahresbericht des Realgymnasiums und Reformrealgymnasiums in Nürnberg, Schuljahr 1919/20), Nürnberg 1920; Ludwig Hummert, *Die jüdischen Bankiers und Heereslieferanten Bayerns im Zeitalter der napoleonischen Kriege*, in: *Das Bayerland*, 37. Jg. (1926); Paul Sundheimer, *Die jüdische Hochfinanz und der bayrische Staat im 18. Jahrhundert*, in: *Finanzarchiv*, 41. Jg., 1924, Teil 1, S. 1-44, Teil 2, S. 1-50; *Die Juden in Bayern*, in: *Das Bayerland*, Jg. 37, Nr. 20 (1926); Arno Friedmann, *Bilder aus meiner Heimatgeschichte. Ein Beitrag zur Geschichte und Heimatkunde der Juden in Bayern*, Ingolstadt 1929; Alfred Philipp, *Die Juden und das Wirtschaftsleben* (Die Volkswirtschaft, Bd. II), Straßburg 1929; Artur Cohen, *Die Münchner Judenschaft 1750-1861*, in: *Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland*, II. Jg. (1930), S. 262-283; Rudolf Hallo, *Hofjuden*, in: *Encyclopaedia Judaica*, Bd. VIII, Berlin 1931; Samuel Hugo Lieben, *Briefe von 1744-1748 über die Austreibung der Juden aus Prag*, in: *Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der czechoslovakischen Republik*, IV. Jg. (1932), S. 353-479; Michael Strich, *Das Kurhaus Bayern im Zeitalter Ludwig XIV. und die europäischen Mächte*, Bde. 1-2 (Schriften zur bayrischen Landesgeschichte, Bde. 13-14), München 1933.

Sein religiöser Eifer machte es dem leichtsinnigen Fürsten schwer, an jüdische Hilfe zu denken. Aber im Sommer 1722 begann er, mit Wolf Wertheimer, der seit 1709 das Bankgeschäft des Vaters leitete, zu verhandeln.

Nichts deutet darauf hin, daß Wolf Wertheimer unüberlegt gehandelt oder sein Unglück durch falschen Ehrgeiz heraufbeschworen hätte. Seine Firma hatte unter seiner Leitung expandiert und war inzwischen bedeutender als zu Samsons Zeiten; er stand in Geschäftsbeziehung zu allen bekannten jüdischen und christlichen Bankhäusern Wiens und des Deutschen Reichs und genoß allgemeines Ansehen. Briefe, die von ihm erhalten sind, offenbaren nicht nur seine Güte und sein Verantwortungsgefühl, sondern zeigen ihn auch als besonnenen Beobachter seiner Zeit und guten Kenner des menschlichen Charakters. Es war auch nicht mangelnde Erfahrung, die sein Unglück verschuldete, denn er war mit Fürsten und Staatsleuten wohl bekannt. Als Schwiegersohn Emanuel Oppenheimers wußte er genau, wie schmachlich der Wiener Hof dessen Vater behandelt hatte, und er selbst erlebte soeben, daß man seine nahen Verwandten, die Enkel Leffmann Behrens, einer grausamen Folter unterwarf.

Es ist nicht bekannt, welche inneren Antriebe oder äußeren Zwänge ihn veranlaßten, am 25. August 1722 einen Vertrag mit dem Münchner Hof zu unterschreiben. Möglicherweise handelte er unter dem Einfluß eines gewissen barocken Denkens, das die Wirtschaft wie auch die Politik jener Zeit beherrschte und erklären würde, warum er Geschäfte abschloß, die ihn in den Ruin treiben konnten. In diesem Vertrag verpflichtete sich Wolf Wertheimer, die Summe von 120.000 Gulden, teils in bar, teils in Juwelen, vorzustrecken. Kurfürst Max Emanuel versprach seinerseits, das Kapital nach sechs Jahren zurückzuzahlen. Als Sicherheit wurden Wolf Wertheimer alle in- und ausländischen Rent- und Kammergefälle Bayerns verschrieben, über die er bis zur Rückzahlung des Kapitals und der Zinsen verfügen durfte. Die Zinsrate betrug nur sechs Prozent, sollte aber wesentlich erhöht werden dürfen, wenn die Schulden nicht rechtzeitig zurückgezahlt würden. Der Vertrag mußte selbst dem vorsichtigsten Kaufmann annehmbar erscheinen, da es sich um die übliche Verzinsung im Geschäftsverkehr handelte und die Garantien zu den wertvollsten Einnahmequellen des Staates zählte. Um den Gläubiger nicht mißtrauisch zu machen, wurden anfangs auch die Rückzahlungstermine pünktlich eingehalten, so daß Wertheimer, der 1723 zum Geheimen Hofjuwelier ernannt worden war, keinerlei Bedenken hegte, noch im gleichen Jahr eine neue Anleihe zu gewähren, dieses Mal einen Betrag von 540.000 Gulden.

Aber schon im Jahr 1724 begann der Münchner Hof mit der Zahlung zu säumen. Der Kurfürst hatte Wolfs Forderung auf die Landschaft übertragen, aber diese war nach kurzer Zeit nicht mehr imstande, die Schulden regelmä-

ßig aus den Staatseinnahmen zu tilgen. 1727, als die Zinsen schon eine phantastische Höhe erreicht hatten, erklärte der inzwischen regierende Kurfürst Karl Albrecht den vertraglich vereinbarten und feierlich bekräftigten Satz von zwölf Prozent Verzugszinsen für unzulässig und war nur noch zu einer Zahlung von sechs Prozent bereit. Die Angelegenheit erregte solches Aufsehen, daß im gleichen Jahr eine Schuldenkommission einberufen wurde, die jedoch keine Übereinstimmung zwischen den Forderungen Wertheimers und dem Angebot des Fiskus erzielen konnte. Die Differenz betrug fast zwei Millionen.

In seiner Not wandte sich Wertheimer an die Regierung in Wien. In mehreren scharfen Briefen (1728/1729) verlangte der Kaiser von Karl Albrecht, daß er die Schulden so schnell wie möglich zurückzahle, da sonst nicht nur der Kredit seines Hofbankiers auf das empfindlichste getroffen, sondern auch Wertheimers Gläubiger, unter ihnen auch viele christliche Untertanen, auf das äußerste geschädigt würden. Sollte Bayern die kaiserliche Mahnung unbeachtet lassen, so wollte man die schärfsten Exekutionsmittel gegen den Staat Karl Albrechts anwenden. So verflochten sich die Schwierigkeiten des Finanzgeschäfts mit den Spannungen der territorialen Politik im Reich. Die Intervention des Kaisers offenbart deutlich, wie wichtig der Hofbankier für die Staatswirtschaft war.

Eingeschüchtert durch die Drohungen des Kaisers, zahlte der Münchner Hof Wolf Wertheimer 1729, dann auch 1732 und 1733 einige kleinere Summen aus. Aber sie waren im Vergleich zu den Forderungen so unbedeutend, daß er, von seinen Gläubigern bedrängt, im Jahr 1733 gezwungen war, seine Firma zu schließen. Das berühmte Bankhaus Samson Wertheimer hatte aufgehört zu existieren.

Seit 1734 weilte Wolf Wertheimer in München, um durch seine Anwesenheit seinen Forderungen größeres Gewicht zu verleihen und um so wenigstens einen Teil der verlorenen Gelder zu sichern. Zumeist begleiteten ihn kaiserliche Kommissare, die Karl VI. ihm zu seiner Unterstützung gesandt hatte.

Eine Untersuchungskommission wurde eingesetzt, die jedoch ohne Ergebnis blieb. Eine aus Gelehrten, Juristen und Theologen zusammengesetzte Deputation erklärte zwar 1735 die Forderungen Wertheimers für rechtmäßig, doch verhinderten verschiedene Ereignisse deren Begleichung: zunächst der Krieg zwischen Österreich und Frankreich, dann die Kriege Rußlands und Österreichs mit der Türkei und schließlich der bayrische Erbfolgekrieg (1742-1745). Als Kurfürst Karl Albrecht von Bayern im Jahr 1742 zum Kaiser gekrönt wurde, konnte Wolf Wertheimer endlich auf einen Ausgleich seiner Forderungen hoffen. Statt dessen erreichte der Betrug nun seinen Höhe-

punkt; man warf Wertheimer vor, er habe sich im bayrisch-österreichischen Krieg während der Besetzung Münchens durch seine Verbindung mit österreichischen Generälen des Landesverrats schuldig gemacht. Es gelang ihm zwar, die Anklage zu widerlegen und seine Unschuld zu beweisen; doch veranlaßte dies den bayrischen Staat nicht, seine Rückstände anzuerkennen und das Geld, das er Wertheimer schuldete, zu bezahlen.

Der Nachfolger des 1745 verstorbenen Karl Albrecht, Kurfürst Maximilian III. Joseph wiederum, konnte die Forderungen seines Hauptgläubigers mit dem Hinweis auf sein durch den Krieg verwüstetes Land, auf die großen finanziellen Opfer und den drohenden Staatsbankrott ablehnen. Und als 1747 Wolf Wertheimer nach München berufen wurde, wo er in einer leidenschaftlichen Rede sein Elend und seine finanzielle Bedrängnis schilderte, in die Bayern ihn gestürzt hatte, war es wiederum nicht möglich, die Anschauungen Wertheimers mit denen des Fiskus über die Höhe des fraglichen Betrages in Einklang zu bringen. Erst 1754 fühlte sich der Kurfürst verpflichtet, Wertheimers Forderungen in Höhe von 3.737.005 Gulden anzuerkennen und ihm neue Schuldpapiere auszustellen, deren erste Tilgungszahlung 1764 geleistet werden sollte.

Aber weder Wolf Wertheimer noch seine Erben erlebten je die Abtragung der Schuldenmasse. Wertheimer starb im Jahr 1763, gerade, da er wieder einmal nach München aufbrechen wollte. Die erste fällige Rate erhielten seine Erben 1764 pünktlich ausbezahlt. Indes geriet 1766 die Zahlung wieder ins Stocken und wurde 1784 völlig eingestellt, nachdem auf Drängen des österreichischen Kaisers noch einige Rückstände beglichen worden waren. Das offizielle Urteil über das Verhalten des Münchner Hofes sprach aus einem an den Hof gerichteten Schreiben des österreichischen Kanzlers Kaunitz-Rietberg: Bayern vertrete einen Grundsatz, welcher der Natur der Sache und dem wahren Begriff des Rechtes eindeutig entgegenstehe.

Ähnlich katastrophal entwickelte sich die Verbindung mit dem Münchner Hof auch für einen anderen Gläubiger Bayerns, den oberpfälzischen Hoffaktor Noe Samuel Isaak. Er hatte 1722 unter ähnlichen Bedingungen wie Wertheimer dem Kurfürsten eine Anleihe von 950.000 Gulden gewährt. Als er kurze Zeit später die Summe erhöhte, überwies man ihm die Einnahme des Staates aus den wichtigsten Salzämtern als Unterpfand. Außerdem erhielt er das Privileg, den Münchner Hof mit Wein zu beliefern und in verschiedenen bayrischen Städten Salz zu verkaufen. Gegen die Zusicherung, die kurfürstliche Schneiderei mit Stoffen und die Kavallerie mit Monturen beliefern zu dürfen, ließ Noe dem Kronprinzen und dem Kurfürsten bedeutende Summen. Aber wie Wolf Wertheimer vermochte auch Noe nicht, die Gelder wie-

der einzutreiben. Trotz Bittschriften und Beschwerden und trotz der Einsetzung einer Schuldenkommission wurden seine Forderungen nicht anerkannt. Als er 1757 starb, schuldete ihm der Staat 2.115.784 Gulden. Seinen Erben, die 1762 um die Tilgung der Schuld baten, wurde mitgeteilt, daß nicht der Staat Noe, sondern dieser dem Staate eine beträchtliche Summe schuldig sei. Nach jahrelangen Auseinandersetzungen mit den Erben verzichtete die bayrische Regierung schließlich auf ihre sogenannte Forderung.

Wie ist dieser Mangel an Moral seitens des Staates zu erklären? Die seit dem Mittelalter tradierte Haltung gegenüber Juden und jüdischem Eigentum existierte nach wie vor. Der absolutistische Herrscher dehnte diese Haltung lediglich auf die Gesamtheit seiner Untertanen aus. Jegliches Eigentum, nicht nur das der Juden, bedeutete potentiell das Eigentum des Herrschers. Wann immer aber sich dem Staat die Gelegenheit bot, jüdisches Eigentum zu konfiszieren, konnte er sich des einhelligen Beifalls seiner übrigen Untertanen sicher sein. Dies war folglich der einfachste Weg für den Staat, sich nach dem Tod des Gläubigers seiner Schulden zu entledigen. Wie groß mag der Anreiz für die Hofjuden gewesen sein, wie groß aber auch der Druck, der auf ihnen lastete, allenthalben dem Staat ihre Kredite und geschäftlichen Fähigkeiten anzubieten?

In den kleinen und kleinsten Staaten hatten die Herzöge, Markgrafen und Bischöfe alle „ihre“⁶⁵ Hofjuden, die ihnen Anleihen und Wechsel vermittelten, wenn sie in Zahlungsschwierigkeiten gerieten oder Kriege und Prozesse ihre Staatskassen ruiniert hatten. In der Markgrafschaft Ansbach⁶⁶ waren die Hoffaktoren Marx und Elias Model, Elkan und Gabriel Fraenckel, David Rost und Isaak Nathan, in der Oberpfalz⁶⁷ Nathan Moses Schwabacher und Jacob Joseph, im Bistum Bamberg⁶⁸ der Kurmainzische und Würzburgische Hofjude Secklein, im Markgrafentum Bayreuth⁶⁹ Salomon Samson von Baiersdorf und seine Söhne, in Oettingen⁷⁰ Hirsch Neumark, Daniel

⁶⁵ *Aus Gründen des besseren Verständnisses wurden abweichend zur deutschen und englischen Vorlage Anführungszeichen gesetzt.*

⁶⁶ Siegfried Haenle, Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstenthum Ansbach. Mit Urkunden und Regesten, Ansbach 1867; Leopold Löwenstein, Zur Geschichte der Juden in Fürth, in: Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft, Bd. VI (1908), S. 153-214; Friedrich Vogtherr, Geschichte der Stadt Ansbach, Ansbach 1927.

⁶⁷ Magnus Weinberg, Geschichte der Juden in der Oberpfalz, Bde. III und IV, Sulzburg 1907 und München 1927.

⁶⁸ Adolf Eckstein, Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstbistum Bamberg, Bamberg 1898 [ND Bamberg 1985].

⁶⁹ Adolf Eckstein, Geschichte der Juden im Markgrafentum Bayreuth, Bayreuth 1907.

⁷⁰ Ludwig Müller, Aus fünf Jahrhunderten (Beiträge zur Geschichte der jüdischen Gemeinden im Riess), Nördlingen 1899.

Oppenheimer, Joseph Löw Zacharias und Zacharias Model, in Wallerstein der Kabinettsfaktor Abraham Elias Model die Hauptgläubiger der Fürsten. In Frankfurt regelten Isaak Kann, der auch Bayreuther Hoffaktor war und Abraham Drach im 17. Jahrhundert die Geldangelegenheiten der benachbarten Fürsten. Der Faktor Liebmann, der auch dem bayrischen Hofe eine Anleihe vermittelte und Elkan Moses zum Vogelsang besorgten die Finanzgeschäfte des Bischofs von Würzburg. Aron Beer zur Armbrust, kurpfälzischer Resident und brandenburgisch-bayreuther Hofjude und wohl der bedeutendste Finanzmann Frankfurts in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, erledigte im Dienste des Kurfürsten von Mainz wichtige Missionen. Sein Geschäft endete jedoch, wie das von Wolf Wertheimer und Noe Samuel Isaak, im Ruin: Die Pfalz und andere Staaten verweigerten die Zahlung ihrer Schulden.

Nicht ganz so wesentlich war die Rolle, welche die Juden in Preußen als Finanzberater und Geldgeber spielten. Das Geldwesen des Staates befand sich am Ende des 17. Jahrhunderts auf einem sehr niedrigen Niveau und machte die private Geldleihe noch notwendiger als in anderen Staaten.⁷¹ Als Agrarland verfügte Preußen nur über eine unterentwickelte Ökonomie, die bis in die Zeit Friedrichs des Großen ohne Banken und Börsen auskam. Der preußische Staat war deshalb auf die Dienste der Kreditvermittler angewiesen, zumal die zahlreichen Kriege, die der Große Kurfürst führte, hohe Summen verschlangen, welche er sich nur verschaffen konnte, indem er die Kaufleute seiner Residenz, seine Generäle, Minister und Hofbedienten zu Anleihen heranzog. Friedrich Wilhelm verstand es jedoch auch, durch die Reorganisation der Behörden und die Reformierung der Verwaltung die Ausgaben zu verringern. Wie die übrigen Fürsten seiner Zeit war er davon überzeugt, daß die Juden eine ebenso nützliche Einnahmequelle darstellten wie die Domänen und Regalien. Aber im Gegensatz zu ihnen begnügte sich der Große Kurfürst damit, nur die ordentlichen und außerordentlichen Abgaben, die er ihnen auferlegte, als Steuerquelle zu betrachten, ohne je den Kredit seiner Hofjuden

⁷¹ S. Isaacsohn, *Das Preußische Beamtentum im 17. Jahrhundert*, Berlin 1878; Conrad Bornhak, *Geschichte des Preußischen Verwaltungsrechts*, 3 Bde., Berlin 1884-1892; Hans Prutz, *Preußische Geschichte*, 4 Bde., Stuttgart 1899-1902; Friedrich Lenz und Otto Unholtz, *Die Geschichte des Bankhauses Gebrüder Schickler*, Berlin 1912; Friedrich Wolters, *Geschichte der brandenburgischen Finanzen in der Zeit von 1640-1697*, Bd. II: *Die Zentralverwaltung des Heeres und der Steuern (Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der inneren Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg)*, München 1915; H. Maurer, *Die private Kapitalanlage in Preußen*, Berlin 1921.

für eigene Interessen auszubeuten. So wandte er sich nur an zwei Juden um Darlehen, namentlich an Berend Levi⁷² und Ruben Elias Gumperts.

Berend Levi aus Bonn, auch Bär Warendorf genannt, hatte schon 1647 von Friedrich Wilhelm ein Geleitspatent auf die Stadt Emmerich im Herzogtum Kleve erhalten. Er war einer der bemerkenswertesten Männer jener Zeit kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg: unternehmend und klug, zugleich streng und herrisch, ein „roher und ungeschlachter Bär“, wie es in den Aufzeichnungen von Phöbus Gans in Anspielung auf seinen Namen heißt. Levis eigene Schriften zeigen ihn selbstbewußt und eitel, devot im Umgang mit dem Adel, während er hart und unerbittlich wie ein fürstlicher Beamter die Steuern der jüdischen Gemeinden Kleve und Mark eintrieb. Sein Geschäft scheint er dabei verstanden zu haben. Der Große Kurfürst schätzte ihn, zog ihn zu vielen diplomatischen und finanziellen Transaktionen hinzu und bediente sich seines Rates. So spielte er als Geldgeber der preußischen Gesandtschaft während der Friedensverhandlungen zu Münster eine nicht unwesentliche Rolle. Später entlastete er den Kurfürsten und die märkischen Ständen wiederholt durch Vorschüsse, befreite das Herzogtum Kleve von Truppenmärschen und brachte durch seine Beziehungen zu norddeutschen Kaufleuten umfangreiche Anleihen zustande.

Berend Levi war ein unversöhnlicher Gegner von Elias Gumperts. Dieser stand ebenfalls zeitlebens in Geschäftsbeziehung zum Großen Kurfürsten, und für die Dienste, die er dem Hof erwies, erhielt er das Recht, seinen Sohn Ruben Elias in Berlin ansiedeln zu dürfen. Ruben Elias geriet später unter die Anklage, in Gemeinschaft mit Samuel Oppenheimer einen Mordanschlag gegen Samson Wertheimer geplant zu haben. Der Verdacht erwies sich bald als unbegründet. Aber die Tatsache, daß man Ruben Elias, den rheinischen und brandenburgischen Hofjuden, in engen Zusammenhang brachte mit Samuel Oppenheimer, den österreichischen Hoffaktor, besaß eine gewisse Symbolik. In vielem erinnert er an den bedeutenderen Mann: in seiner Unermüdlichkeit und Vielseitigkeit, der Art, wie er sein Geld- und Kommissionsgeschäft betrieb, Kriegs- und Juwelenlieferungen übernahm, Anleihen vermittelte, politische Missionen ausführte – nicht nur im Dienste Preußens, sondern auch Sachsens, Bayerns, Kölns, der Pfalz und Badens – Agent und Kommissionär, Vermittler und Lieferant in einer Person. Wie Oppenheimer mußte er durch seine Waghalsigkeit und Unbedachtsamkeit große finanzielle Verluste hinnehmen, litt er unter Verleumdern und Intriganten und verbrachte Monate und Jahre in Festungen für Verbrechen, die er nie begangen hatte.

⁷² Selma Stern, *Der Preußische Staat und die Juden*, Bd. 1, S. 24 ff.

Berend Lehmann, der Resident aus Halberstadt, hatte dem Konvertiten August von Sachsen geholfen, eine Königskrone zu gewinnen. Der Resident Diego Teixeira aus Hamburg⁷³ ermöglichte es der Konvertitin Christine von Schweden, einer Königskrone zu entsagen, die ihr zu erhalten das Bemühen ihres Volkes, ihrer Ratgeber und vieler Fürsten gewesen war.

Diego (alias Abraham) Senior Teixeira de Sampayo wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboren, als Sohn eines portugiesischen Edelmannes aus der Marranenfamilie Mello und Nachkomme bekannter und einflußreicher Staats- und Finanzmänner. Nach dem frühen Tod seines Vaters, der in Nordafrika im Kampf gegen die Mauren fiel, wurde seine Mutter die Hofdame der Königinwitwe und Erzieherin Don Sebastians, des künftigen Königs von Portugal.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts finden wir Diego als spanischen Konsul in Antwerpen und Staatsschuldenverschreiber der spanisch-niederländischen Provinz. Gläubiger Sohn der katholischen Kirche, ging er zur Beichte, kommunizierte und wohnte den Exerzitien bei. Seine erste Frau, die in jungen Jahren starb, wurde in einer der prächtigsten Kirchen Antwerpens beigesetzt und für ihr Seelenheil manche Messe gelesen. Es war jedoch seine zweite Frau, Donna Anna oder Sara, wie sie sich später nannte, Tochter des Marra-

⁷³ Alfred Feilchenfeld, *Aus der älteren Geschichte der portugiesisch-israelitischen Gemeinde in Hamburg*, Hamburg 1898; Emil Daniels, *Christine von Schweden*, in: *Preußische Jahrbücher*, Bd. 96 (1899), S. 385-416 und Bd. 97 (1899), S. 50-93; Baron de Bildt, *Christine de Suède et le Cardinal Azzolino*, Paris 1899; Max Grunwald, *Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden 1811*, Hamburg 1904; Max Grunwald, *Aus dem Hamburger Staatsarchiv (Beiträge zur Geschichte der Juden in Prag, Wien und Hamburg)* Berlin 1902; Max Grunwald, *Portugiesengräber auf deutscher Erde (Beiträge zur Kultur- und Kustgeschichte)*, Hamburg 1902; Bruno Tannenwald, *Die rechtlichen Verhältnisse der Juden in Hamburg*, Hamburg 1911; Francis Griddle, *The Court of Christina of Sweden*, 1913; Isaak S. Schwabacher, *Geschichte und rechtliche Gestaltung der Portugiesisch-jüdischen und der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg* [phil. Diss.], Hamburg 1914; Richard Ehrenberg, *Das Haus Parish in Hamburg. (Große Vermögen und ihre Bedeutung, Bd. II)*, Jena 1925; Alfonso Cassuto, *Die Familie des Don Diego Senior Teixeira de Sampayo*, in: *Jüdische Familienforschung*, Jg. V, Heft 17, (1929), S. 115-117; Alfonso Cassuto, *Gedenkschrift anlässlich des 275jährigen Bestehens der portugiesisch-jüdischen Gemeinde in Hamburg*, Amsterdam 1927; Alfonso Cassuto, *Die portugiesischen Juden in Glückstadt. Jahrbuch für die Jüdischen Gemeinden Schleswig-Holstein*, 1-3, 1929-1932; Cecil Roth, *Neue Kunde von der Marranengemeinde in Hamburg*, in: *Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland*, II. Jg. (1930), S. 228-236; Cecil Roth, *The Religion of the Marranos*, in: *Jewish Quarterly Review*, XXII (1931/1932), S. 1-33; Josef Kastein, *Uriel da Costa oder die Tragödie der Gesinnung*, Berlin 1932; Cecil Roth, *A History of the Marranos*; Hartwig Levy, *Die Entwicklung und Rechtsstellung der Hamburger Juden* [phil. Diss.], Hamburg 1933; Margaret Goldsmith, *Christina of Sweden. A Psychological Biography*, 1933; Oskar von Wertheimer, *Christine von Schweden*, Zürich u.a. 1936; Else Hocks, *Christine Alexandra, Königin von Schweden* Wien 1936; Alfred Neumann, *Königin Christine von Schweden*, Amsterdam 1936.

nen Rodrigo de Antrade, die in ihrem Mann ein Bewußtsein für sein jüdisches Erbe zu wecken vermochte.⁷⁴ Er trat, so heißt es in einem Bericht des kaiserlichen Hofes von Wien, am Karfreitag des Jahres 1647, zwei Jahre nach seiner Übersiedlung nach Hamburg, mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen zum Judentum über.⁷⁵

Als Diego mit seiner Familie nach Hamburg kam, besaß die portugiesische Marranengemeinde, die seit einem halben Jahrhundert Aufenthalts- und Wohnrecht in der Stadt genoß, bereits einige Bedeutung. Ihre Beziehungen zu Spanien und Portugal hatten den Handel der Hansestadt mit diesen Ländern in Schwung gebracht. Sie hatten Tabak, Wein, Kattun und Gewürze eingeführt, aus den spanischen und portugiesischen Kolonien der Neuen Welt den ersten rohen Zucker nach Hamburg verfrachtet, die Hamburger Bank mitbegründet und sich als Schiffsbauer, Reeder, Makler, Großhändler und Bankiers unentbehrlich gemacht.

Diego Teixeira, der sich seit seiner Konversion Abraham nannte, und sein Sohn Manuel, der Teilhaber seines Bankgeschäfts, wurden bald zum Mittelpunkt der Gemeinde, die nicht eben wenige hervorragende Männer zu ihren Mitgliedern zählte. Jacob Abensur lebte dort als Resident und Geldgeber des Königs von Polen, auch Jacob Curiel alias Nuñez da Costa, der obwohl offiziell zum Judentum übergetreten, Vertreter des Königs von Portugal war.

Nichtsdestoweniger handelte es sich, wann immer von dem „reichen Juden“ gesprochen wurde, um Teixeira, der bald nach seiner Ankunft der Finanzier benachbarter Fürsten und Standespersonen, hauptsächlich des Königs von Dänemark, wurde. Selbst ein Edelmann und Grandseigneur, verkehrte er mit Adligen und Patriziern wie mit seinesgleichen und zeigte in seinem Auftreten eine solche Würde, daß man ihn tatsächlich leicht für einen Kurfürsten oder Herzog hätte halten können.

Eines Tages, so ist überliefert, sah ihn der gelehrte Prediger Balthasar Schuppius, der ihn niemals zuvor kennengelernt hatte, wie er in seiner prächtigen Karosse, von zahlreichen Dienern begleitet, durch die Straßen von Hamburg fuhr. Im Glauben, daß es mindestens der Kurfürst von Sachsen sein müsse, zog Balthasar seinen Hut und verneigte sich in Ehrerbietung. Wie aber erschrak er, als eine Frau an seiner Seite ihm erklärte, der Vorüberfahrende sei nicht der Kurfürst von Sachsen, noch weniger der Herzog von Mecklenburg, sondern der „reiche Jude“ von Hamburg.

⁷⁴ *In der englischen Fassung heißt es weiter:* „... and a desire to be again identified with the religion and destiny of his people.“ (S. 103)

⁷⁵ Der möglicherweise besser informierte Hamburger Senat berichtete, daß Diego sich bereits 1646 offen als „spanischer Jude“ bekannt habe. [*Aufgrund seines offenkundigen Fußnotenstatus wurde dieser Satz, in den Anmerkungsapparat aufgenommen.*]

Zumeist aber waren Teixeiras Erlebnisse in Hamburg weniger amüsant. Vor kurzem erst dem Schrecken der spanischen Inquisition entronnen, machte es die Hamburger Bürgerschaft ihm und seinen Glaubensgenossen nicht leicht, die Sonne des Südens im Nebel der Hansestadt zu vergessen. Überzeugt von ihrer Unentbehrlichkeit, suchte der Senat zwar nach Kräften ihre Rechte zu schützen. Für die Bürger aber blieben die neuen Einwohner Fremde, deren Sitten, Gewohnheiten, Sprache und Gebaren sie nicht verstanden, und eine Quelle dauernden Ärgers. Über Teixeira klagten sie, er habe sich in Hamburg beschneiden lassen, fahre an hohen christlichen Feiertagen in seiner Karosse und erscheine in öffentlicher Prozession bei christlichen Leichenbegängnissen.

Es blieb aber nicht bei solchen Beschuldigungen; oft mündeten die Feindseligkeiten auch in offenen Auseinandersetzungen. Ein Jahr, nachdem Teixeira sich in Hamburg niedergelassen hatte, verlangte der Wiener Hof vom Hamburger Senat die Beschlagnahmung der Gelder und Besitztümer des Renegaten, der durch „Teufelswerk“ von der katholischen Kirche abgefallen sei, sowie seine Auslieferung an den kaiserlichen Fiskal wegen Majestätsbeleidigung. Der Senat, der erkannt hatte, daß es der österreichischen Regierung weniger auf Teixeiras Seelenheil ankam als auf die zwei- bis drei Millionen Gulden, die sie bei diesem Prozeß zu gewinnen hoffte, lehnte das Verlangen des Kaisers ab. In Zukunft, verlangte der Senat, möge man ihn mit solchen in See- und Handelsstädten undurchführbaren Inquisitionsprozessen verschonen; derartige Vorkommnisse beeinträchtigten den Handel der Stadt und veranlaßten die Juden, ihre Geschäfte in andere Orte zu verlegen.

Im Jahr 1660 nahm der Wiener Hof das Inquisitionsverfahren gegen Teixeira noch einmal auf. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte der Senat in Königin Christine von Schweden eine Verbündete gefunden. Als Christine 1654 zum ersten Mal nach Hamburg kam, hatte sie durch ihren Verzicht auf den Thron der Wasa soeben für eine der größten Sensationen des Jahrhunderts gesorgt. Nicht, weil die Last der Regierung ihr zu schwer geworden wäre, hatte sie ihn aufgegeben oder weil sie es nicht verstanden hätte, klug und gerecht zu regieren. Als junges Mädchen hatte sie den größten Krieg des Jahrhunderts beendet, neue Länder für den Staat Gustav Adolfs erobert und ihn zum gefürchtetsten Herrscher des Mare Balticum, ja, ganz Nordeuropas gemacht. Sie hatte ihre Hauptstadt in ein modernes Athen und ihren Hof in eine Akademie der Dichter, Künstler und Gelehrten verwandelt. Sie selbst galt als die gelehrteste Frau ihrer Zeit und hatte klassische und scholastische, astronomische, mathematische, historische und philosophische Disziplinen studiert. Sie korrespondierte in lateinischer, holländischer, spanischer, hebräischer und französischer Sprache. Mit den Professoren der Universität Uppsala hatte sie

über den Urtext der Bibel und mit dem Philosophen Descartes, den sie an ihren Hof berufen hatte, über die Ableitung seiner Lehre von den platonischen Ideen diskutiert.

Die Kunde, daß die Königin, die „Divina Princeps“, die „Coelestis Heroina“, die „zweite Minerva“ nach Hamburg kommen würde, lockte Fürsten, Adlige, Gelehrte, Offiziere aus allen Teilen Deutschlands und Dänemarks herbei. Man beeilte sich, der neuen „Königin von Saba“ zu huldigen, die einem weltlichen Thron entsagt hatte, um im Reich des Geistes um so unabhängiger zu herrschen. Die Hamburger Geistlichkeit, die noch nichts von ihrer bevorstehenden Konversion wußte, nahm die Tochter eines der ruhmvollsten Vertreter der protestantischen Kirche mit Wärme und Verehrung auf. Der Senat empfing sie mit allen Auszeichnungen, die einem regierenden Fürsten gebührten und stellte ihr und ihrem Gefolge ein prunkvolles Haus zur Verfügung. Sie aber lehnte höflich die Einladung der städtischen Regierung ab und verbrachte die drei Wochen ihres Hamburger Aufenthalts in der Wohnung Teixeiras am Krayskamp, gegenüber der Michaeliskirche. Den Vorhaltungen des empörten Klerus über ihr unchristliches Verhalten begegnete sie mit den Worten, Christus selbst sei Jude gewesen und habe sich seine Jünger und Gefährten aus dem Kreis der Juden gewählt.

Was aber veranlaßte die Königin, die Einladung des gastlichen Senats abzulehnen und die fromme Geistlichkeit der Stadt so zu verletzen? War es eine ihrer bizarren Launen, denen sie immer wieder nachgab? Wollte sie mit dem gelehrten Mann und seiner gelehrten Tochter die Widersprüche der Heiligen Schrift disputieren, die Manasse ben Israel ihr in seinem ihr gewidmeten Buch, dem „Conciliador“, schon zu deuten versucht hatte? Oder wollte sie die wahre Natur ihrer Toleranz aufzeigen, für die es keine guten oder schlechten Völker oder Religionen, sondern nur gute oder schlechte Menschen gab? Bewegte sie ihr Mitleid für Unterdrückte und Verfolgte, der gleiche edle Eifer, der sie später veranlaßte, sich für die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten und die aus Österreich verjagten Juden einzusetzen wie auch die Juden Roms unter ihren Schutz zu stellen? Oder war es einfach die Neugier einer religiösen Kontroversen nicht ausweichenden Frau, die jenen Mann kennenlernen wollte, der die Gunst seines Königs, Ehren, Stellung und Heimat aufgegeben hatte, um die Religion seiner Väter offen zu bekennen?

Es ist möglich, daß all diese Erwägungen bei ihr eine Rolle spielten und sie bewogen, im Hause Teixeiras zu wohnen. Die eigentliche Ursache dafür, daß sie sich so energisch um die Freundschaft des „reichen Juden“ bemühte, war jedoch nicht religiöser oder philosophischer, sondern vielmehr geschäftlicher Natur. Christine hatte vor ihrer Abdankung mit der schwedischen Regierung und ihrem Nachfolger und Vetter König Karl X. die Frage ihrer finan-

ziellen Sicherheit zu regeln versucht. Sie beabsichtigte, auch ohne Krone und Königreich königlich und mit dem Aufwand einer regierenden Fürstin zu leben sowie Treue und Verdienst so großzügig wie möglich zu belohnen. Die Extravaganzen der ehemaligen Königin aber, die im Laufe ihrer Regierungszeit Unsummen für kostbare Bilder und Bücher, seltene Münzen und Handschriften ausgegeben hatte, wie auch die Kriege, in die Schweden seit Jahrzehnten verwickelt war, hatten die Finanzen des Landes in chaotischem Zustand hinterlassen. Die Räte vermochten daher nicht, ihr ein festes Kapital zur Verfügung zu stellen, von dessen Zinsen sie hätte leben können. Das einzige, worauf die schwedische Regierung und Karl X., der einst vergeblich um Christines Hand geworben hatte, sich verständigen konnten, waren die Einnahmen einiger Länder, Provinzen und Domänen im Werte von 200.000 Talern jährlich, die ihr auf Lebenszeit gewährt wurden, sowie eine gewisse Souveränität über diese Gebiete.

Aber es war nicht einfach, diese weit auseinanderliegenden, teils schwedischen, teils deutschen Gouverneuren unterstellten Länder, zu verwalten. Die Gespräche, die Christine mit Teixeira führte, drehten sich in der Hauptsache um die Verwaltung ihrer Ländereien und die Nutzung ihrer Einkünfte. Gegen Ende ihres Hamburger Aufenthalts ernannte sie Teixeira zu ihrem Bankier und Bevollmächtigten, das heißt, sie veranlaßte die Überweisung aller Einkünfte aus den deutschen und schwedischen Gütern an das Hamburger Bankhaus, während Teixeira sich verpflichtete, in ihrem Namen mit den schwedischen Behörden zu korrespondieren, die Produkte der Domänen zu verkaufen und den Erlös an Christine zu transferieren. Da die Königin noch keinen festen Wohnsitz hatte, sondern unruhig von Land zu Land reiste, wurde es eine der Hauptaufgaben Teixeiras, die schwedischen Riksdaler in Hamburger Reichstaler, diese wiederum in holländische Gulden, in französische Livres, in venezianische Dukaten oder römische Scudi umzuwechseln. Für seine Mühen sollte der Bankier ein Jahresgehalt von 1.000 Talern erhalten, mußte aber versprechen, der Königin Gelder für den mäßigen Zins von sechs Prozent vorzustrecken, falls die Revenuen aus Schweden nicht pünktlich eintrafen.

Es waren nicht nur geschäftliche Dinge, die Teixeira mit seinem Gast in diesen Wochen diskutierte. Christines erster Hamburger Aufenthalt legte den Grundstein zu einer Freundschaft, welche die Königin mit dem Hause Teixeira zeitlebens verbinden sollte. In allen finanziellen, politischen und persönlichen Fragen wandte sie sich an ihren „weisen Berater“, hauptsächlich an Manuel, den Sohn des alten Diego. Die herrschsüchtige, dominante Frau, die keinem Menschen untertan zu sein sich rühmte, wies die Ratschläge des lebenserfahrenen und weltkundigen Mannes nicht zurück. Als sie ihm ihre reli-

giösen Konflikte anvertraute und von ihrer bevorstehenden Konversion berichtete, machte Teixeira sie auf die schwerwiegenden Folgen dieses Schrittes aufmerksam. Er führte ihr vor Augen, welche katastrophalen Folgen die Konversion der Tochter des noch immer verehrten Vorkämpfers des Protestantismus auf das ihr treu gebliebene schwedische Volk haben würde. Und er wies sie darauf hin, daß weder die schwedische Regierung, die sich seit der Abdankung Christines in einem Dilemma befand, noch der durch die Abweisung seines Heiratsantrags verletzte Nachfolger rechtlich verpflichtet seien, der Katholikin die Gelder zu zahlen, die sie der Protestantin versprochen hätten. Als er sah, daß sie auf ihrem Entschluß beharrte, riet er ihr, die guten Beziehungen zum König, der noch immer in sie verliebt war, durch einen höflichen Briefwechsel fortzusetzen und ihn von Zeit zu Zeit zu mahnen, sein gegebenes Versprechen zu halten und ihr Eigentum zu schützen. Christine bereute es nie, dem Rat des klugen Mannes gefolgt zu sein. So erfüllte sie auch seinen Wunsch, die Hamburger Geistlichkeit durch einen Besuch des protestantischen Gottesdienstes wieder zu versöhnen.

Teixeiras Sorgen um Christines Apanage erwiesen sich bald als berechtigt. Zwar war Karl X., wie Teixeira richtig vorausgesehen hatte, besänftigt durch Christines freundschaftliche Haltung und gewillt, sein Versprechen zu halten, selbst als sie kurz nach ihrer Abreise aus Hamburg zum Katholizismus übertrat. Aber Schweden befand sich in jener Zeit, da die Königin die Höfe Europas durch ihre abenteuerlichen politischen Projekte aufrührte, im Krieg mit Polen. Pommern, wo die meisten ihrer Domänen lagen, wurde Kriegsgebiet und schwer verwüstet. Die 90.000 Taler, die ihr die schwedische Regierung weiterhin jährlich auszahlte, trotz Krieg und Schuldennot, hätten wohl genügt, Christine einen standesgemäßen Lebensstil zu ermöglichen. Aber ihre unverminderte Verschwendungssucht, ihre kostspielige Haushaltung in Rom, wo sie sich schließlich niedergelassen hatte, stürzten sie von einer finanziellen Krise in die andere.

„Ich wünschte“, schrieb sie in jener Zeit an Teixeira, der ihr Anleihe um Anleihe gewährte, „Sie würden mir einiges Geld senden oder mich lehren, wie man ohne es leben kann. Niemand bezahlt mich, aber jedermann, so finde ich, erwartet, bezahlt zu werden.“

Zu allem Übel starb plötzlich auch noch König Karl X., der einzige in Schweden, auf den sie sich unbedingt hatte verlassen können. Er hinterließ ein fünfjähriges Kind, ein Land im Krieg mit mehreren Nachbarn und eine völlig verschuldete Staatskasse. Christine konnte nun nicht mehr damit rechnen, daß die vormundschaftliche schwedische Regierung, in der einige ihrer heftigsten Gegner saßen, gegenüber einer vom „rechten“ Glauben Abgefallenen, die sich durch ihr skandalöses Verhalten sogar die Sympathie des Volkes

verscherzt hatte, weiterhin ihren Verpflichtungen nachkommen würde. Sie verließ Rom, eilte nach Hamburg, um mit Teixeira die Angelegenheit zu besprechen und reiste dann nach Schweden, wo sie zwar eine Bestätigung ihres Abdankungsrezesses erhielt (1660), im übrigen aber unverblümt gebeten wurde, mitsamt ihren katholischen Priestern das Land so rasch wie möglich zu verlassen.

Auf der Rückreise stieg Christine erneut in Hamburg im Hause am Krayenkamp ab, dieses Mal ihren Aufenthalt auf fast ein Jahr ausdehnend. Hier schloß sie, am 8. Juli 1661, mit Manuel Teixeira einen förmlichen Kontrakt, auf Grund dessen sie ihm die gesamte Finanzverwaltung ihrer Besitzungen übertrug. Sie verpflichtete sich, die ihr von der schwedischen Regierung kurz zuvor gewährten 107.000 Riksdaler vollständig dem Bankhaus zuzuführen. Demgegenüber bot sich Teixeira an, ihr von dieser Summe monatlich 8.000 Taler zu überweisen. Gleichzeitig ernannte sie Manuel Teixeira zu ihrem offiziellen Residenten, akkreditierte ihn beim Hamburger Senat und verlangte, daß er den anderen Gesandten der hohen Potentaten gleichgestellt werde. Wer ihn beleidige, schrieb sie dem Hamburger Senat, beleidige sie, die Königin. Sie wünsche, noch so einflußreich wie früher zu sein, um ihrer Unzufriedenheit über die rohe Art, in der man Manuel behandle, den gehörigen Nachdruck geben zu können.

Obwohl sie keine regierende Fürstin mehr war, hatte sie gerade damals Gelegenheit, wenn nicht ihren politischen, so doch ihren moralischen Einfluß zugunsten ihres Freundes geltend zu machen. Nachdem das Prozeßverfahren gegen Diego Teixeira zwölf Jahre geruht hatte, befahl unerwartet der Kaiser im Mai 1660 dem Reichskammergericht, das Inquisitionsverfahren wieder aufzunehmen. Im August 1663 sandte er den Kontrolleur des Reichspfennigamtes in Frankfurt nach Hamburg, um von Teixeira eine bedeutende Geldsumme zur Niederschlagung des Verfahrens zu erpressen. Gleichzeitig wurde der Hamburger Senat durch ein kaiserliches Reskript aufgefordert, Teixeira festzunehmen und seinen Besitz zu konfiszieren.

Der Senat, entschlossen, sich auch dieses Mal nicht einschüchtern zu lassen, berief sich auf die der Stadt im Westfälischen Frieden zugesprochene Autonomie und auf die Immunität Teixeiras als Resident der Königin. Christine selbst beschwerte sich, daß man einer Person in ihrem Dienst das Recht der Bewegungsfreiheit entziehe. Gleichzeitig bat sie ihren alten Freund, den Feldmarschall Montecuccoli, ihrem Schützling eine Generalabsolution der österreichischen Regierung zu verschaffen.

Während das Prozeßverfahren noch schwebte, starb Diego Teixeira am 6. Januar 1666. Die Hoffnung, daß durch den Tod des Angeklagten die Sache niedergeschlagen würde, erfüllte sich nicht. Die österreichische Regierung

übertrug die Anklage vom Vater auf den Sohn. Erneut intervenierte Christine energisch, während die Gesandten Frankreichs, Englands, Hollands und Preußens im Namen ihrer Regierungen gegen das rechtlose Vorgehen des Kaisers protestierten. Dieses Mal sandte die österreichische Regierung einen Bürgerlichen nach Hamburg, der Manuel Teixeira veranlassen sollte, sich durch die Zahlung einer „vernünftigen Summe“ ein für allemal aus dieser unliebsamen Affäre zu ziehen. Manuel aber blieb fest und ließ sich nicht einschüchtern. Sein Vater, erklärte er, sei nie ein Christ gewesen, infolgedessen auch niemals vom Christentum zum Judentum übergetreten. Er selbst stehe unter dem Schutz der Königin und des Hamburger Senats, den sich sein Vater einst mit viel Geld habe erkaufen müssen. Nun stellten sich auch die ausländischen Gesandten auf die Seite Teixeiras und erklärten den Angriff auf ihren Kollegen zum Affront gegen sie alle, so daß dem österreichischen Vermittler nichts anderes übrig blieb, als mit Teixeira einen Vergleich zu schließen. Dieser umfaßte einen Schuldschein auf einen spanischen Granden und den Betrag von 2.000 Talern, zahlbar an die kaiserliche Hofkammer.

Falls Christine gehofft hatte, der Vertrag mit Teixeira löse ihre finanziellen Probleme, so sah sie sich bald getäuscht. Teixeira beklagte sich von Beginn an über die Unregelmäßigkeit der Einnahmen aus Schweden und Pommern, wo die Verwalter Christines Besitz verschleuderten. Sie sandte schließlich einen Mann ihres Vertrauens nach Schweden, damit er die Unterschlagung der Verwalter aufdecke, ihre Abrechnungen kontrolliere und die Schuldigen bestrafe. Persönlich verbrachte sie diese Zeit (1666 bis 1668) in Hamburg, um zusammen mit Teixeira ihre Schulden abzutragen, die eine beängstigende Höhe erreicht hatten.

Die rückhaltlos offenen und leidenschaftlichen Briefe, die Christine in jenen Jahren an ihren Freund Kardinal Azzolino nach Rom schrieb, vermitteln den Eindruck, daß die Anwesenheit dieser undisziplinierten, stolzen Frau die Freundschaft Teixeiras auf eine harte Probe stellte. Christine war krank, reizbar und mißtrauisch und verfiel häufig in schwere Melancholie. Sie haßte Deutschland und die Deutschen und das Hamburger Klima. Sie sehnte sich nach Rom, nach der heiteren, geistvollen römischen Geselligkeit, vor allem aber nach Azzolino, dem einzigen Mann, den sie wirklich liebte und an dessen Liebe sie gerade in jener Zeit alle Ursache hatte zu zweifeln. Tage- und wochenlang zog sie sich aus der Gesellschaft zurück, vernachlässigte ihr Äußeres, arbeitete, oft rund um die Uhr, an ihren Abrechnungen und Korrespondenzen, um sich dann wieder, geistsprühend und lebenswürdig wie zuvor, in Geselligkeit und politische Abenteuer zu stürzen, bald im Gespräch mit den Fürsten der benachbarten norddeutschen Höfe, bald in gelehrten

Disputen mit den gebildeten Juden der Hamburger portugiesischen Gemeinde.

Auf die ohnehin schon prekäre Situation ihres Gastgebers nahm sie dabei wenig Rücksicht. So scheute sie sich nicht, in der zutiefst lutheranischen Stadt ein rauschendes Fest zu Ehren des neu gewählten Papstes zu geben. Sie lud ihre Standesgenossen und Freunde zu einem prunkvollen Mahl ein, ließ im großen Saal des Hauses unter Kanonenschüssen ein feierliches Hochamt abhalten, indes sie sechs Stunden lang Wein an die von allen Seiten herbeiströmenden Massen ausschenken ließ. Als es dunkel wurde, kündeten weitere Kanonenschüsse den Beginn der Illumination an, und die betrunkene Menge erblickte in sechshundert Lichtern erstrahlend den Namen des neuen Papstes Clemens IX. und dessen Insignien. Wutentbrannt stürmte der Mob das Haus, zertrümmerte die Fensterscheiben, versuchte die Türen zu sprengen und bedrohte unter Flinten- und Pistolenschüssen das Leben Christines und ihres Gefolges. Erst als nach einigem Zögern Soldaten erschienen und den Platz mit Waffengewalt räumten, wobei es Tote und Verwundete gab, wurde die Ruhe wiederhergestellt. Diese Feier zu Ehren von Clemens IX. wurde nicht so bald vergessen, und Teixeiras Lage hatte durch die Taktlosigkeit seines Gastes erheblich gelitten.

Trotz solcher Mißhelligkeiten, trotz des großen sozialen Unterschieds, der Verschiedenheit des Charakters und Temperaments, der Religion und des Standes, hielt die Freundschaft zwischen Teixeira und Christine dreißig Jahre lang – hatten sie doch mehr gemeinsam als nur das Geschäftsinteresse. Beide befanden sich in einer Zeit des Umbruchs und am Wendepunkt ihres Lebens: abgewandt der einen und zugewandt der anderen Welt, waren sie noch nicht ganz getrennt von der alten und noch nicht ganz der neuen verbunden. Um ihrer Überzeugung willen opferten sie, was ihnen lieb geworden war, und wegen ihres Glaubens erlitten sie menschliche Härte und Ablehnung.

Teixeira, der Marrane, war ein gläubiger Jude geworden, der alle Regeln und Gesetze gewissenhaft erfüllte und der kabbalistischen Bewegung nahestand. Er hatte das Land seiner Geburt freiwillig und bewußt verlassen; er haßte es wegen seiner Scheiterhaufen, auf denen man zahllose Juden verbrannt, wegen der Folter, mit der man sie gepeinigt und wegen der Verstellung, zu der ihn eine grausame Inquisition gezwungen hatte. Aber wir wissen auch, daß er die ritterliche Erziehung der spanischen Edelleute genossen hatte, daß er von der humanistischen, das heißt, christlichen Kultur seiner Zeit durchdrungen war, daß er der Sprache, den Sitten und Gebräuchen treu blieb, die auch die Sprache, die Sitten und Gebräuche seiner Ahnen und des Landes waren, in dem er geboren wurde. So lebte er in zwei Welten und zwei Zeiten – als Jude an sein Volk gebunden durch Herkunft und Schicksal und doch

zugleich ein spanischer Edelmann durch Erziehung und Tradition. Wie seine katholische Erziehung in Konflikt geriet mit seinem jüdischen Erbe, humanistischer Geist mit talmudischer Lehre, scholastische Philosophie mit der Heiligen Schrift, so erlebte auch Christine einen inneren Konflikt. Sie haßte das starre, dogmatische und nüchterne Luthertum ihres Landes und gab es ebenso leichtem Herzens auf wie sie den Thron ihres Vaters aufgegeben hatte. Ihr prüfender und suchender Geist fühlte sich in der Welt des Katholizismus jedoch niemals ganz zu Hause, und sie fand weder in dem einen noch dem anderen Glauben Ruhe und Frieden. So wurde die geteilte spirituelle Erfahrung zum starken Band zwischen den ungleichen Menschen. Christine suchte den Zwiespalt ihres Denkens zu überwinden, indem sie in Alchemie und Astrologie das Geheimnis des Unerforschlichen zu ergründen begann. Teixeira suchte die Erlösung aus der Zweiheit seines Wesens im Traum vom weltverbindenden und menscheneinigenden Messias.⁷⁶

⁷⁶ Im Schlußsatz der deutschen Fassung formuliert Selma Stern: „Ihre Wurzellosigkeit trieb Christine in die Ferne, die Heimatlosigkeit führte Teixeira zu sich selbst zurück.“

IV. Der Kabinettsfaktor

Viele der Hofjuden, von denen bisher die Rede war, wie Samuel Oppenheimer, Samson Wertheimer, Leffmann Behrens und Berend Lehmann, wurden als Bankiers und Geldgeber auch zu politischen Beratungen, bei Friedensschlüssen und militärischen Konferenzen hinzugezogen und mit geheimen diplomatischen Missionen betraut. Sie haben auf diese Weise die Entwicklung der Ereignisse gefördert, zerrissene Fäden wieder zusammengeknüpft, neue Beziehungen angebahnt und begonnene Pläne weitergeführt. Aber sie handelten nie in offiziellem, sondern stets nur in persönlichem Auftrag, nie auf eigene Initiative, sondern immer auf Befehl ihrer Herrscher. Trotz ihrer Sonderprivilegien und Amtstitel blieben sie ausschließlich die Berater und Helfer ihrer Fürsten, zuweilen wurden sie auch Freunde, entwickelten sich aber niemals zu unabhängigen Staatsmännern. Ihre politische Rolle beschränkte sich auf die eines Agenten und Kuriers, eines Berichtstatters oder Konsuls, der im Hintergrund agierte.

Der einzige Hofjude, dessen Tätigkeit im Dienst für Fürst und Land diejenige all dieser Männer bei weitem übertraf, war Joseph Süß Oppenheimer aus Heidelberg. Süß ist der erste und bis auf Lassalle praktisch einzige Jude, der, wenn auch in begrenztem Bereich, in den Gang der deutschen Geschichte eingreift. Er ist das erste Beispiel eines deutschen Juden in der Politik, der erste jüdische Repräsentant des neuen, aufgeklärten europäischen Geistes. Als erster Jude stieg er in der Gunst eines Fürsten vom Händler und Bankier zum Wirtschaftspolitiker und vom Staatswirtschaftler zum weithin bekannten Staatsmann auf. Als erster Jude unternahm er es, nicht nur die Wirtschaft eines Staates, sondern dessen gesamte politische Struktur zu transformieren. Obwohl seine Tätigkeit im Dienst des Herzogs Karl Alexander von Württemberg zu seinem Untergang führte, war sie eng verknüpft mit der Umgestaltung eines von Ständen, Zünften und Korporationen beherrschten, unentwickelten Agrar- und Patrimonialstaats in ein einheitliches, zentralistisches, industrialisiertes und kapitalistisches, von einem absolutistischen Monarchen regiertes Staatswesen.

Wir haben Jud Süß bereits als kaufmännischen Unternehmer und als Hoffaktor des Kurfürsten von Köln und der Pfalz, Karl Alexanders von Württemberg, kennengelernt. Wenn seiner Tätigkeit im württembergischen

Staatsdienst im folgenden ein eigenes Kapitel gewidmet wird, dann nicht nur, weil sie sich grundlegend von derjenigen der anderen Hofjuden unterschied, sondern vor allem, weil die historische Gerechtigkeit es erfordert, seinen Namen von falscher Anklage zu befreien und einen ungesühnten Justizmord aufzudecken.

Karl Alexander, dessen Name in Sage und Geschichte mit dem seines Hoffaktors verbunden ist, entstammte einer Seitenlinie des herzoglichen Hauses, so daß er das übliche Los der Agnaten teilte. Um seinen Lebensunterhalt zu sichern, war er in österreichische Dienste getreten, hatte unter Prinz Eugen gegen die Türken, im Spanischen Erbfolgekrieg in den Niederlanden, am Rhein und in Süddeutschland gekämpft. Seiner Tapferkeit verdankte er die Würde eines kaiserlichen Generalfeldmarschalls und die kaiserliche Statthalterschaft des neueroberten Serbiens. Er war ein kräftiger und energischer Mann, im Lied gefeiert als der „Bayard Schwabens“, ein „martialischer Grandseigneur“, wie Süß ihn beschrieb, und seinem großen Vorbild Prinz Eugen treu und leidenschaftlich ergeben. Im Jahr 1712 trat er in Wien zum Katholizismus über, um seine Beziehungen zum Hause Habsburg zu festigen und die reiche katholische Prinzessin von Thurn und Taxis zu heiraten. Denn seine militärischen Ehren und die Verwaltung Serbiens brachten so wenig ein, daß ein Zeitgenosse sein Jahreseinkommen auf kaum 15.000 Gulden schätzte.

Er hatte schon in Wien mit Samson Wertheimer Geldgeschäfte gemacht, als er Süß kennenlernte und ihn zu seinem Hoffaktor und Schatullverwalter ernannte. Mit einem Auge auf Württemberg und damit auf einer möglichen Thronfolge, beauftragte er den Faktor in jenen Jahren seiner serbischen Statthalterschaft, ihn über das Verhalten des alten Herzogs und der Stände zur Erbfolgefrage, über die Einstellung der benachbarten Herrscher und über die Stimmung im Land zu informieren. Süß berichtete ihm, was in Stuttgart, Frankfurt und Mannheim vor sich ging und nahm an vertraulichen Besprechungen am Hof in Darmstadt oder Würzburg teil. Der jüdische Bankier und Kaufmann, der Geschäfte mit dem Adel machte, der den Fürsten und ihren Frauen Schmuck und andere Luxusgüter lieferte, konnte unauffälliger als ein offizieller Gesandter die Lage sondieren, Briefe übermitteln und geheime Missionen ausführen. Karl Alexander rühmte laut die Klugheit, Verlässlichkeit und Energie seines Faktors. Dieses Mannes, so schrieb er in jenen Jahren an den Erbprinzen von Hessen, könnten sich Leute von Stand mit gutem Vorteil bedienen.

Im Jahr 1733⁷⁷ fiel ihm, durch den vorzeitigen Tod des Erbprinzen und das unerwartete Ableben des Herzogs Eberhard Ludwig, die Regierung in Württemberg zu. Sofort berief er seinen Faktor nach Stuttgart, um sich als Herzog auf seine Dienste zu stützen wie er es zuvor als Statthalter Serbiens getan hatte. Hier in Stuttgart stieg Süß vom Kaufmann und Bankier zum Finanzverwalter und zum Verwalter der Domänen und Steuern auf, zum Pächter der Münze und schließlich zum einflußreichsten Mann im Staat.

Daß ein Jude eine solche Position in einem Land erreichen konnte, das bis dahin Juden nicht geduldet hatte, lag in seiner außerordentlichen Klugheit und seinem starken Ehrgeiz begründet, vielmehr aber noch in der spezifischen Struktur der württembergischen Verfassung. Der englische Minister Fox bemerkte einmal im Parlament, es gebe in Europa nur zwei Konstitutionen, die britische und die württembergische. Das Besondere der württembergischen Verfassung bestand darin, daß sie in reiner Form die ständisch-dualistische Staatsform erhalten hatte. Da der Adel sich der Landeshoheit entzogen hatte, standen den Fürsten nur die Vertreter der Geistlichkeit und der Städte gegenüber, die zäher noch als die Ritterschaft an ihren alten Rech-

⁷⁷ Friedrich Karl Freiherr von Moser, *Patriotisches Archiv für Deutschland*, Mannheim 1784; Christian Friedrich Sattler, *Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzogen (1769-1783)*, Tübingen o. J.; M. Hoch, *Württembergische Denkwürdigkeiten unter den Herzögen Karl Alexander und Karl Eugen*, in: *Sophonizon*, Bd. 6, Heft 5, hg. von Paulus, 1824; K. Fr. Dietzinger, *Beiträge zur Geschichte Württembergs und seines Regentenhauses*, 1834; G. Rümelin, *Altwürttemberg im Spiegel fremder Beobachtung*, in: *Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde*, 1875; W. Lang, *Die auswärtige Politik der württembergischen Stände*, in: *Von und aus Schwaben*, Heft 2, 1886; Viktor Riecke, *Verfassung, Verwaltung und Staatshaushalt des Königreichs Württemberg*, Stuttgart 1887; P. Beck, *Aus dem militärischen Leben des Herzogs Carl Alexander von Württemberg*, in: *Diözesanarchiv von Schwaben*, 8. Jg. (1891); Eugen Schneider, *Württembergische Geschichte*, Stuttgart 1896; J. Schall, *zur kirchlichen Lage Württembergs unter Herzog Carl Alexander*, in: *Blätter für Württembergische Kirchengeschichte*, Neue Folge, Heft 3/4 (1899/1900); Friedrich Winterlin, *Geschichte der Behördenorganisation in Württemberg*, Bd. 1, Stuttgart 1906; Karl Weller, *Württembergische Geschichte*, Stuttgart 1916; H. Hefe, *Württembergische Politik seit dem Untergang des alten Reichs (Württembergische Studien)*, 1926; Hugo Hayn, *Süß Oppenheimer Bibliographie. Ein Beitrag zur Kuriositätenliteratur*, in: *Zeitschrift für Bücherfreunde*, 7. Jg. (1904/1905), S. 448-452; Manfred Zimmermann, *Joseph Süß Oppenheimer, ein Finanzmann des 18. Jahrhunderts. Ein Stück Absolutismus und Jesuitengeschichte*, Stuttgart 1874; Th. Kroner, *Joseph Süß Oppenheimer*, in: *Im deutschen Reich*, Jg. 1903, S. 14ff.; Curt Elwenspoek, *Jud Süß Oppenheimer, der große Financier und galante Abenteurer des 18. Jahrhunderts. Erste Darstellung auf Grund sämtl. Akten, Dokumente, Überlieferungen*, Stuttgart 1926; Selma Stern, *Jud Süß. Ein Beitrag zur deutschen und zur jüdischen Geschichte. (Veröffentlichungen der Akademie für die Wissenschaft des Judentums, 6. Bd.)* Berlin 1929; *Akten des Württembergischen Staatsarchivs Stuttgart*, *Jud Süß, Kriminalprozessakten Bd. 1-91 und Cabinetsakten 1733-1737*; *Akten der Geheimen Ratsregistratur*; „*Judenakten*“ des badischen Generallandesarchivs Karlsruhe, des Koblenzer Staatsarchivs, des Frankfurter Stadtarchivs und des hessischen Staatsarchivs in Darmstadt.

ten festhielten. Sie waren die eigentlichen Herren des Landes und von einer solchen Selbständigkeit, daß man von einem „zweifachen Absolutismus“ sprach. Der Herzog durfte ohne ihre Genehmigung keiner Union beitreten, kein Bündnis schließen, keinen Krieg beginnen und keinen beenden. Sogar die Entwürfe des Generalstabs mußten der Landschaft vorgelegt werden, welche auch zur Verhandlung mit auswärtigen Monarchen und zur Beaufsichtigung der Regierung bevollmächtigt war.

Was auf den ersten Blick wie eine demokratische Verfassung erschien, war faktisch nur eine Oligarchie, die einigen privilegierten Gruppen alle Macht in die Hand gab, kraft derer sie jede Tätigkeit ihrer Fürsten zu lähmen vermochten. Während das rastlose Schaffen der absolutistischen Herrscher allenthalben die politischen und wirtschaftlichen Energien der Bevölkerung stimulierte, verharrte Württemberg in einem Zustand der Stagnation. Der Dreißigjährige Krieg und die Kriege Ludwigs XIV. hatten das Land verwüstet. Die Anfragen der Fürsten, Gelder zur Gründung eines stehenden Heeres zu bewilligen, wurden jedoch stets energisch zurückgewiesen. Man muß diese Situation in Württemberg berücksichtigen, um den Aufstieg und das Ende von Süß im Zusammenhang mit den verfassungsgeschichtlichen, wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen des Landes zu verstehen.

Karl Alexander bestieg den württembergischen Thron mit Absichten und Zielen, die den Staat tiefgreifend verändern sollten. Sein Dienst für Österreich hatte ihm einen gewissen Weitblick vermittelt und ein Verständnis für ökonomische und politische Erfordernisse. Aber er bedurfte des Einfallsreichtums und der Umsicht eines Beraters, um seine Pläne durchführen zu können. Denn seine Vorstellungen von der Notwendigkeit, das Land in einen absolutistischen Fürstenstaat umzuwandeln, waren nicht das Ergebnis reifer Überlegung, sondern entsprangen seiner eigenen schroffen und herrischen Natur, die keinen Widerspruch ertrug. Nichtsdestoweniger deckten sich seine Wünsche mit den staatspolitischen Erfordernissen seines Landes, und sein Ehrgeiz wurde zur belebenden Kraft des württembergischen Staates. Er hatte ein sehr konkretes Ziel: Württemberg, das bisher unbeachtete, aber seiner Überzeugung nach wichtigste Land Süddeutschlands, sollte eine Vormachtstellung im Süden erhalten, ähnlich der machtvollen Rolle, die Preußen im Norden spielte. Durch die Gründung eines starken stehenden Heeres und den Bau von Festungen sollte die gefährdetste Ecke des Heiligen Römischen Reichs gestärkt werden, um sie gegen die Expansionsbetreibungen Frankreichs zu verteidigen.

Die gleiche Absicht, nämlich Württemberg zu einem geeinten, zentralistischen Staat und einem der wichtigsten Fürstentümer des Reichs zu machen, lenkte seine Innenpolitik. Die Regierung seines Vorgängers Eberhard Ludwig

war kostspielig gewesen und die Wirtschaft des Landes so zugrunde gerichtet, daß man, wie Süß später in seiner Verteidigungsschrift schrieb, dem Herzog oft die Tafel nicht hatte decken können. Die Domänen waren übermäßig verschuldet, zum Teil veräußert, die Finanzen in Unordnung, Gehälter wurden nicht gezahlt. Karl Alexander betrachtete es als seine Hauptaufgabe, die Wirtschaft in Ordnung zu bringen, die Schuldenlast des Landes abzutragen, seine Kreditwürdigkeit wiederherzustellen und die Ausgaben nach den Einnahmen zu regeln.

Allein, für einen württembergischen Herzog war es schwieriger als für irgendeinen anderen Fürsten des Reichs, von den Ständen Geld zu bekommen. Denn die von der Landschaft bewilligten und eingezogenen Steuern wurden in eine besondere landschaftliche Kasse eingezahlt, über die sie vollständige Verfügungsgewalt hatte. Selbst die Einnahmen aus der Akzise, die in fast allen deutschen Staaten in fürstlicher Verwaltung stand, flossen in Württemberg in die ständische Kasse.

Die Abhängigkeit von den Ständen, die allen württembergischen Herzögen ein Hindernis war, wurde für Karl Alexander zur ernstesten Bedrohung, da das protestantische Land dem konvertierten Katholiken tiefstes Mißtrauen entgegenbrachte. Die Landschaft hatte sogar den Versuch unternommen, kurz vor dem Tod des alten Herzogs dem jüngeren Bruder Karl Alexanders die Thronfolge zu übertragen und damit die traditionelle Feindschaft zwischen den Fürsten und den Landständen noch verschärft.

Auch war es unwahrscheinlich, daß die Minister sich auf die Seite des Fürsten mit der Vorliebe für alles Neue stellen würden. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt klagte Karl Alexander bereits, die Landstände konspirierten mit seinen Räten, seine Verordnungen würden nicht durchgeführt, die Minister kritisierten nur und strebten nach persönlichem Eigennutz und dem von Verwandten und Freunden, so daß er gezwungen sei, alles eigenhändig zu erledigen.

Wie aber war es möglich, dieses System der ererbten und verbrieften Privilegien aufzubrechen? Wie sollte man in dieser starren Gedankenwelt moderne Ideen durchsetzen? War da niemand, der im Gegensatz zu diesen Räten jung und leidenschaftlich war und darauf brannte, Neues zu erproben? War da niemand ohne Vergangenheit, ohne Bindung und Tradition, ohne Zusammenhang mit dieser reaktionären bürgerlichen Welt, der den aufgeklärten Geist repräsentierte? Die Geschichte hat Süß zum eigentlichen Urheber aller Reformen gemacht und die Umgestaltung des württembergischen Staatswesens seinem suggestiven Einfluß auf den Herzog zugeschrieben. Tatsächlich aber führte er größtenteils die Pläne Karl Alexanders aus, wenn er

auch dessen vage Vorstellungen konkretisierte und damit ihre Umsetzung erleichterte.

Zunächst galt es, die alten Mitglieder des Geheimen Rates zu entfernen, des obersten Ministeriums, das der Landschaft für alle Regierungshandlungen des Fürsten verantwortlich war und sie durch neue, der Regierung gefügige und von den Ständen unabhängige Männer zu ersetzen. Aus vielen Briefen von Süß geht deutlich hervor, daß er bewußt dieses Spiel wagte: daß er den Haß des Herzogs schürte, die Räte verdächtigte und gegen sie intrigierte, daß er ironische Bemerkungen über einzelne Minister, über die Nepotenwirtschaft in den Kollegien machte, daß er in seiner sarkastischen Art die schwäbische Schwerfälligkeit verspottete. Auf seine Initiative hin wurden die alten Minister gestürzt; der Geheime Rat wurde seiner weitreichenden Funktionen enthoben und durch ein sogenanntes „Konferenzministerium“ ersetzt. Das heißt, der Fürst umgab sich mit einer Handvoll Ministern seines Vertrauens, mit denen er die wichtigsten und geheimsten Staatsangelegenheiten beraten konnte. Nicht zuletzt deshalb wurde diese „Regierung aus dem Kabinett“, welche die verfassungsmäßige Behörde umging, als die ausgeprägteste Form autokratischer Herrschaft bezeichnet.

Das württembergische Konferenzministerium, das aus fünf von jeweils einer Person geleiteten Departements bestand, war das alleinige Werk von Süß. Er sagte später im Prozeß aus, daß er dem Herzog geraten habe, nach dem Vorbild anderer Regierungen ein solches Ministerium zu gründen und daß er persönlich die Mitglieder, die größtenteils aus dem Ausland kamen, ausgewählt habe.

Wie in vielen anderen Staaten, so war auch in Württemberg das Kassen- und Rechnungswesen in großer Unordnung. Auf dieses Gebiet richtete Süß die Aufmerksamkeit des Herzogs. Obwohl seiner Meinung nach die Einrichtung einer Generalkasse für alle fürstlichen Revenuen erforderlich war, wagte er nicht, wie er sich ausdrückte, die von allen übrigen Staaten abweichende württembergische Verfassung anzugreifen. Er schlug deshalb einen etwas mühevolleren Weg vor, um Ordnung in das Finanzsystem zu bringen. Von jeder Kasse verlangte er eine Übersicht ihrer Renten und Gefälle, damit man die Höhe der fürstlichen Einnahmen feststellen konnte. Gleichzeitig forderte er die Einsetzung eines Generalkontrolleurs, der den Herzog über den Stand der Kassen und den Vorrat an Geld und Naturalien auf dem laufenden halten sollte. Die Einsetzung eines Generalkontrolleurs im Oktober 1736 zog erbitterte Beschwerden nach sich, obwohl dieses Amt sich in Frankreich schon seit längerem bewährte und Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Jahr 1714 die Generalrechnungskammer begründet hatte, mit einem leitenden Generalkontrollleur, der die Konten der Hofkammer überprüfte. Ebenfalls nach preußi-

schem Vorbild richtete Süß eine Hofkasse ein, deren Leitung ihm persönlich übertragen wurde und beantragte gleichzeitig eine Revision der Hofordnung und ein neues Reglement für die Dienerschaft. Die Einrichtung dieser Hofkasse nahmen die Prozeßrichter später zum Anlaß, Süß der Bemächtigung der Kasse zum Zweck des Wuchers, der Beaufsichtigung des staatlichen Vermögens und der Unterdrückung aller anderen Kassen anzuklagen. Bedeutete aber die Einsetzung eines Generalkontrolleurs in Wirklichkeit die Aufstellung eines ersten Staatsetats für Württemberg, so bedeutete die Einrichtung der Hofkasse die vollständige Trennung der privaten Finanzwirtschaft von der staatlichen, der Hofwirtschaft von der Staatswirtschaft.

Ein Weg stand dem Fürsten offen, auch gegen den Willen des Landes zu seinem Ziel zu kommen: er konnte die Einkünfte aus staatlichem Grundbesitz und Regalien für öffentliche Zwecke verwenden. Wie es ihm absolut unmöglich war, ohne Erlaubnis der Stände Steuern zu erheben, so hatte die Landschaft keinerlei Mitspracherecht bei der Verwendung der Domäne. Das Kammergut war Privateigentum des Fürsten, über das er nach Belieben verfügen konnte. Was er davon für staatliche Zwecke, was zum Unterhalt des Hofes ausgab, lag einzig in seinem Ermessen.

Der württembergische Grundbesitz, der mehrere hunderttausend Morgen umfaßte, war für einen deutschen Landesfürsten von beachtlichem Wert. Die Erträge, die er in normalen Zeiten erwirtschaftete, ermöglichten dem Herzog, auch ohne die Steuerbewilligung seiner Stände zu regieren. Durch die vielen Kriege, die feindlichen Besetzungen und die Mißwirtschaft des alten Herzogs waren jedoch Land und Leute, Güter und Häuser verpfändet oder verkauft. Karl Alexander betrachtete es deshalb als seine dringlichste Aufgabe, das Kammergut zu verbessern und den Ertrag aus seinen Domänen zu steigern. Wenige Tage nachdem er die Regierung angetreten hatte, erklärte er, daß er beabsichtige, alle veräußerten Besitzungen wieder mit seinem Hause zu vereinigen und alle an die Gläubiger gefallenen Güter der fürstlichen Kammer zurückzuerwerben.

Die Aufsicht über das Domänen- und Regalienwesen hatte eine kollegialische Behörde, die sogenannte Rentkammer, auf die Karl Alexander verständlicherweise seine Aufmerksamkeit richtete, um mit ihrer Hilfe das Retablisement seines Staates durchzuführen. Doch alle wohlgemeinten Verordnungen zur Disziplinierung der Beamten, alle Versuche, Unregelmäßigkeiten im Regierungsapparat abzustellen und die rückständige Besoldung der Dienerschaft zu bezahlen, nutzten wenig angesichts der enormen Schuldenlast, der zahlreichen drängenden Aufgaben und der unkooperativen, allen Reformen abgeneigten Haltung der Rentkammer.

Der Herzog hatte 1734 von der Rentkammer ein Projekt ausarbeiten lassen, um die Pulver- und Salpeterproduktion zu steigern und dadurch die Einnahmen des Staates zu vermehren. Der dürftige und unklare Plan seiner Räte, die „unredlichen und faulen“⁷⁸ Salpetersieder zu entlassen und die Einfuhr von fremdem Pulver zu verbieten, belehrte den Herzog hinreichend über die volkswirtschaftliche Kompetenz seiner Beamten. Verärgert wandte er sich an Süß mit der Bitte, ihm neue Vorschläge über die Verbesserung des Pulver- und Salpeterwesens zu unterbreiten.

Voller Genugtuung über die herzogliche Aufforderung zerpfückte Süß in einem Gutachten vom November 1734 Wort für Wort das Memorandum der Rentkammer. Das von ihr kalkulierte Pulver- und Salpeterquantum erscheine ihm viel zu gering und der geschätzte Ertrag unzureichend. Er sei hingegen zuversichtlich, anstelle der bisher produzierten 225 bis 230 Zentner in Zukunft 2.000 Zentner oder mehr und in einer besseren Qualität als bisher herstellen zu können und dadurch den Ertrag auf 2.000 Gulden im Jahr zu steigern. Zum Schluß riet er dem Herzog – nun mehr der berechnende Kaufmann als der vorsichtige Volkswirtschaftler – seine Stellung als Landesfürst zu nutzen und sich durch diplomatische Verhandlung mit dem Kaiser die Pulver- und Salpeterlieferungen während des polnischen Erbfolgekrieges zu verschaffen.

Die Hauptsorge des herzoglichen Ratgebers galt jedoch – das brachte seine bisherige Tätigkeit als Bankier mit sich – den württembergischen Finanzen. Wie die meisten Staatsmänner seines Jahrhunderts, so sah auch Süß in der Finanzpolitik das zentrale Problem jeder Regierung. Nirgends war er so schöpferisch und kühn wie in seiner Finanzpolitik, nirgends aber auch so skrupellos. Diese Finanzpolitik vor allem war verantwortlich für seinen schlechten Ruf und stempelte ihn in den Augen seiner Zeitgenossen zum „bösen Haman des Jahrhunderts“⁷⁹, der den Tod am Galgen verdiente.

Außer der Akzise, die als indirekte Steuer nicht auf allzu viel Widerstand stieß, existierte in Württemberg keine regelmäßige Steuer. Die von der Landschaft dem Fürsten bewilligten Steuern waren Umlagen auf den Grundbesitz, auf Häuser und Gewerbe. Sie galten als freiwillige Abgabe, zu der die Stände weder rechtlich noch vertraglich verpflichtet waren. Auch die vom Herzog immer wieder geforderten Gelder zur Fortifikation des Landes betrachtete man als unnötige Ausgabe und persönliche Liebhaberei des Fürsten und nicht von größerer Bedeutung für das Land.

⁷⁸ Keine Anführungszeichen im Original.

⁷⁹ Keine Anführungszeichen im Original

Karl Alexander war nicht der Mann, der sich durch solche Anschauungen beeindrucken ließ. Nach Beendigung der Kriege führte er gegen den Willen der Landschaft die Aufstellung einer bewaffneten Streitkraft von 12 000 Mann durch und übertrug dem landfremden, katholischen General Remchingen die Leitung des gesamten Militärwesens. Er fühlte sich berechtigt, auch ohne ihre Einwilligung Steuern zu erheben und über das Geld seiner Untertanen zu verfügen. Was das Geld betreffe, sei er nicht verpflichtet die Stände zu Rate zu ziehen erklärte er wiederholt. Die Haltung einer Miliz sei allein die Sache des Fürsten und hänge nur von ihm ab. Wenn sich die Stände nicht fügten, werde er ihnen einige Kompanien Grenadiere schicken und etliche beim Kopfe nehmen lassen.

Infolge dieser Auffassung vom fürstlichen Steuererhebungsrecht erließ der Herzog auf Anraten seines Hofjuden ein Generalreskript, wonach jeder, der eine feste Besoldung genoß, eine gewisse Taxe an Joseph Süß Oppenheimer abzuliefern hatte. Der Zweck dieser Steuer, die auch „Judengroschen“ oder „Höllengroschen“ genannt wurde, sei, so erklärte man, die vollständige Reform des Besoldungswesens.

In ähnlicher Weise griff der Herzog wiederholt in das Vermögen der städtischen Körperschaften ein, die sich bis dahin ihr Recht auf Selbständigkeit erhalten hatten. Wie in Preußen und Bayern wurde die schlechte Administration zum Anlaß genommen, um die Gelder, die bisher von den Gemeinden eingenommen wurden, der fürstlichen Kasse zuzuführen und die Gemeindeverwaltung einer strengen Kontrolle zu unterwerfen. Noch mehr Mißfallen erregte bei der Bevölkerung der Antrag des Herzogs, in Zukunft die Einnahmen aus der Akzise gemeinsam mit den Ständen verwalten zu wollen. Das Urteil des Prozesses machte Süß zum Initiator des Plans. Nicht ganz zu Unrecht bezeichneten die Richter das Projekt als Verfassungsbruch. Denn während die Akzise in den meisten anderen Staaten ausschließlich in die fürstlichen Kassen geleitet wurde und hauptsächlich zur Ausstattung und Verpflegung des stehenden Heeres diente, war sie umgekehrt in Württemberg die Haupteinnahme der Stände. Ihre Einführung war ursprünglich nur unter der Bedingung genehmigt worden, daß sie einzig und allein in die Landschaftskasse fließen und ihre Verwendung von den Ständen bestimmt werden sollte.

Einschneidender als all diese Neuerungen aber wurde die Gründung zweier weiterer Behörden, des sogenannten „Gratiamtes“ und des „Fiskalamtes“. Das Gratiamt, das im Oktober 1736 eingerichtet wurde, hatte die Aufgabe, Titel, Ämter und Stellen gegen gewisse Zahlungen an die herzogliche Kasse zu vergeben. Zweifelsohne gab dabei weniger die Tüchtigkeit des Dienstbewerbers den Ausschlag als die Höhe der angebotenen Geldsumme.

Die Funktion des Fiskalatamtes bestand darin, Denunziationen nachzugehen und Verbrechen zu untersuchen, um dann die Anklage gegen hohe Geldstrafen fallenzulassen.

Dieser Ämterhandel, der durch das Gratialamt in Württemberg eingeführt wurde, schadete Oppenheimers Ruf am meisten. Man sollte dabei jedoch nicht übersehen, daß es sich im 18. Jahrhundert um ein anderes Beamtentum handelte als in späteren Zeiten. Im Vergleich zum 19. Jahrhundert war die Moral der Beamten noch wenig entwickelt.⁸⁰ Sie waren habsüchtig und eigennützig, devot gegenüber Vorgesetzten und tyrannisch zu Untergebenen, schlecht bezahlt und ständig in Gefahr, ihren Posten zu verlieren, so daß sie wahllos der Gunst des Augenblicks folgten. Der Diensthandel war deshalb etwas Gewohntes und wurde kaum als anstößig empfunden. In Frankreich war der Ämterkauf derart offiziell, daß gewisse Positionen ihre festen Preise hatten, in Österreich konnten sogar höhere Offizierstellen gekauft werden.

Trotz der hohen Summen, die der fürstlichen Schatulle und auch Süß aus dem Ämterhandel zuflossen, war das Geld nicht allein ausschlaggebend. In einem Memorandum an den Herzog schrieb Süß im Februar 1737, die vorherige Regierung habe keine Beamten hohen Kalibers gewählt. Um eine Beförderung zu erhalten, habe man lediglich eine Empfehlung an das Ministerium benötigt. Er hingegen kenne weder Freund noch Feind. Jeder habe zu ihm freien Zutritt. Er suche stets nach fähigen Männern für entsprechende Positionen. Die Tüchtigkeit seiner Leute werde dem Land einen Nutzen verschaffen, der in die Millionen gehe.

Der Haß gegen das Fiskalatamt war möglicherweise eher gerechtfertigt, obwohl es solche Ämter auch in anderen Staaten gab. Es säte Mißtrauen unter die Bevölkerung, da jeder von seinem Nachbarn denunziert werden konnte; es diente dazu, die Bevölkerung zu erpressen, denn jeder konnte vor den Richterstuhl zitiert werden, einzig zu dem Zweck, seine Freilassung gegen Geld zu erwirken; und es führte ein strenges Polizeiregiment in einem Land ein, dessen Bürger stets stolz auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit gewesen waren.

War das Fiskalatamt in finanzieller Hinsicht eine Steuerschraube, so war es vom Standpunkt der staatlichen Entwicklung ein Instrument zur langsamen Umbildung des Patrimonialstaates in einen Obrigkeits- und Polizeistaat. Indem der Staat die gesamte Bevölkerung überwachte, ihre Sitten und Gebräuche reglementierte, nahm er die höchste Autorität für sich in Anspruch. Indem er selbständige Einrichtungen durch neue staatliche Institutionen ab-

⁸⁰ Gustav Schmoller, *Der preußische Beamtenstand unter Friedrich Wilhelm I.*, in: *Preußische Jahrbücher*, Bd. 26 (1871), S. 148-172.

löste, erschütterte er den Grundsatz, daß jeder, auch der kleinste Organismus, ein eigenes Leben und einen besonderen Zweck haben dürfe.

Obwohl die Unzufriedenheit im Land durch all diese Neuerungen alarmierende Ausmaße erreichte und die Stände in drohendem Ton Beschwerde führten, ließ sich der Herzog nicht einschüchtern. Vielmehr tadelte er das Betragen der Landschaft und mahnte sie, künftig in den Petitionen einen gemäßigteren Ton anzuschlagen und seine landesfürstliche Autorität nicht in Frage zu stellen.

Gleichzeitig, als wollte er dem Ganzen Nachdruck verleihen, ernannte er Süß zu seinem Geheimen Finanzrat. Auf Grund dieser Beförderung wurde Süß wiederholt als württembergischer Finanzminister bezeichnet. Tatsächlich aber war der Titel ohne größere Bedeutung. Infolge des Dualismus im Finanzwesen gab es zu dieser Zeit noch keine Stellung, die derjenigen eines modernen Finanzministers entsprochen hätte – am nächsten kam ihr noch die Position des Direktors der Rentkammer. Der württembergische Rentkammerdirektor wurde aber niemals abgesetzt, er amtierte neben Süß und als dessen Vorgesetzter. Mochte Süß in der Praxis auch der eigentliche Leiter der Finanzen gewesen sein, rein rechtlich war er zu keiner Zeit ein württembergischer Staatsbeamter.

Was veranlaßte den Herzog dazu, seinem Hofjuden so viele Beweise seiner Gunst zu geben und trotz der zunehmenden Mißstimmung im Lande unerschütterlich an ihm festzuhalten? Die Geschichte des Verhältnisses zwischen Karl Alexander und Süß ist für den Historiker ebenso interessant wie für den Psychologen. Schon ihre Zeitgenossen suchten nach Erklärungen für die Freundschaft, die den Fürsten und den jüdischen Kaufmann verband. Man sprach von kabbalistischem Zauber und deutete die Abhängigkeit des Herzogs von Süß als mystisches Band zwischen einer schwachen Seele und ihrem Verführer.

Süß' Zuneigung zum Herzog läßt sich nicht durch Machtstreben und Eigennutz allein erklären. Er wurde wiederholt und unter glänzenderen Bedingungen in den Dienst anderer Fürsten gebeten. Ebenso wenig beruhte sie auf dem Wunsch eines kreativen Staatsmannes, ein Land zu verändern und sein Volk zu regieren. Seine Neigung zu Karl Alexander entsprang der Bewunderung des vorsichtigen, zurückhaltenden Juden für den unbekümmerten, tapferen Krieger. Ihn faszinierte die draufgängerische, skrupellose Art des Schwaben, die so anders war als die seine, wie auch dessen Abenteurernatur, die sich so kraß von der traditionsgebundenen Lebensweise seiner Glaubensgenossen unterschied. Ihn berauschte die höfische Luft, die Atmosphäre sinnlich-geistigen Genusses, die heitere Leichtigkeit einer Welt, die er in der Person seines Fürsten symbolisiert sah.

Nach außen hin wurde diese Bewunderung nie offenbar. Seine scheue Zurückhaltung bildete einen eigenartigen Kontrast zu der herzlichen Wärme und den lauten Worten, in denen Karl Alexander seinen Hofjuden unaufhörlich feierte. In Briefen an den Kaiser, an benachbarte Fürsten und Bischöfe dankte er dem Geschick, das ihn in schwerer Stunde einen Freund und Helfer finden ließ. Impulsiv und unselbständig, klammerte er sich an den besonneren Vertrauten und ließ sich von ihm beeinflussen.

Tatsächlich sprach Süß wiederholt von der Selbständigkeit seines Herrn, die jedoch im Grunde nur die Starrköpfigkeit eines Menschen war, dem es an freiem Geist und Ideen mangelte. Oppenheimers vermeintliche Suggestionskraft und seine Fähigkeit, mit dem Herzog zurechtzukommen, war letztlich nichts anderes als die Kunst des geborenen Psychologen, der geduldig auf den richtigen Moment wartete, um dann seine Vorschläge taktvoll zu unterbreiten.

Süß wußte, daß die Umgebung des Herzogs alles aufbot, diesen Freundschaftsbund zu zerstören. Er durchschaute die Intrigen und Komplotte, die gegen ihn im Gange waren. Seine Briefe sind voller Klagen über den Haß und die Vorurteile, denen er ständig begegnete, über die mißgünstigen Menschen, die versuchten, das Vertrauen des Herzogs in ihn zu untergraben. Immer wieder beschwor er Karl Alexander, stark und gerecht zu bleiben und alle Mittel zu ergreifen, um die begonnenen Unternehmungen zu einem guten Ende zu führen. Er schilderte die Hindernisse, welche die Minister ihm in den Weg legten, den Verdruß, den die herzoglichen Subalternen ihm bereiteten und die passive Resistenz der Beamten. Er versuchte, die Vorwürfe zu entkräften, indem er die Reinheit seiner Absichten und seinen unermüdlichen Eifer für das herzogliche Interesse betonte. In Augenblicken tiefer Resignation bat er um seinen Abschied: er sei dem Komplott seiner Feinde nicht mehr gewachsen, wolle aber seine Ehre retten, die er allem Geld und Gut vorziehe.

Es entsprach jedoch nicht der soldatischen Natur des Herzogs, auf die Befürchtungen seines Freundes einzugehen. Er verwarf sie als Hirngespinnste seines Ratgebers. Was Süß als Vorahnung eines furchtbaren Schicksals empfand, hielt Karl Alexander für die grundlose Sorge eines überempfindlichen, stets zweifelnden und mißtrauischen Menschen. Aber er versprach ihm doch, daß er nicht länger Grund haben sollte, über falsche Angaben und Verleumdungen zu klagen. Er erließ ein Reskript gegen alle, die durch Drohungen und Intrigen die fürstlichen Räte verletzten, zu denen er ein besonderes Vertrauen habe. In seinem berühmt gewordenen Dekret vom 12. Februar 1737 sprach er Süß als Belohnung für seine bisherige Leistung von jeder Verantwortung für vergangene und künftige Handlungen im Dienste des Staates frei.

Trotz der überschwenglichen Beteuerungen gegenseitiger Treue und Anhänglichkeit lockerten sich die Beziehungen zwischen Karl Alexander und Süß im letzten Jahr vor Alexanders Tod. Der Grund dafür ist nie ganz geklärt worden. Wenn der Herzog auch gegenüber den Klagen und Anschuldigungen seiner Umgebung auf die Dauer nicht ganz unempfindlich bleiben konnte, so scheint die Entfremdung nicht allein durch die Kabalen der Hofleute bedingt. Wahrscheinlicher ist, daß sie durch die völlig unterschiedliche Staatsauffassung beider Männer hervorgerufen wurde, die sich offenbarte, als Karl Alexander seinen rücksichtslosen Kampf gegen die Landschaft begann.

Wie die meisten Männer der Tat reflektierte auch Süß selten seine Auffassung von Staat und Gesellschaft. Deshalb lassen sich seine Staatstheorien nur aus seinen Handlungen ableiten, die allesamt aus der unmittelbaren Erfahrung resultierten. Nicht durch abstraktes Denken, sondern vielmehr durch die Beobachtung existierender Staaten kam er so zu der Überzeugung, daß die absolutistische Staatsform für die deutschen Länder eine unbedingte Notwendigkeit sei. Die Lektüre der Kameralisten und Staatstheoretiker jener Epoche, deren Werke man in seiner Bibliothek fand, trugen zweifellos auch dazu bei, daß er ein Anhänger des modernen Naturrechts wurde.

Der Staat, den er in Württemberg errichten wollte, war der strenge Polizei- und Wohlfahrtsstaat des 18. Jahrhunderts. Süß war davon überzeugt, daß er sich wie eine Maschine konstruieren ließ, auf Grund logischer Berechnungen, ohne die organische Entwicklung des Volkes, der Verfassung und Verwaltung, der Wirtschaft und Gesellschaft zu berücksichtigen. Fraglos war er mit der Geschichte der württembergischen Verfassung und der schwäbischen Mentalität vertraut. Trotzdem schien es ihm möglich, mit Hilfe der Vernunft an die Stelle des mittelalterlichen Ständestaates den rationalen Nützlichkeitsstaat setzen zu können. Dieser Staat war von einem Monarchen zu leiten, dessen Funktion er die höchste Bedeutung beimaß.

In Süß' politischer Konzeption ist der Herrscher identisch mit dem Staat. So wie dem Staat die höchste Machtfülle zusteht, so muß auch der Herrscher unbegrenzte Macht beanspruchen. Zu diesem Zweck muß er ein großes stehendes Heer besitzen, das ihm nach außen und nach innen Gewalt verleiht. Denn er muß imstande sein, den benachbarten Fürsten Gesetze zu diktieren und sich im Notfall die umliegenden freien Reichsstädte zu unterwerfen. Um seine Macht und seine Größe sichtbar zu machen, muß er eine repräsentative Hofhaltung führen. Er muß sich durch Reichtum und Prunk von der Masse unterscheiden und sich mit dem Nimbus des Erhabenen umgeben. Das Volk, unmündig und unfähig, sein Geschick zu bestimmen, hat nicht das Recht, mitzureden oder das Handeln des Herrschers infragezustellen. Alle alten Verträge und Verordnungen kann der Fürst kraft seiner absoluten Allmacht

für null und nichtig erklären. Leistet das Volk Widerstand, so steht es dem Regenten frei, alle Mittel der Gewalt, der Spionage und der Intrige anzuwenden, um sein Ziel zu erreichen. „Denn wer den vor sich habenden Endzweck erreichen will“, meint Süß machiavellistisch, „muß diejenigen Mittel und Wege ergreifen, welche dahin leiten und führen sollen.“

Der Hauptzweck bestand darin, den Staat stark und widerstandsfähig zu machen; ihm untergeordnet waren die Erziehung und Wohlfahrt des Volkes. Die Ideen der späteren Aufklärung, durch Schulen und kulturelle Einrichtungen die Bildung und Moral der Massen zu heben, lagen ihm gewiß fern. Er war in der Hauptsache daran interessiert, durch die Verbesserung der Finanzen und die Stärkung der Wirtschaft das Volk reicher und damit glücklicher und zufriedener machen.

Aus dieser Staatsauffassung heraus ist seine Stellung zur württembergischen Landschaft zu deuten. Es mag ein wahrer Kern in einer der Zeugnisaussagen im Prozeß liegen, Süß habe geäußert, Karl Alexander müsse nach dem Beispiel Ludwigs XIV. verfahren und die Mitglieder der Landschaft köpfen lassen. Und weiter: Wenn Karl Alexander noch zwei Jahre lebte, gäbe es keine Landschaften mehr. Ebenso wahrscheinlich ist eine andere überlieferte Bemerkung von Süß, der Herzog sei der Herr und alles was die Untertanen besäßen, gehöre auch ihm. Karl Alexander sprach und dachte ähnlich. Noch drastischer als Süß äußerte er seinen Unmut über seine „Mitregenten“ und verhehlte niemals sein Verlangen nach einem unumschränkten Regime. Für ihn waren die Stände nicht nur, wie für den Großen Kurfürsten oder Ludwig XIV., die Zerstörer der Einheit des Staates, die Träger des Rückschritts, sondern auch die Repräsentanten seines früheren protestantischen Glaubens. Und wie er es einst als seine Aufgabe betrachtet hatte, Deutschland gegen die Franzosen zu verteidigen, so wurde es nun sein Bestreben, Vorkämpfer der Gegenreformation in Süddeutschland zu werden und das protestantische Württemberg für die katholische Kirche zu gewinnen. Trotz aller Versprechungen, die er bei seinem Regierungsantritt gegeben hatte, begann er, offen den katholischen Glauben zu fördern. Die Hofkapelle wurde für den katholischen Gottesdienst eingerichtet und im Heer wurden katholische Offiziere bevorzugt.

Auch Einflüsse von außen wirkten mit. Vor allem sein alter Freund und Vertrauter, der Bischof Friedrich Karl von Würzburg, war verantwortlich für die Entschlüsse, die Karl Alexander am Ende seines Lebens faßte. In der öffentlichen Meinung württembergs wie in der historischen Überlieferung wird daran festgehalten, daß in der Würzburgischen Kanzlei der revolutionäre Plan zur Einführung der katholischen Religion, zur Verhaftung einiger widerspenstiger Minister und zum Sturz der Verfassung ausgearbeitet worden sei. An

der Konspiration seien einige Jesuiten und Kapuziner beteiligt gewesen, Joseph Süß Oppenheimer und General Remchingen, der Oberbefehlshaber der württembergischen Miliz. Während einer Reise Karl Alexanders, aber mit dessen Wissen und Einverständnis, sollten die Truppen des Generals und des Bischofs nach Stuttgart gebracht werden, um die Mitglieder der Landschaft in Arrest zu nehmen und das absolutistische Regime zu begründen. Nur der plötzliche Tod des Herzogs habe das Land vor der Revolution und der katholischen Lehre bewahrt.

Was ist an diesen Überlieferungen wahr, vor allem, welche Rolle spielte Süß bei diesen Umsturzplänen? War er der Aufrührer, wie die öffentliche Meinung kolportierte, der Mann, der den Herzog irreführte und die Verfassung zu stürzen beabsichtigte? Oder war er nur durch Zufall in die revolutionäre Bewegung verstrickt?

Für moderne Historiker ist es ebenso schwierig wie es für die zeitgenössischen Chronisten war, die Elemente historischer Wahrheit in den zahlreichen Legenden über Karl Alexanders mysteriösen Tod zu erkennen. Denn unmittelbar nach dem Tod des Herzogs brachten sich die Anhänger des Bischofs in den Besitz der Korrespondenz zwischen Stuttgart und Würzburg und veranlaßten die Vernichtung fast der gesamten Aktenstücke, die sich auf die Verschwörung bezogen. Nur durch die Unachtsamkeit des Generals Remchingen entgingen einige Schriftstücke der Zerstörung und gelangten in die Hände der landständischen Partei. Sie beschreiben zwar nicht, wie seinerzeit behauptet wurde, blutige Anschläge gegen das Ministerium und die Landschaft. Aber sie weisen darauf hin, daß zwischen dem Herzog und dem Bischof allerhand Pläne zur Gleichstellung der katholischen mit der protestantischen Religion und zur Einschränkung der Freiheit des Volkes geschmiedet wurden.

Die Anklage gegen Süß lautete auf Hochverrat und auf Beteiligung an den Umtrieben der katholischen Partei zur Zerstörung der alten Verfassung und Religion. Gegen ihn sprach, dies betonten die Richter immer wieder, seine enge Verbindung mit den Revolutionären. Die würzburgischen Räte, die Jesuiten und Kapuziner gingen bei ihm ein und aus. General Remchingen speiste beinahe täglich bei ihm und führte dabei jene lauten und prahlerischen Reden, daß er mit zwei oder drei Bataillonen die Landschaft sprengen könne. Gegen ihn sprachen auch seine geheimen Reisen zum Bischof von Würzburg, vor allem seine spöttischen Äußerungen über die Landschaft.

Süß gab im Verhör wie auch in der rechtlichen Defensionsschrift zu, daß er die Landschaft kritisiert habe, weil sie ohne Grund gegen den Herzog opponiere. Auch räumte er ein, in Angelegenheiten, die das Landesinteresse befördern hätten, Karl Alexander geraten zu haben, die Stände nicht mehr zu

befragen. Dagegen betonte er mit größter Entschiedenheit, daß er weder an den militärischen Projekten beteiligt noch von den Umsturzplänen etwas gewußt habe. Es sei ihm stets sein Grundsatz gewesen, sich in Religionsangelegenheiten strikt „neutral“ zu verhalten. Mit General Remchingen habe er nur wegen eines Verpflegungsakkordes, mit dem Bischof von Würzburg wegen des Münzwesens verhandelt.

In der richterlichen Untersuchung bestätigten die meisten Zeugen Süß' Beteuerung, an den letzten Plänen Karl Alexanders nicht beteiligt gewesen zu sein. Auch in den Briefen, die der Würzburger Resident seinerzeit von Stuttgart aus fast täglich an seinen Bischof schrieb, ist von Süß niemals die Rede. So große Mühe er sich auch gab, die Briefschaften des Generals nach dessen Gefangennahme zu sichern, so wenig kümmerte sich der Resident nach dem Tod des Herzogs um die Konfiskation der Süßschen Papiere. Auch in den vollständig erhaltenen Akten Oppenheimers fand man keine Hinweise auf eine Verbindung mit Würzburg oder der Militärpartei.

Abgesehen davon ist Süß' Teilnahme am Komplott aus anderen Gründen wenig wahrscheinlich. Aus vielen seiner Äußerungen geht hervor, daß ihn die Haltung des Herzogs in dieser Zeit empörte. Er beschwerte sich bei Freunden, auch bei Karl Alexander persönlich, über seine offenkundige Zurücksetzung und bat aus diesem Grunde wiederholt um seinen Abschied.

Es bleibt nur zu vermuten, was Karl Alexander davon abhielt, sich in dieser wichtigen Angelegenheit mit dem alten Freund zu beraten. Möglich ist, daß der Bischof oder seine Räte dem Juden mißtrauten, oder daß der ehrgeizige General Remchingen die Konkurrenz des Nebenbuhlers in der Gunst seines Herrn auszuschalten suchte. Ebenso möglich ist aber, daß auch Karl Alexander fürchtete, Süß würde seine Pläne nicht billigen oder sich ihrer Ausführung widersetzen. Denn so sehr Süß die Landschaft haßte und ihre Beseitigung wünschte, so wenig dürften die Methoden Karl Alexanders und die seiner Anhänger nach seinem Sinn gewesen sein. Jene wollten den gordischen Knoten mit der Axt durchhauen, das heißt, rasch und brutal die württembergische Verfassung umstürzen. Süß dagegen – das beweist seine gesamte Tätigkeit im württembergischen Dienst – suchte sie langsam und systematisch zu unterminieren. Während jene darangingen, die Macht der Landschaft mit Soldaten und Bajonetten zu zerstören, plante Süß, die Souveränität des Herzogs mit den feinen Mitteln der Politik und Diplomatie zu stabilisieren. Wie er einst das Konferenzministerium gegründet hatte, um sich der alten Minister zu entledigen, wie er die Steuern verstaatlicht hatte, um die Landschaft ihrer Geldmittel zu berauben, so war auch sein letzter Versuch, die Stände durch einen fürstlichen Rat kontrollieren zu lassen, ein Mittel rein diplomatischer Natur.

Der plötzliche Tod Karl Alexanders am 12. März 1737 bereitete allen Plänen und Intrigen ein Ende. Er beendete zugleich die politische Karriere des Jud Süß. Dieser letzte Tag Karl Alexanders, spiegelt sich in volkstümlichen Erzählungen als ein Tag der Vorzeichen und Wunder: Es regnete, hagelte und schneite und die Sonne schien, berichtet der Chronist. In Stuttgart ging das Gerücht, die Würzburgischen Truppen näherten sich der Stadt. Eine dumpfe Angst lastete auf allen, manche gingen in die Kirche zur Kommunion, während die Beherzten sich bewaffneten, um ihre Religion und Freiheit bis zum Äußersten zu verteidigen. Im Schloß zu Stuttgart war der Herzogin am frühen Morgen eine Katze mit ihrem Jungen im Maul begegnet und hatte sie zu Tode erschreckt. Im Ludwigsburger Schloß, das Karl Alexander eben bezog, fiel klirrend der große Spiegel von der Wand und zerbrach in tausend Scherben. Der Herzog verbrannte sich den Mund an einer heißen Brühe und warf voller Wut den Teller an die Wand. Die Feuerglocke läutete, es brannte in einem benachbarten Dorf. Ein Magier schlich mit Dreiecken und Fernrohren durch die Gänge, um dem Herzog die Zukunft weiszusagen. Zweimal erschien eine Deputation der Stände und wurde vom Herzog in Ungnade wieder entlassen.

Das Volk deutete den Tod Karl Alexanders, der den Karneval gefeiert und sich auch an diesem Tag bei Musik und Spiel vergnügt hatte, auf seine Weise. Man glaubte, der langjährige Kammerdiener des Herzogs sei, bestochen von Verwandten in der Landschaft, zum Mörder seines Herrn geworden. Er habe, so flüsterte man sich zu, an jenem Abend ein beim Herzog beliebtes medizinisches Reizmittel⁸¹ so verstärkt, daß der durch die Genüsse des Karnevals geschwächte Körper Karl Alexanders einem Schlaganfall erlegen sei.

Noch in der gleichen Nacht wurde Süß verhaftet. Er war bald nach dem Tod des Herzogs von Ludwigsburg nach Stuttgart geritten, um der Herzogin die Nachricht vom Ableben Karl Alexanders zu überbringen. Als er das Schloß verließ, wurde er durch Oberst von Reischach, dem künftigen Oberbefehlshaber der württembergischen Miliz festgenommen und als Gefangener zu seinem Haus in der Seestraße gebracht. Ein Fluchtversuch endete mit erneuter Verhaftung und der Überführung auf die Festung Hohenneuffen – sieben Tage nach dem Tod des Herzogs.

⁸¹ Gemeint ist ein *Aphrodisiakum*.

V. Der Kommerzienagent

Durch ihre internationalen Beziehungen, ihre Verbindungen mit ausländischen Bank- und Börsenplätzen, hatten die Hofjuden beste Voraussetzungen für das Amt eines Finanzagenten. Das Finanzsystem jener Zeit war nicht national strukturiert und endete nicht an der Landesgrenze. Der Finanzagent konnte daher, wie einst der oberdeutsche und italienische Bankherr, verschiedenen Fürsten und Staaten dienen. So war Samson Wertheimer zu gleicher Zeit Hoffaktor Österreichs, Kurkölns, Kurtriers und der Pfalz, Moses Benjamin Wulff führte für Anhalt, Sachsen und Gotha finanzielle Transaktionen durch, Ruben Elias Gumperts für Preußen, Sachsen, Bayern, Köln, Baden und die Pfalz.

Der jüdische Wirtschaftsunternehmer⁸² dagegen, den die merkantilistischen Herrscher im Rahmen ihrer Handels- und Fabrikationsexperimente beauftragten, wurde ausschließlich für den Aufbau der nationalen Wirtschaft eines einzelnen Staates in Anspruch genommen.⁸³ In diesem Jahrhundert der

⁸² Simon Peter Gasser, Einleitung zu den ökonomischen, politischen und Cameralwissenschaften, Halle 1729; Johann Heinrich Gottlob von Justi, Staatswirtschaft oder systematische Abhandlung aller ökonomischen und Cameralwissenschaften, Bd I, Leipzig 1758; Wilhelm Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, München 1874; William Cunningham, Adam Smith und die Merkantilisten, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 40, Tübingen 1884, S. 41-64; Gustav Schmoller, Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung. Städtische, territoriale und staatliche Wirtschaftspolitik, Frankfurt am Main 1944 (Erstveröffentlichung als Aufsatz: Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen und Preußens überhaupt, in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, Jg. 8, (1884); Karl Pribram, Die Idee des Gleichgewichts in der älteren nationalökonomischen Theorie, in: Zeitschrift für Volkswirtschaft, Bd. 17 (1908); Zalusky, Philosophie und politische Ökonomie bei den Merkantilisten des 16.18. Jahrhunderts, in: Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Bd. V/VI (1812/1813); Kurt Zielenziger, Die alten deutschen Kameralisten. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie und zum Problem des Merkantilismus, Jena 1914; Luise Sommer, Die österreichischen Kameralisten in dogmengeschichtlicher Darstellung, Teil 1, Genf 1920; Werner Sombart, Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen, München und Leipzig 1923; Georg von Below, Probleme der Wirtschaftsgeschichte, Tübingen 1926; Laurence Bradford Packard, The Commercial Revolution 1400-1776, New York 1927; Rudolf Häpke, Wirtschaftsgeschichte (Handelshochschulbibliothek, Bd. 19), Leipzig 1928, S. 109ff.; Josef Kulischer, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, 2 Bde., München 1929.

⁸³ Jacob Strieder, Zur Genesis des modernen Kapitalismus (Forschungen zur Entstehung der großen bürgerlichen Kapitalvermögen am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit),

Gegensätze und Spannungen lebten die Ideen von universaler Einheit und nationaler Autarkie unvermittelt nebeneinander. Zu einer Zeit, da die Kultur des Barock die Nationen verband und man von einer Einheitsschrift, Einheitssprache und Einheitskirche, von internationalen und interkonfessionellen Universitäten träumte, da Staatsmänner und Feldherren häufig in die Dienste fremder oder feindlicher Herrscher traten, suchte der Staat sich als unabhängige Wirtschaftsmacht zu etablieren – durch Handelssperren, Schutzzölle und Einfuhrverbote. In der Überzeugung, daß der ökonomische Wohlstand des einen Landes den Niedergang des anderen bedeutete, suchten die Staaten durch Handelskriege, Erpressung, Intrigen und Schikanen ausländischen Wettbewerb auszuschalten und den eigenen Handel durch die Regulierung des Marktes und der Produktion, durch Angebot und Nachfrage, Import und Export zu steigern.

Der jüdische Finanzagent hatte durch die schwierigen Bedingungen seiner Existenz und seine strenge religiöse Disziplin bestimmte Eigenschaften erworben, die seinem Erfolg in finanziellen Unternehmungen förderlich waren. Verfolgung und Martyrium, Not und Leiden hatten ihn verschlossen und mißtrauisch, schweigsam und besonnen, wachsam, diskret und menschen-

Leipzig 1904; Felix Rachfahl, *Kalvinismus und Kapitalismus*, in: *Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik*, hg. von Paul Hinneberg, 3. Jg. (1909); Werner Sombart, *Die Juden und das Wirtschaftsleben*, Leipzig 1911; Moses Hoffmann, *Judentum und Kapitalismus. Eine kritische Würdigung von Werner Sombarts „Die Juden und das Wirtschaftsleben“*, Berlin 1912; Julius Guttman, *Die Juden und das Wirtschaftsleben* (*Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Bd. 36, Heft 1, 1913; Lujo Brentano, *Die Anfänge des modernen Kapitalismus*, München 1916; Max Weber, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 1, Tübingen 1920-1921; Werner Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, München und Leipzig 1921-1928; A. Aubin, *Aus der Frühzeit des deutschen Kapitalismus*, in: *Zeitschrift für Handelsrecht*, Bd. 84 (1922); Jacob Strieder, *Studien zur Geschichte der kapitalistischen Organisationsformen*, München und Leipzig 1925; Henri Sée, *Les origines du capitalisme moderne*, Paris 1926 (engl. *Modern Capitalism, its Origins and Evolution*, New York 1928; dt. *Die Ursprünge des modernen Kapitalismus*, Bern 1948); Richard Henry Tawney, *Religion and the Rise of Capitalism*, London 1926; Heinrich Sieveking, *Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jh. bis zur Gegenwart*, Leipzig, Berlin 1928; Heinrich Sieveking, *Entstehung und Entwicklungstendenz des Kapitalismus*, Hamburg 1928; Alfred Philipp, *Die Juden und das Wirtschaftsleben. Eine antikritisch-bibliographische Studie zu Werner Sombarts „Die Juden und das Wirtschaftsleben“*, Straßburg 1929; N. Reich, *Capitalism and the Jews*, in: *Menorah Journal* XVIII (1930); Eli F. Heckscher, *Mercantilism*, 2 Bde., London 1935; Miriam Beard, *A History of the Business Man*, New York 1938; Karl Mannheim, *Man and Society in an Age of Reconstruction*, New York 1940; G. von Below, *Die Entstehung des modernen Kapitalismus*, in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 91; Raphael Strauss, *The Jews in the Economic Evolution of Central Europe*, in: *Jewish Social Studies*, III, (1941), S. 15-40; Salo W. Baron, *Modern Capitalism and Jewish Fate*, in: *Menorah Journal*, Heft 30, (1942); Philip W. Buck, *The Politics of Mercantilism*, New York 1942.

fahren gemacht. Auch paßte er sich, wenn er nach Jahrhunderten der Abgeschlossenheit mit der ihn umgebenden Welt, in Verbindung trat, den Eigenschaften an, die für die Menschen jener Epoche charakteristisch waren. Der Barock liebte ideenreiche Männer wie Astrologen, Alchemisten und Philosophen, die alle möglichen Projekte unternahmen und sich rühmten, den Stein der Weisen entdecken, Gold- und Silberminen aufspüren, Porzellan herstellen, durch Lotterie- und Zahlenspiel die Menschen reich und glücklich machen und das Paradies herbeiführen zu können. Die Phantasie und Unruhe dieser Abenteurer, ihr Streben nach Veränderung und Erneuerung finden wir auch im jüdischen Finanzier und Kaufmann jener Zeit. Er besaß jedoch zusätzlich den schöpferischen Drang des großen Unternehmers, die Ideen in die Tat umzusetzen, die Kraft und Beharrlichkeit, alle Hindernisse zu überwinden und vor allem jene Hingabe an die Sache, den Gehorsam und die Demut, die der französische Schriftsteller Jacques Savary als wesentliche Eigenschaften des „vollkommenen Kaufmann“ (1675) beschrieb.

Der merkantilistische deutsche Fürst und bedeutendste Unternehmer des Staates, der durch staatliche Kontrolle und Polizeigewalt Handel und Industrie zu lenken begann, erkannte diese Fähigkeiten und wußte sie zu nutzen. Die enge Verbindung, die der Staat als Wirtschaftsmacht mit dem Hofjuden als seinem Kommerzienagenten einging, wurde durch den gemeinsamen Widerstand gegen die Gilden und Zünfte verstärkt.

Das Bestreben der Fürsten, ihre Länder wirtschaftlich enger miteinander zu verknüpfen, stand im Widerspruch zu der partikularistischen Handels- und Gewerbepolitik der Zünfte, die von den ökonomischen Wandlungen infolge der Gründung überseeischer Kolonien, Handelsgesellschaften und Banken und der beginnenden industriellen Entwicklung unbeeinflusst geblieben waren. Sie klammerten sich an ihre verbrieften Privilegien, die sie benutzten, um Produktion und Absatzmärkte zu begrenzen, das Land von der Stadt, Provinz von Provinz zu trennen, um Konkurrenten auszuschalten und den Handel mit dem Ausland zu unterbinden. Auch die Patrizier, die einst als Bank- und Handelsherren, als Freunde und Vertraute von Kaisern, Päpsten, Fürsten und Kardinälen selbst wie regierende Fürsten gelebt hatten, widersetzten sich offen oder geheim der staatlichen Reglementierung oder zeigten sich desinteressiert am Bemühen der Fürsten, das Gewicht zu vereinheitlichen, Städte und Kanäle zu bauen und Banken und Handelskompanien zu gründen. Indem die deutschen Fürsten Hugenotten, Flamen, Niederländer, Schweizer und Juden in ihren Staaten aufnahmen, suchten sie nicht nur den Handel zu beleben, sondern auch die alten Privilegien der Zünfte und die wirtschaftliche Dominanz der Gilden zu brechen.

Der Große Kurfürst von Brandenburg, nach dessen Ansicht der Handel an keine Religion gebunden sein durfte und durch alle erdenklichen Maßnahmen gefördert werden mußte, drängte seine Hofjuden, ihre Verbindungen zu Glaubensgenossen in anderen Ländern zu nutzen, um allenthalben neue Handelsbeziehungen anzubahnen. Mit ihrer Hilfe bemühte er sich, die einzelnen preußischen Provinzen wirtschaftlich miteinander zu vereinigen, Messen und Jahrmärkte zu beleben und Berlin zum Handelsmittelpunkt des nordöstlichen Deutschlands zu machen. Er wurde der Schutzherr von Elias Gumperts und seinen Söhnen, weil sie ausgedehnte verwandtschaftliche Beziehungen zum Rheinland, in Holland, England, Österreich und Böhmen, Frankfurt am Main, Hannover, Hamburg und Fürth besaßen. Jost Liebmann und dessen Familie gewährte er weitreichende Privilegien, weil sie nicht in allen preußischen Provinzen, sondern auch in Mecklenburg, Hannover, Böhmen und Holland Handel trieben.⁸⁴

Welchen Wert der Große Kurfürst der Handelstätigkeit der Hofjuden beimaß, beweist seine Haltung gegenüber dem holländischen Kommissionär Moses Jacobson de Jonge, den er zu seinem Hoffaktor ernannte, obwohl er dessen Dienste als Finanzagent und Kriegslieferant nie in Anspruch nahm. Er gestattete Juden den dauernden Aufenthalt in Memel, obgleich er den ostpreußischen Ständen wiederholt versprochen hatte, keine Juden in ihrer Provinz aufzunehmen.⁸⁵

Es war immer schon eine der Lieblingsideen des Großen Kurfürsten, Ostpreußen zu einem „Litauen vorgelagerten Holland“, zum wichtigsten Handelsplatz zwischen Ost und West und Mittelpunkt seines Schiffahrtsgeschäfts zu entwickeln. Zu diesem Zweck wurde der Pillauer Hafen erweitert, die Binnenschifffahrt gestärkt und die Gründung einer preußischen Handelsflotte erwogen. Diesen Plänen aber versagten die ostpreußischen Handelsherren beharrlich ihre Unterstützung. Ohne Schwung, ohne Wagemut und Weitblick, schreckten sie vor jeder Unternehmung zurück, die ein gewisses Risiko barg. Statt selbst auf Reisen zu gehen und neue Verbindungen zu knüpfen, ließen sie sich von Kownoer und Grodnoer Kaufleuten aus dem Osten, von holländischen und englischen Kommissionären aus dem Westen beliefern

⁸⁴ Hugo Rachel, *Die Handels-, Zoll- und Akzisepolitik Brandenburg-Preußens bis 1713* (Acta Borussica, Bd. I), Berlin 1911; Hugo Rachel, *Das Berliner Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus* (Berlinische Bücher, Bd. 3), Berlin 1931; Akten des Geheimen Staatsarchivs Berlin: R 34n 64; R32-62; R21-201; R21-203.

⁸⁵ Johannes Sembritzki, *Geschichte der königlich preußischen See- und Handelsstadt Memel*, Bd. 1, Memel 1900; Hugo Rachel, *Handel und Handelsrecht in Königsberg in Preußen im 16.-18. Jahrhundert*, in: *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte*, Bd. XII (1909); Akten des Königsberger Staatsarchivs, Rep. 38d und 74a.

und begnügten sich mit ihrer Rolle als Zwischenhändler. Während die westlichen Staaten die mittelalterlichen Handelsschranken längst durchbrochen hatten, war das Streben der ostpreußischen Kaufleute einzig darauf gerichtet, jede selbständige Handelstätigkeit in ihrer Provinz zu unterbinden.

Der Große Kurfürst indessen nahm wenig Notiz von den Ansichten und Gewohnheiten der Kaufleute. Als litauische Magnaten dem holländischen Kaufmann Moses Jacobson anboten, den Hafen von Heiligenaa wieder einzurichten, kam ihnen der Große Kurfürst zuvor und gewann Jacobson unter Gewährung weitgehender Privilegien und Freiheiten für seine Provinz. Er ernannte ihn zum Hofjuden, befreite ihn vom Leibzoll, erteilte ihm das Recht, in Memel zu wohnen, Häuser und Speicher zu besitzen, Jahrmärkte und Messen zu besuchen und in seinem Hause Gottesdienst zu halten.

Welchen Umfang die Handelstätigkeit Jacobsons hatte, beweisen die großen Summen, die er der kurfürstlichen Zollkammer zahlte. Zwischen 1670 und 1697 betrugen sie jährlich 50.924 Reichstaler. Nach einem Bericht des Zolldirektors Heidekampf erhöhten sich die Zölle innerhalb von zwanzig Jahren um 26.798 Taler.

Die Litauer machten wiederholt den Versuch, ihn abzuwerben und der König von Polen versprach ihm Zollfreiheit für seinen Handel, wenn er sich in seinem Staat niederließe. Zolldirektor Heidekampf, sein wärmster Anwalt, bezeichnete Jacobson als einen stillen und frommen Menschen. Seine Berichte zeigen ihn klar, überlegt und selbstbewußt, eine Mischung aus kühlem holländischen „Mijnheer“ und schicksalsergebenem, ironischen Juden. Sein Aufenthalt in Holland hatte Jacobson einen weiten Blick für wirtschaftliche Verhältnisse vermittelt; er war nach Polen, Litauen und Livland gereist, während die Memeler nie weiter als nach Danzig und Libau, höchstens bis nach Lübeck, gekommen waren. Es gelang ihm in kurzer Zeit, den Handel auf Kosten der Konkurrenzstadt Heiligenaa nach Memel zu lenken. Er führte den Handel mit Holz, Wachs, Schweinsborsten und Garn in Memel ein. Er war fast der einzige Kaufmann, der Weine, Südfrüchte, Pomeranzen und Sekt auf Lager hielt und monopolisierte praktisch den Handel mit Salz. Er allein besaß, wie der ostpreußische Gouverneur Dönhoff bezeugte, Kapital, Kredit, Kommissionäre und Korrespondenten.

Dies führte bei den Memeler Kaufleuten zu erbitterten Angriffen und einem jahrzehntelangen Kleinkrieg gegen ihn. Waren, die er kommen ließ, wurden konfisziert. Er wurde festgenommen und so lange gefangen gehalten, bis er hohe Geldstrafen zahlte. Man versuchte, ihn aus der Stadt auszuweisen. Allen Bürgern wurde bei hundert Talern Strafe verboten, Jacobson in ihren Häusern aufzunehmen. Ein mit Salz beladenes Schiff erhielt keine Einfahrt in den Hafen, bis das Salz unbrauchbar geworden war. Er werde so gequält und

geängstigt, schrieb er einmal dem Großen Kurfürsten, daß er es nicht länger aushalte. Die Beschwerden gegen ihn steigerten sich von Jahr zu Jahr: Er melde alles, was in Königsberg passiere, seinem holländischen Korrespondenten. Er habe das Salzmonopol an sich gebracht, verkaufe das Salz teurer als die Königsberger und Danziger und stehe zum Nachteil von Memel in Handelsverbindung mit seinen Glaubensgenossen in Kowno, Grodno und Wilna.

Der Große Kurfürst jedoch, der sich in diesem Streit auf die Seite seines Hofjuden stellte, verurteilte den „Unfug“ der Memeler Bürger aufs schärfste und drohte der Stadt mit einer Geldbuße von 1.000 Talern. Dem Magistrat wurde befohlen, für den unbeschränkten Salzhandel des Juden zu sorgen, damit die Wirtschaft des Landes keinen Schaden nehme. Als es unter Friedrich I. zu einem offenen Aufstand der Bürgerschaft gegen Jacobson kam und die Kaufmannsgilde versuchte, die anderen Zünfte zu falschen Aussagen gegen ihn zu zwingen, wurden in Berlin nach einem langen Prozeß, der die Unschuld Jacobsons bewies, harte Strafen gegen den Magistrat, das Gericht, die Innungen und insbesondere gegen die Anstifter verhängt.

Der Große Kurfürst wie auch seine Nachfolger legten größten Wert darauf, die eben in Mode gekommenen Luxus- und Galanteriewaren, hauptsächlich aber die Erzeugnisse der kostspieligen Seidenindustrie, durch die Hofjuden vertreiben und exportieren zu lassen. Über Jost Liebmanns ausgedehnten Juwelenhandel wurde schon berichtet. Sein Sohn Abraham Liebmann führte von Halberstadt aus ein florierendes Juwelengeschäft in allen mittleren Provinzen der Monarchie. Sein Stiefsohn Jost Israel, Aron Israels Sohn, tat dasselbe in Pommern und Mecklenburg, und in Königsberg besaß der Hofjude Bendix Jeremias ein bekanntes Juwelengeschäft.

Im Gegensatz zum Großen Kurfürsten schränkte Friedrich Wilhelm I. von Preußen den jüdischen Handel ein, schloß eine Reihe von Läden, untersagte jüdischen Kaufleuten den Vertrieb gewisser Waren⁸⁶, kontrollierte sie streng und verwies sie gegebenenfalls des Landes, gestattete ihnen aber ausdrücklich (per Generalprivileg von 1730) den Handel mit Juwelen, Silber, teuren Stoffen und Bändern, das heißt mit Waren, die in den vom preußischen Staate privilegierten und geförderten Manufakturen verarbeitet wurden.

Ein gutes Beispiel für die merkantilistische Wirtschaftspolitik der Landesherren und ihr Bestreben, durch die Hofjuden den Luxushandel zu fördern, bietet die Stadt Halle. In der Absicht, den einst bedeutenden Messe- und Handelsplatz zur wirksamen Konkurrenz für Leipzig zu machen, baute die Regierung des ersten preußischen Königs ein Schleusenwerk, das die Saale bis

⁸⁶ Selma Stern, Die Juden in der Handelspolitik Friedrich Wilhelm I. von Preußen, in: ZGJD, 5. Jg. (1935), S. 207-215.

zur Elbe schiffbar machte und siedelte französische, pfälzische, lothringische und Schweizer Kolonisten an, damit sie Manufakturen anlegten.⁸⁷ In engstem Zusammenhang mit diesen Bestrebungen stand die Politik der Ansiedlung und Begünstigung einer Reihe von Hofjuden in Halle. Einige der bekanntesten und vermögendsten Juden erhielten das Recht, sich in der Stadt niederzulassen, wie der ehemalige Berliner, inzwischen in Halberstadt lebende Hofjude Berend Wolf, der ein Hoffaktor der Herzogin von Sachsen-Merseburg war, der Armeelieferant des kursächsischen Heeres am Rhein, Assur Marx, der Sohn der Liebmannin, Salomon Israel, und zwei Söhne des Anhalt-Dessauischen Hofjuden Moses Benjamin Wulff. Dieser versprach, in Halle ein Bankgeschäft zu gründen und die Stadt zum Mittelpunkt des Durchgangshandels von Holland und Hamburg nach allen Höfen und Städten in der Umgebung von Halle zu machen.

Um den Handel der Stadt Minden zu stimulieren, die ohne Handelsbeziehungen ins Ausland war, versuchte Friedrich Wilhelm I. von Preußen vermögende auswärtige Juden in der Provinz anzusiedeln wie die Hoffaktoren Isaak Heyne und Moses Löser aus Bückeburg, die bedeutende Handelsunternehmer in Schaumburg-Lippe, Münster und Osnabrück waren.⁸⁸ Trotz des heftigen Widerstands des städtischen Magistrats erhielten beide Hofjuden 1718 einen Geleitbrief, doch haben sie allem Anschein nach die ungastliche Stadt bald wieder verlassen, obwohl sie ihr Vermögen nach Minden transportiert, ein hohes Geleitpatent bezahlt und durch die Übersiedlung große Unkosten gehabt hatten.

Ähnlich wie in Preußen war die Situation in Sachsen. Obwohl das gesamte deutsche Reich gewerbearm war und der wirtschaftlichen Entwicklung der Weststaaten hinterherhinkte, besaß Sachsen ein verhältnismäßig hochentwickeltes Gewerbewesen. Es war eine der Hauptaufgaben der sächsischen Regierung, die Erzeugnisse dieser Industrien zu exportieren, hauptsächlich Textilprodukte und das neuerfundene Meißener Porzellan. Dazu waren zwei Schritte erforderlich: das Agrarland Polen als Markt für einen Teil der sächsischen Produkte zu erschließen und die berühmte Leipziger Messe zu beleben, wo neben den Erzeugnissen fremder Länder auch die sächsischen Fabrikate ausgestellt werden konnten.

⁸⁷ Gustav Friedrich Hertzberg, *Geschichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit*, 3 Bde., Halle 1891; *Der Preußische Staat*, Bde. I und II.

⁸⁸ Karl Spannagel, *Minden und Ravensberg unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft von 1648 bis 1799*, Hannover 1894; Hermann Tümpel, *Politische Geschichte von Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern*, Bielefeld 1909; *Akten des Geheimen Staatsarchivs*, R34-178e, R34-24,15; R 21-203c; *Der Preußische Staat*, Bd. II, S. 76.

Für diese Bemühungen wurden auch die Dienste der Hofjuden herangezogen. August der Starke nahm sie in Anspruch, um mit ausländischen Staaten, hauptsächlich mit Italien über Wien, mit der Schweiz über Nürnberg, mit England, Holland und Frankreich über Hamburg in unmittelbare Handelsbeziehungen zu treten. Hofjuden aus allen Teilen des Reichs erlaubte man den Besuch der Leipziger Messe und den Handel in Dresden und Leipzig, obwohl seit den Hussitenkriegen Juden der Aufenthalt in Sachsen verboten war.⁸⁹

So erhielt Berend Lehmann, der in Halberstadt einen ausgedehnten Warenhandel, hauptsächlich mit Wachs und Öl, betrieb und im Harz eine Eisengießerei besaß, im Jahr 1698, also kurz nachdem er August dem Starken die polnische Königskrone verschafft hatte, die Erlaubnis, auf den Leipziger Messen „offene Gewölbe zu halten“. Nach langem Streit mit dem städtischen Rat, dem Oberkonsistorium und dem Geheimen Konzil und trotz der Warnung seines Kabinettsministers von Hoym, der die Konsequenzen nicht verantworten wollte, gestattete August im Jahr 1708 seinem Residenten, auch in Dresden einen Geld- und Warenhandel großen Stils zu eröffnen. Mit ihm kamen sein Schwager Jonas Meyer aus Hamburg und seine Söhne; Assur Marx, Lehmanns Geschäftspartner, der in Halle seine Filiale leitete, wurde zum Hof- und Milizfaktor des Königs ernannt und Marx Hirschel, Lehmanns Geschäftsträger in Wien, mit den gleichen Privilegien ausgezeichnet.

Im Gegensatz zu den preußischen Hofjuden war den sächsischen kein friedliches Dasein beschieden. Der König versuchte zwar, sie vor der Verfolgung durch die städtische Kaufmannschaft zu schützen: als 1709 der städtische Rat Lehmanns und Meyers Bedienten jeden Handel untersagte, stellte sich der König auf die Seite der Juden und erneuerte 1725 noch einmal ihre Konzession. Doch als dann auch die Landschaft, die Landesregierung und schließlich sogar der Kabinettsminister sich über „das Eindringen der Juden“ beklagten, sah sich August im Jahr 1728 gezwungen, den jüdischen Handel, außer in Messezeiten, ganz zu verbieten. Damit war das Schicksal der Firma, die jahrelang den Dresdner Hof mit Luxuswaren beliefert und den sächsischen Handel durch ihre Filialen in Wien, Hamburg, Hannover, Halle und Halberstadt ins Reich und ins Ausland geleitet hatte, besiegelt. Sie machte Konkurs, und der alte Berend Lehmann, der erst 1730 starb, mußte noch miterleben, wie das Haus, das er gegründet und geleitet hatte, zugrundeging.

Der Aufstieg Hollands und der Weststaaten wie auch die Verschiebung der Handelswege vom Mittelmeer und Oberdeutschland nach dem Westen

⁸⁹ Max Freudenthal, *Leipziger Meßgäste. Die jüdischen Besucher der Leipziger Messen in den Jahren 1675-1764*, Frankfurt am Main 1928.

und dem Atlantischen Ozean hatten zum Niedergang des deutschen Handels geführt. Die merkantilistischen Fürsten in den kleineren west- und süddeutschen Staaten, aber auch wirtschaftlich rege, vorwärtsstrebende Magistrate, wie etwa in Frankfurt am Main, versuchten mit Hilfe der Hugenotten und Schweizer, der belgischen und niederländischen Kolonisten und der Hofjuden den Handel neu zu beleben. Die Mitglieder der Frankfurter Familie Haas zum Beispiel, Hoflieferanten des Kurfürsten von Mainz und die weithin bekanntesten Kattunggroßhändler, machten ihre Einkäufe in Amsterdam, ließen den rohen Baumwollstoff dort bedrucken und vertrieben dann die Waren auf den Mainzer, Frankfurter, Leipziger, Breslauer und Braunschweiger Messen.⁹⁰

Der Hofjude Abraham Drach, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Frankfurter Judengasse und in Geschäftsbeziehung zu Samuel Oppenheimer, war an den Börsen von Amsterdam und Hamburg wegen seiner Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und seines sicheren Blicks für günstige Konjunkturen bekannt. Seine politischen und geschäftlichen Hauptkonkurrenten, die Hoffaktoren Isaak Kann und Aron Beer, beschäftigten eigene Handelsdiener, besuchten die Leipziger und die Straßburger Messen und zogen Besucher aus Polen, Schlesien und Böhmen nach Frankfurt. Sie besaßen ihre Läden und Gewölbe nicht nur in der Judengasse, sondern auch in den besten Geschäftsvierteln der Stadt. Der Oberpfälzer Hoffaktor und Grundstücksmakler Ansel Levi aus Schnaittach reiste bis ins entfernte Ausland; die Modells in Ansbach waren bekannte Geldwechsler und Kaufleute; in Braunschweig handelte der Hoffaktor Alexander David mit englischen und holländischen Tüchern.

Friedrich der Große nutzte später in ähnlicher Weise die kaufmännischen Fähigkeiten der Juden.⁹¹ Fast mehr noch als sein Urgroßvater, der Große

⁹⁰ Alexander Dietz, *Frankfurter Handelsgeschichte*, 4 Bde., Frankfurt am Main, 1910-1925.

⁹¹ Selma Stern, *Der Preußische Staat und die Juden*, Bd. III: *Die Zeit Friedrichs des Großen*, Tübingen 1971, [zum Zeitpunkt des Zitierens unveröffentlicht] und Akten des Geheimen Staatsarchivs, insbesondere: Geheimes Staatsarchiv Berlin, Gen. Dir. Kurmark, Tit. CCXXII, Nr. 9, Bd. II, Fabrik Abt. 31, 65, I; Gen. Dir. Westpreußen und Lit. Tit. LXXIII, Abt. 5, Nr. 18; Stadtarchiv Stettin, Rep. 12a Tit. 12; *Acta Borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert*, hg. von der Kgl. Akademie der Wissenschaften, Bde. 1-3: *Die einzelnen Gebiete der Verwaltung. Die preußische Seidenindustrie im 18. Jahrhundert und ihre Begründung durch Friedrich den Großen*, hg. von Gustav Schmoller und Otto Hintze, Berlin 1892; Reinhold Koser, *König Friedrich der Große*, 2 Bde., 1893 und 1903; Rudolf Stadelmann, *Aus der Regierungstätigkeit Friedrichs des Großen*, Halle 1890; Otto Hintze, *Das politische Testament Friedrichs des Großen von 1752*, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft*, Neue Folge, Bd. 28, Berlin 1904, S. 439ff.; M. Beer, *Westpreußen unter Friedrich dem Großen* (Publicationen aus den königlich Preussischen Staatsarchiven, Bd. 83) Berlin 1909; Conrad Matschoß, *Friedrich der Große als der Beförderer des Gewerbefleißes*, Berlin 1912; H. Dehne, *Die Messen von*

Kurfürst und ganz im Gegensatz zu seinem Vater, dem Soldatenkönig, hielt er sie in mittelalterlicher Gebundenheit. Er beschränkte ihre Bewegungsfreiheit und begrenzte die Zahl ihrer Kinder. Er belegte sie mit unerschwinglichen Steuern und teilte sie in „ordentliche“ und „außerordentliche“ Juden ein. Er führte die solidarische Haftbarkeit ein, die jedes Mitglied der jüdischen Gemeinschaft im Falle der Gesetzesübertretung eines anderen verantwortlich machte und erließ Gesetze, die ihr Leben von der Geburt bis zum Tod regelten.

In seinem Politischen Testament von 1752 beschreibt er die Juden als die gefährlichste aller Sekten, die den Handel der Christen beeinträchtigt und dem Staat nicht von Nutzen sei. In seinem Politischen Testament von 1768 spricht er von dem Schaden, den sie durch Wucher, Schmuggel und andere Schurkereien anzurichten imstande seien, wenn man sie nicht beaufsichtige. Immer wieder warf er auch seinem Generaldirektorium und den übrigen staatlichen Beamten vor, daß sie die Juden, die „keinen besonderen Faveur“ verdienten, zu gut behandelten. Im Interesse seines Schutzzollsystems verbot er ihnen die Ausfuhr der meisten Rohprodukte, sogar den Handel mit Wolle, Garn, Leinen und Fellen.

Trotz alledem stattete Friedrich der Große – im Widerspruch zu seinen Prinzipien – einzelne Juden mit Prämien, Konzessionen, Privilegien und Generalprivilegien und mit den Rechten christlicher Kaufleute und Bankiers aus. Er ernannte sie zu Hoflieferanten und Hofjuwelieren, vertraute ihnen Fabriken und Handelskompanien an, machte sie zu Zwischenhändlern, zu Stützenden Exports und des noch unentwickelten Geldhandels sowie zu den bedeutsamsten Abnehmern der Waren seiner neugegründeten Fabriken. Den nüchternen Realpolitiker interessierte weder der Wucher noch die Moral der Juden, es zählte einzig die Frage ihrer Nützlichkeit.⁹² Konnte er sie innerhalb

Frankfurt an der Oder in der Zeit der merkantilistischen Wirtschaftspolitik Preußens im 18. Jahrhundert [Diss.], Frankfurt 1923; Hans Lullies, Zur Handelspolitik Friedrichs des Großen, Berlin 1925; Kurt Hintze, Die Arbeiterfrage zu Beginn des modernen Kapitalismus in Brandenburg-Preußen, Berlin 1927; Friedrich des Großen Briefe und Schriften. Ausgewählt, eingeleitet und erörtert von R. Fester, Bd. II, Leipzig 1927; Acta Borussica: Handelspolitik, hg. von Hugo Rachel, Bd. III, zweite Hälfte, 1. Heft, Berlin 1928; Arnold Berney, Die Anfänge der Friderizianischen Seehandelspolitik, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. XXII, Stuttgart 1929; Ulrich Grotefend, Geschichte und rechtliche Stellung der Juden in Pommern von den Anfängen bis zum Tod Friedrich des Großen, Marburg 1931.

⁹² Friedrich Luckwaldt, Friedrich des Großen Anschauungen vom Staat und Fürstentum, in: Historische Aufsätze (Festschrift für Aloys Schulte zum 70. Geburtstag), Düsseldorf 1927; Carl Hinrichs, Die Wollindustrie in Preußen unter Friedrich Wilhelm I.: Darstellung mit Aktenbeilagen (Acta Borussica. Denkmäler der preußischen Selbstverwaltung im 18. Jahrhundert), Berlin 1933; Arnold Berney, Friedrich der Große. Entwicklungsgeschichte eines Staatsmannes, Tübingen 1934; Die politischen Testamente der Hohenzollern, übersetzt von F. von Oppeln-

seines staatlichen Systems wirksam einsetzen, so tat er es, ungeachtet der Vorurteile, die er gegen sie hegte.

Während er also die Handelstätigkeit der Juden einschränkte, förderte er sie gleichzeitig im Interesse des heimischen Gewerbes. Denn, so der König in seinem Testament von 1752, die Industrie sei die Säugamme eines Landes, der Handel aber seine belebende Seele.⁹³ Deshalb widmete der König der Belebung des Handels mit inländischen Waren seine ganze Aufmerksamkeit. Im Interesse dieses Handels baute er Kanäle, um Flüsse und Städte, Provinzen und Meere zu verbinden, förderte Messen und Jahrmärkte, gründete Banken und Handelsgesellschaften und suchte den Export nach Holland, Schweden, Polen, Rußland, Spanien, selbst nach Amerika und in die Türkei zu beleben.

Die preußischen Kaufleute, die bis dahin als Kommissionäre oder, wie der König sich verächtlich ausdrückte, als Handlanger englischer, holländischer und Hamburger Häuser tätig gewesen waren, ließen sich nicht ermutigen, inländische Ware auf dem Binnenmarkt und im Ausland zu verkaufen. Es fehle ihnen, klagte der Nationalökonom Süßmilch, an rechter Betriebsamkeit und an „Esprit d'entreprise“. Der König mußte einräumen, die Situation seiner Länder und Provinzen sei so beschaffen, daß er die Juden nicht entbehren könne. Durch Gesetze und Verordnungen zwang er sie nun, namentlich die Hofjuden, uneingeschränkt mit goldenen und silbernen Tressen und Bändern, seidenen, samtenen, wollenen, baumwollenen, leinenen Waren, Gold- und Silberschmuck, kurz: mit Waren zu handeln, die in den preußischen Manufakturen hergestellt worden waren.

Der Berliner Hofjuwelier und Münzpächter Veitel Ephraim, der ein Privileg für den Großhandel mit Materialwaren und eine große Schiffswerft besaß, mußte die Erzeugnisse der preußischen Fabriken bis in die Levante und nach Frankreich vertreiben. Der Breslauer Hauptmünzkommissionär Salomon David erhielt 1766 ein Generalprivileg, weil er bereit war, die heimischen Produkte nach Rußland und Polen, an die Moldau, in die Walachei und nach Litauen zu exportieren. Der Breslauer Silberlieferant, Geldwechsler, Wachs- und Tuchhändler Moses Daniel Kuh, der mit den vornehmsten Handelshäusern Europas in Korrespondenz stand, wurde im Jahr 1742 zur Fortsetzung des Handels in Schlesien und Polen zum Hoffaktor ernannt.

Wenn in allen Erlassen und Cabinetsordres jener Zeit stets die Worte „nach auswärts debitorieren“ wiederkehren, so verstand man unter dem Begriff

Bronikowski, mit einer Einführung von G. B. Volz, ²München 1936; Gerhard Ritter, Friedrich der Große. Ein historisches Profil, Leipzig 1936.

⁹³ Vgl. Selma Stern, Der Preußische Staat und die Juden, II/1, S. 57.



*Alexander David, um 1750 (1678, Halberstadt - 1765, Braunschweig)
Als knapp 20jähriger erhielt er in Braunschweig 1708 das Schutzrecht auf Lebenszeit.
1717 wurde er Hoflieferant und übernahm bis 1728 die Leitung der fürstlichen Tabakfabrik.
(Braunschweigisches Landesmuseum)*

„Ausland“ in erster Linie die Republik Polen. Auf dieses industriell rückständige Land richtete Friedrich von Anfang an sein Hauptaugenmerk. Die Frage, wie man das agrarische Polen zum wichtigsten Abnehmer preußischer Manufakturprodukte und zum Rohstofflieferanten für den preußischen Markt entwickeln könne, schien ihm seiner „stärksten Reflexion“ wert zu sein. Da in Polen jüdische Kaufleute die Träger des Handels waren, lag es nahe, preußische Juden zu veranlassen, den Export der heimischen Waren nach Polen zu übernehmen.⁹⁴ Zu diesem Zweck förderte Friedrich in all seinen Provinzen den Handel der Juden nach Polen und ihre Ansiedlung entlang der polnisch-preußischen Grenze, hauptsächlich in dem neu erworbenen Schlesien, das von jeher in engen Handelsbeziehungen zu Polen stand.

Das Generalprivileg für die Breslauer Judenschaft (1744), die sich in der Hauptsache aus Hofjuden und anderen Generalprivilegierten zusammensetzte, gewährte jenen besondere Rechte, die zur Aufrechterhaltung des Handels mit der polnischen Judenschaft von Nutzen sein konnten. Als sich die Breslauer Kaufmannschaft beschwerte, daß durch die Aufnahme von Juden Breslau zu einem zweiten Prag würde, erwiderte die schlesische Judenkommission, die Stadt würde durch eine schlechte Behandlung der Juden großen Schaden nehmen. Wenn nämlich den Juden der Handel mit den Waren verwehrt würde, welche die polnischen Juden in Breslau ein- und verkauften, wären letztere gezwungen, den Handel und die Korrespondenz mit Preußen einzustellen und den polnischen Handel dahin zu verlagern, wo Juden toleriert würden. Die Juden seien, so heißt es in einem anderen Bericht der Kommission, in Schlesien schlechterdings nicht zu entbehren. Zur Erhaltung des polnischen Handels müßten die vermögendsten im Land bleiben.

Der Umfang des Handels der Hofjuden und Generalprivilegierten geht aus den unzähligen Eingaben der Provinzialregierungen, Beamten, Kaufleute und auch der Juden selbst hervor: die kurmärkische Kammer spricht vom ausgedehnten Seidenhandel jüdischer Kaufleute; aus Halberstadt wird be-

⁹⁴ Einige Briefe über Polen und Preußen, geschrieben im Sommer 1791, in: Berliner Monatschrift 1791; Hugo Rachel, Polnische Handels- und Zollverhältnisse im 16. - 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, 33. Jg., Leipzig 1909; Hermann Fechner, Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit, Breslau 1907; Hermann Fechner, Die Wirkung des preußischen Merkantilismus in Schlesien, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. VII, Breslau 1909; Margot Herzfeld, Der polnische Handelsvertrag von 1775, in: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 32, Berlin 1920; Mark Breger, Zur Handelsgeschichte der Juden in Polen während des 17. Jahrhunderts, Berlin 1932; Sucher Weinryb, Studien zur Geschichte der Juden in Rußland und Polen im 18. und 19. Jahrhundert, [Diss.], Breslau 1933; Akten des Breslauer Staatsarchivs, Rep. 199, P.XV. Nr. 3, Rep. 199. P. XV, Nr. 5,I; Rep. A. 14, Pa II, 47 h.

richtet, daß der dortige Seidenhandel fast nur von Juden betrieben werde; die Magdeburger Kammer versichert,⁹⁵ daß die Juden der Region großen Nutzen gebracht hätten; die westpreußische Kammer nennt sie „die einzigen Stützen der Tuchfabriken“⁹⁶; die pommerschen Steuerräte melden,⁹⁷ ihre Waren gingen bis nach Polen, Rußland, sogar der Tatarei; und der Berliner Großkaufmann Samuel Ezechiel rühmt sich, daß seine Exporte bis nach England, Moskau, Dänemark, Böhmen und in angrenzende Länder reichten.⁹⁸

Die Hallesche Judenschaft erklärte in einer Eingabe des Jahres 1740, daß sie seit ihrer Niederlassung den städtischen Handel stark gefördert habe. Regelmäßig habe sie die Leipziger, Braunschweiger und Naumburger Messen besucht, dort mit in- und ausländischen Waren gehandelt und diese in der Provinz Magdeburg, in Sachsen, Thüringen, Franken und Braunschweig, besonders aber an den fürstlichen Höfen von Gotha, Eisenach, Weimar, Merseburg, Weißenfels, Dessau und Köthen sowie in vielen Reichsstädten vertrieben.⁹⁹

Die Berliner Hofjuden aber, insbesondere Gumperts, Liebmann, Ephraim, Itzig, Wulff und Marcuse, durften von sich behaupten, daß sie, gemeinsam mit den Hugenotten, trotz staatlicher Beschränkungen und Kontrollen, trotz Wirtschaftskriegen und Handelssperren, das agrarische und ökonomisch unbedeutende Preußen von einer kreditarmen, vom Ausland abhängigen Provinz zu einer großen europäischen Handels- und Industriemacht entwickelt hatten, die sich anschickte, auf dem Weltmarkt eine führende Rolle zu spielen.

Obwohl der Merkantilismus dem Handel alle gebührende Aufmerksamkeit zuwandte, galt er den Nationalökonomen nicht als die eigentliche Basis der staatlichen Wirtschaftspolitik.¹⁰⁰ Vielmehr verstanden sie ihn als Hand-

⁹⁵ Am 26. Juli 1748, Staatsarchiv Magdeburg, Rep. A 8, Nr. 472 d.

⁹⁶ 25. April 1777; Berliner Staatsarchiv, Gen. Dir. Westpreußen, Tit. LXI., Sect. I, Nr. 4, Bd. I.

⁹⁷ 6. Mai 1743, Stettiner Staatsarchiv, Rep. 12a, Tit. 12, Entrepr. Nr. 66.

⁹⁸ Geh. St. A., Berlin Gen. Dir. Kurm., Ti. CCXXXII, Nr. 9.

⁹⁹ Geh. St. A. Berlin Gen. Dir. Magdeburg, Tit. CCV, Nr. 5.

¹⁰⁰ Justus Christoph Dithmar, Einleitung in die ökonomischen Cameral- und Polizeiwissenschaften, Leipzig 1738; Johann Heinrich Gottlob von Justi, Staatswirtschaft oder systematische Abhandlungen aller ökonomischen und Kameralwissenschaften, Leipzig 1758; Hermann Fechner, Die Fabrikengründungen in Schlesien nach dem Siebenjährigen Krieg unter Friedrich dem Großen, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 57, 4. Heft (1901); Otto Wiedfeldt, Statistische Studien zur Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie von 1720 bis 1890 (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Bd. 16, Heft 2) Leipzig 1898; Joh. Landau, Die Arbeiterfrage in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert und ihre Behandlung in der deutschen Kameralwissenschaft, [Diss.], Zürich 1915.

langer der Industrie, in der sie die Lösung für alle sozialen und wirtschaftlichen Probleme sahen. Die Industrie galt als Hauptquelle des nationalen Wohlstands, als bestes Mittel, die Zirkulation des Geldes zu fördern, den inneren Absatz und die Ausfuhr zu beleben, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen und unproduktive Teile der Bevölkerung einer produktiven Tätigkeit zuzuführen. Gleichzeitig hoffte man, durch die Schaffung einer breiten Unternehmerschicht und einer unabhängigen Arbeiterschaft die alte und überlebte handwerkliche Wirtschaftsform durch rationalistische und kapitalistische Methoden ersetzen zu können.

Allen Bestrebungen der Fürsten, ein solches unabhängiges Unternehmertum zu schaffen, setzten jedoch die Kaufleute und Zünfte erbitterten Widerstand entgegen. Die Fürsten reagierten darauf, mit einer systematischen Einwanderungspolitik für schweizerische, italienische, böhmische und französische Fabrikanten, Spezialisten und Arbeiter, deren Interessen sie durch Gewährung von Prämien und Privilegien mit denen des Staates zu verbinden suchten. Auf diese Weise hofften sie, die alten Zunftordnungen zu lockern und sie durch neue, zweckmäßigere wirtschaftliche Einrichtungen zu ersetzen. In dieser neuen Industriepolitik des Staates sollten die Juden, zumal die Hofjuden, eine wesentliche Rolle spielen. Die öffentliche Meinung der Zeit unterstützte aus verschiedensten Gründen die Mitarbeit der Juden. Das humanistische Ideal der Epoche betrachtete die industrielle Tätigkeit als das einfachste erzieherische Mittel, das „größte Übel, Wucher und Betrug“, abzuschaffen. Viele Merkantilisten waren davon überzeugt, daß die Beschäftigung mit der Industrie die Juden „zur moralischen Vervollkommnung und zur geistigen und menschlichen Höhe ihrer Zeitgenossen“ emporheben könne.¹⁰¹

Es ist nicht anzunehmen, daß die Fürsten sich durch solche Erwägungen beeinflussen ließen. Was sie bewog, die Juden in ihre Politik miteinzuplanen, war nicht die Sorge um die Erziehung und Assimilierung einer ihnen fremden und unliebsamen Gruppe, sondern die Tatsache, daß die heimische Bevölkerung ihren industriellen Bestrebungen beträchtlichen Widerstand entsetzte. Friedrich Wilhelm I., der in den Juden die Nachkommen derer sah, die einst Jesus Christus gekreuzigt hatten, sah sich gezwungen, seine Fabrikunternehmungen Juden anzuvertrauen. Am 12. Juni 1713, nur wenige Wochen nach seinem Regierungsantritt, ernannte er Moses Levin Gumperts aus der bekannten Klever Familie, einen Enkel von Elias, zum Oberhof- und Kriegs-

¹⁰¹ Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Die Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten oder ausführliche Vorstellung der gesamten Polizeiwissenschaft*, I. Band, 8. Buch, Königsberg und Leipzig 1760; Friedrich Traugott Hartmann, *Untersuchung, ob die bürgerliche Freiheit den Juden zu gestatten sei*, Berlin 1783.

faktor. Im Jahr 1719 erteilte er ihm und seinem Vetter Elias allein und ausschließlich eine Konzession, zwölf Jahre lang in der Kurmark, in Halberstadt und Ravensberg Tabak zu fabrizieren und verbot zugleich die Einfuhr fremden Tabaks im ganzen Lande. Aber da es noch an der notwendigen gewerblichen Technik fehlte, scheiterte das Unternehmen der Gumperts'. 1723 boten sie an, ihre Konzession zurückzugeben, wenn man ihnen die Unkosten ersetze. So wurde in diesem Jahr das Monopol der Gumperts' aufgehoben und der freie Tabakhandel wieder erlaubt.¹⁰²

Anderen jüdischen Unternehmungen war dagegen größerer Erfolg beschieden: im Jahr 1714 hatte Levi Ulff,¹⁰³ ein Verwandter der Gumperts', seine Mühlenbandfabrik von Wesel nach Charlottenburg verlegt, holländische Meister und Gesellen trotz der zu erwartenden Opposition der einheimischen Handwerkerschaft auf eigene Kosten in der Kurmark angesiedelt und die Fabrik zu einer der wichtigsten ihrer Art gemacht. Der König ernannte Ulff zu seinem Hofjuden, befahl allen königlichen Regimentern, ihre Bänder von dieser Fabrik zu beziehen und erneuerte diese Verordnung im Jahr 1720, als Levis Sohn Moses das Unternehmen übernahm. Wenig später wurde Ulff von Kronprinz Friedrich beauftragt, die königlichen Truppen mit Tressen auszustatten.

Dieser hätte es zwar, wie er 1754 schrieb, lieber gesehen, daß seine Fabriken von redlichen, geschickten christlichen Kaufleuten gegründet würden. Aber da er heimische Unternehmer nicht in ausreichender Zahl und mit genügendem Können vorfinde, könne er die Juden wie im Handel so auch im Fabrikwesen nicht entbehren. In den ersten Jahren seiner Regierung begann er deshalb Gesetze und Bestimmungen einzuführen, die das wirtschaftlich unterentwickelte Preußen nach italienischem, französischem und englischem Vorbild modernisieren sollten. Die Verbesserung der bestehenden Manufakturen, die Gründung neuer Unternehmen und die Weiterverarbeitung importierter Waren in Preußen bildeten die Eckpfeiler dieser neuen Politik. Obwohl Friedrich nach wie vor jüdischen Unternehmern nicht die Errichtung größerer Wollfabriken gestattete, da diese Gewerbebezüge bereits von Schweizern und Hugenotten entwickelt wurden, so war doch die Beteiligung von Juden an den neuen Unternehmen des Königs von größter Bedeutung. Dies traf insbesondere für die Baumwollindustrie zu, in der leichtere, billigere und

¹⁰² Ähnlich scheiterte ein Projekt des Dessauer Hofjuden Moses Benjamin Wulff, in einer der königlichen Provinzen eine Tuchmanufaktur einzurichten.

¹⁰³ Ulff stammte aus Frankfurt am Main, war ein Bruder des Mannheimer Rabbiners David Ulff und ein Enkel des angesehenen Frankfurter Gemeindevorstehers Moses Ulff zur Armbrust. Akten des Berliner Geheimen Staatsarchivs, Rep. 2, Kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer, Vorstädtesachen, Fach 40, Nr. 81.

praktischere Fabrikate die teuren und schweren Wollstoffe zu verdrängen begannen. Friedrich der Große, der jede Moderichtung genau beobachtete, erkannte rasch die Vorliebe der Bevölkerung für die haltbaren farbigen Stoffe. Im zweiten Jahr seiner Regentschaft ließ er eine staatliche Baumwollfabrik errichten, stellte die Baumwollspinnerei der böhmischen und sächsischen Weber unter seinen Schutz und förderte trotz des Protestes der alten Baumwollfabrikanten die Gründung neuer Baumwollmanufakturen. Als daher Benjamin Elias Wulff, ein Nachkomme des Dessauer Hofjuden Moses Benjamin Wulff, sich 1752 anbot, eine Barchent- und Kattunfabrik in Charlottenburg anzulegen, erhielt er sofort ein Grundstück im Tiergarten und die erforderlichen Materialien zum Bau eines Bleich-, Färb- und Wohnhauses für die Arbeiter. Seine Eingaben an die Regierung zeigen ein erstaunlich klares Wollen und ein tiefes Verständnis für die wirtschaftlichen Erfordernisse der Zeit.¹⁰⁴ Die Klagen der böhmischen Kolonisten und der übrigen christlichen Baumwollfabrikanten über die sie schädigende jüdische Konkurrenz fanden bei der Regierung kein Gehör. Wulff wies nach, daß seine angefertigten Produkte den indischen Stoffen an Qualität gleichkämen, und daß er billiger und besser zu produzieren vermochte als die Hamburger und holländischen Fabrikanten. Er versprach, sein Unternehmen so zu expandieren, daß er in Zukunft ganz Europa versorgen könne.

Sein Sohn Isaak Benjamin Wulff, unternehmerisch noch erfolgreicher als der Vater, vergrößerte das Grundstück im Tiergarten beträchtlich und richtete eine Kattundruckerei ein. Trotz der großen wirtschaftlichen Depression infolge des Siebenjährigen Kriegs erweiterte er sofort nach Kriegsende seine aus fünfzig Stühlen bestehende Fabrik um zwanzig und gründete gleichzeitig eine Fabrik für baumwollene Mützen und Strümpfe. Um 1785 galt Wulff als der bedeutendste Baumwollfabrikant Berlins; er beschäftigte 100 Druckereiarbeiter, besaß 110 Webstühle und stellte jährlich Waren im Wert von 100.000 Talern her.

Von ähnlichem Pioniergeist in der Textilindustrie war der Hofjude Pinthus Levi aus Rathenow, der Oberälteste der kurmärkischen Landjudenschaft und während des Siebenjährigen Krieges ein erfahrener und geschätzter Getreide- und Pferdellieferant der Regierung. Im Jahr 1763 bat er den König um Erlaubnis, in Rathenow auf eigene Kosten eine Leinwandfabrik von 60 Stühlen einzurichten und sächsische Arbeiter aus Chemnitz kommen zu lassen. Friedrich erteilte ihm ein überaus günstiges Generalprivileg, da bis dahin we-

¹⁰⁴ *Zusatz im deutschen Manuskript:* „noch im gleichen Jahr stellte er die Barchentfabrik auf die zeitgemäßere, expansionsfähige Kattunfabrikation um“.

nig oder gar kein Leinen im Land fabriziert worden war.¹⁰⁵ Zwei Jahre nach der Gründung hatte Levi schon über dreihundert Stühle in Gang, beschäftigte mehr als 1.000 Personen, war im Besitz von mehr als fünf Häusern und eines ganzen Dorfes von 50 unverschuldeten Doppelhäusern, stellte auf der Frankfurter Messe Waren im Wert von 28.000 Talern aus und verfügte über ein Vermögen von einer viertel Million Reichstalern.

Kurz nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges legte Friedrich der Große seinen Münzunternehmern Moses Isaak, Daniel Itzig und Veitel Ephraim nahe, Fabriken neuen Typs zu gründen, um auf diese Weise ihre Verdienste aus dem Kriegsgeschäft zum Nutzen des Staates anzulegen.¹⁰⁶ Veitel Ephraim war sofort bereit, die schlecht arbeitende staatliche Gold- und Silbermanufaktur zu übernehmen, die aber das alleinige Recht zur Herstellung goldener und silberner Tressen und Litzen besaß.¹⁰⁷ Er hoffte, wie er dem König schrieb, die Fabrikation so zu entwickeln, daß er bald erfolgreich mit den besseren Leipziger, Köthener und Zerbster Manufakturen konkurrieren könne. Diese Hoffnung sollte sich tatsächlich erfüllen. Nachdem ihm die Gold- und Silbermanufaktur im Jahr 1762 für 2.000 Taler übertragen worden war, steigerte er die Produktion gewaltig. Es entstand ein Werk, das noch unter den Nachkommen des Gründers bis 1831 prosperierte.

Die bis dahin von Daniel Itzig geleitete Silber- und Scheideanstalt wurde von Ephraim angekauft, mit Maschinen, Schmelzöfen und einem neuartigen Laboratorium versehen.¹⁰⁸ Im Jahr 1775 beschäftigte die Fabrik 1 063 Arbeiter, 1782 erzielte sie einen Umsatz von 300.000 Talern. Um den auswärtigen Absatz zu organisieren, gab Ephraim bis 1764 die Summe von 400.000 Talern

¹⁰⁵ Generalschutzprivileg für Pinthus Levi vom 30. Juli 1763. Geheimes Staatsarchiv Berlin, Gen. Dir. Fabriken. Tit. CCLIX, Nr. 6. Bd. I.

¹⁰⁶ Moses Isaak versuchte, wenn auch ohne Erfolg, eine Samtmanufaktur in Potsdam zu gründen. Es ist hier nicht der Ort, die überragende Rolle zu schildern, die die jüdischen Fabrikanten neben den Hugenotten in der preußischen Seidenindustrie spielten, weil Männer wie David Hirsch, der Besitzer der größten Seiden- und Samtfabrik, Bernhard Isaak und Moses Bernhard, in dessen Fabrik Moses Mendelssohn als Buchhalter beschäftigt war, Meyer Benjamin Levi, Abraham Friedländer und andere keine Hofjuden waren.

¹⁰⁷ Außer den Archivalien auch: Geschichte des Königlich Potsdamschen Militärwaisenhauses, 3 Bde., Potsdam 1824.

¹⁰⁸ *Ergänzung im deutschen Manuskript*: Die bis dahin in Holland gezwirnte und gefärbte Seide wurde nunmehr in der eigenen Zwirnerie und Färberei hergestellt, die Silberdrahtzieherei im alten Manufakturhaus am Wilhelmsplatz betrieben. Die Gold- und Silberplatten, die goldenen und silbernen Tressen, Litzen und Schnüre wurden in Heimarbeit angefertigt, goldene und silberne Spitzen von den Kindern des Potsdamer Waisenhauses geklöppelt, die fertigen Waren im Ephraimschen Haus am Mühlendamm und im Fabrikgebäude am Wilhelmsplatz verkauft, auf den Messen in Frankfurt an der Oder oder auf den Niederlagen in Königsberg und Breslau abgesetzt oder auf eigenen Schiffen nach Bordeaux und Konstantinopel gesandt.

aus. Seinen Arbeitern errichtete er in Berlin und Potsdam Häuser im Wert von 70.000 Talern.

Die industrielle Tätigkeit Ephraims erfolgte nicht allein auf Befehl des Königs. Der Hofjuwelier erkannte frühzeitig die Zeichen der Zeit. Schon 1745 hatte er in Potsdam eine Fabrik von Brüsseler Spitzen, dem beliebtesten modischen Produkt jener Zeit, gegründet. 1749 hatte er dann den Verlag des Potsdamer Waisenhauses übernommen, das heißt, er ließ zweihundert Waisenkinder durch geübte Lehrerinnen in der Kunst des Spitzenklöppelns ausbilden. Er machte aus dem Waisenhaus – wenn auch vermutlich ohne allzu große Rücksicht auf die Gesundheit der Kinder – eine mustergültige Manufaktur, deren Arbeiten den berühmten Brüsseler Spitzen gleichkamen und sogar die Bewunderung des kritischen, nur schwer zu befriedigenden Königs hervorriefen.

Ephraims Gesellschafter, Daniel Itzig, wurde vom König mit der Direktion einer bestehenden, aber bislang erfolglos arbeitenden staatlichen Lederfabrik beauftragt. Der König versprach, ihm die Konzession für die gesamte Heereslieferung zu übertragen, die in der Fabrik hergestellten Waren von allen Abgaben zu befreien und keine der sonst üblichen Untersuchungen der Warenlager und Fabrikgebäude vorzunehmen. Am 6. April 1773 gewährte er Itzig ein sogenanntes „Privilegium Privativum“, was bedeutete, daß niemand außer ihm in der Kurmark Lederfabriken errichten durfte.¹⁰⁹ Durch eine besondere Art der Lederzubereitung, durch den Einkauf der rohen Häute in Spanien, Holland, Polen und Schlesien gelang es Daniel Itzig, vorzügliches Leder nach englischer Art herzustellen und einen beträchtlichen Markt dafür zu erschließen.

Dem Vorbild Friedrichs, vermögende jüdische Unternehmer aus Breslau zu veranlassen, in seine Industrien zu investieren, folgte auch der schlesische Minister Graf Schlabrendorff. Er gewann den Breslauer Hoffaktor Moses Heymann, der ein Generalprivileg mit den Rechten christlicher Kaufleute besaß und ein früherer Mitarbeiter Ephraims war, für das Projekt einer Kattunfabrik, die große Bedeutung erlangte.¹¹⁰

Am bekanntesten wurde jedoch in Breslau die Firma des gleichfalls mit einem Generalprivileg ausgezeichneten Daniel Kuh, ein kapitalkräftiges, seit über hundert Jahren bestehendes, Handels- und Bankhaus, das, dem Trend der Zeit folgend, eine Wachsbleiche anlegte und Tuchfabriken errichtete.

Der human gesinnte schlesische Minister Hoym verglich die für den Handel und die wirtschaftliche Entwicklung der Provinz Schlesien nützliche und

¹⁰⁹ Geheimes Staatsarchiv Berlin Gen. Dir. Fabr. Dep. CXXXIII, Nr. 18, Bde. I-III.

¹¹⁰ Breslauer Staatsarchiv Rep. 199, P.XV Nr. 3 und Rep. 199 M und R Nr. 1, Bd. I.

zukunftsvolle Fabrikttätigkeit der Juden mit dem dazu im Gegensatz stehenden Gebaren der christlichen Kaufleute, von denen kein einziger aus eigenen Mitteln eine Manufaktur errichtet habe.¹¹¹ Dieser Tatsache waren sich viele preußische Beamte nur allzu bewußt. Unter dem Einfluß der Ideen des Naturrechts, der neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit und der Philosophie des Humanismus versuchten sie wiederholt, sich der eigensinnigen und ungerechten Haltung des Königs gegenüber den Juden zu widersetzen. Wo Appelle an Toleranz und Vernunft scheiterten, hoben sie den beachtlichen Gewinn hervor, den der Staat durch jüdische Unternehmer hatte. So erklärte Regierungsrat Manitus, es mache keinen Sinn, Menschen des Landes zu verweisen, die den Handel ankurbelten und bessere und loyalere Untertanen seien als die Christen. Das Berliner Generaldirektorium¹¹² wies den König wiederholt darauf hin, daß man Untertanen, in deren Händen sich die wichtigsten, profitabelsten und nützlichsten Unternehmungen befänden, die großen Einfluß auf den landesherrlichen Etat ausübten und ohne deren Unternehmungen Handel und Industrie zusammenbrächen, die natürlichen Rechte des Menschen nicht entziehen dürfe.

In Württemberg war es Jud Süß, der Herzog Karl Alexander veranlaßte, die industrielle Erschließung seines Landes zu fördern. Dessen Behörden waren dem merkantilistischen Streben des Jahrhunderts nur zögernd gefolgt, und es fehlte ihnen der Mut zum Kampf gegen die Zünfte.¹¹³ Die Schlagworte „Colbertismus“ und „Protektionismus“ hatten in dem agrarisch strukturierten Land keinen Widerhall gefunden. Karl Alexander aber verkündete gleich zu Anfang seiner Regierung, daß er beabsichtige, in seinem Staate Handel und Industrie zu fördern, daß er Seidenfabriken gründen und Maulbeerbäume kultivieren wolle. Auch der Plan, nach Meißener Vorbild eine württembergische Porzellanmanufaktur zu gründen, wurde ernstlich erwogen. Süß stellte 2.000 Gulden und sein eigenes Haus in Ludwigsburg für diesen

¹¹¹ Hermann Fechner, *Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien zur Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit*, Breslau 1907; Johannes Ziekursch, *Das Ergebnis der fridericianischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins*, Jena 1908; Hermann Fechner, *Die Wirkungen des preußischen Merkantilismus in Schlesien*, in: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, VII. Bd., Stuttgart 1909, S. 315ff.

¹¹² Geheimes Staatsarchiv Berlin, R 21-207b, 2a und Gen. Dir. Kurmark, Tit. CCXXXII, Nr. 13, Bd. 1.

¹¹³ Moritz Mohl, *Über die württembergische Gewerbeindustrie*, Stuttgart 1828; Ladislaus von Wägner, *Tabakkultur, Tabak- und Zigarrenfabrikation*, Weimar 1884; Oskar Linkh, *Das Tabakmonopol in Württemberg*, in: *Württembergische Jahrbücher*, 1893; Walter Tröltzsch, *Die Calwer Zeughandlungskompagnie und ihre Arbeiter*, Tübingen 1897; A. Schott, *Merkantilpolitisches aus Württembergs Herzogszeit*, in: *Württembergische Jahrbücher*, II. Heft, Stuttgart 1900; Eberhard Gothein, *Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes*, I, Straßburg 1892.

Versuch zur Verfügung. Auf seinen Rat hin wurden eine Tabakfabrik sowie ein Zucht- und Arbeitshaus errichtet, wo Sträflinge und Waisenkinder Wolle säuberten, kämmten, spannen und verarbeiteten.

Ein weiterer Schritt zur Kapitalisierung der Länder war die Gründung nationaler Banken.¹¹⁴ Sie sollten das Wirtschaftsleben regeln, die Geldzirkulation stimulieren und Stetigkeit und Sicherheit in das verwirrte Münzwesen bringen.

Der erste Hofjude, der den Vorschlag einer öffentlichen Bankgründung einbrachte, war Simon Michael aus Pösing in Ungarn, auch Simon Preßburg genannt. Er hatte Ende des 17. Jahrhunderts in einer der Vorstädte von Preßburg ein bedeutendes Handelshaus gegründet. Nachdem er 1710 nach Wien gezogen war, wurde er wegen seiner Verdienste um die Kriegs- und Silberlieferungen und seiner Darlehen an die Hofkammer zum Hoffaktor ernannt. Zusammen mit dem Münzlieferanten Lazarus Hirschel und dessen Schwiegersohn Herz Lehmann, dem Bruder des sächsischen Residenten, hatte er der kaiserlichen Regierung ein Projekt zur Errichtung einer öffentlichen Bank in Preßburg unterbreitet. Diese sollte, wie Simon Michael in einem Gutachten darlegte, dem rückläufigen österreichischen Handel und der Geldwirtschaft neuen Auftrieb geben, den Wechselverkehr mit dem Ausland vermitteln und Ungarns Finanzsystem den Westmächten angleichen.

Ob dieser Vorschlag in Regierungskreisen geprüft wurde, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß der mittlerweile als Finanzmann bekannt gewordene Simon Michael zwölf Jahre später noch einmal versuchte, den an wirtschaftlichen Reformen interessierten Kaiser Karl VI. für sein ungarisches Bankprojekt zu gewinnen. Die Wiener Hofkanzlei hielt es für annehmbar und unterstützte entschieden den Plan des Hofjuden. Dieses Mal scheiterte das Projekt nicht an der Verständnislosigkeit der kaiserlichen Regierung, sondern an der

¹¹⁴ *Ergänzung nach der deutschen Fassung:* Der Bankgedanke hatte sich von Italien ausgehend zu Anfang des 17. Jahrhunderts auch im übrigen Europa durchgesetzt. In Hamburg, Amsterdam und Nürnberg waren Girobanken zur Aufbewahrung überflüssiger Kapitalien und zur Stabilisierung der Valuta gegründet worden. Eine wichtige weitere Phase der Bankentwicklung bedeutete danach die Gründung der Bank von England im Jahr 1694. Sie setzte anstelle der privaten Unternehmung die staatliche, anstelle der Depositenbank die kreditgewährende Bank, die das aufbewahrte Vermögen zu Nutzen des Staates und der Volkswirtschaft verwertete.

C. von Schwabe, *Versuch einer Geschichte des österreichischen Staats-, Kredit- und Schuldenwesens*, Wien 1860-1866; I. Bidermann, *Die Wiener Staatsbank*, in: *Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen*, 20. Bd., Wien; Eugen von Phippovich, *Die Bank von England*, Wien 1885; Ernst Levy von Halle, *Die Hamburger Girobank und ihr Ausgang (Studien zur Hamburgischen Handelsgeschichte)*, Berlin 1892; Jacob Riesser, *Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Großbanken*, Jena 1923.

Hartnäckigkeit des Preßburger städtischen Rats, der sich heftig gegen die Niederlassung eines Juden in der ungarischen Hauptstadt wehrte.

Der weltmännische Ahne Heinrich Heines, Juspa von Geldern, der Kammeragent des Pfälzer Kurfürsten Johann Wilhelm von Neuburg, war zu Beginn des 18. Jahrhunderts wenigstens mittelbar mit einem Bankinstitut verbunden.¹¹⁵ Um für den Etat seines Hofes die notwendigen Mittel aufzubringen, errichtete der Kurfürst nach dem Vorbild des Schotten John Law, der in Frankreich ein ähnliches Geldinstitut gegründet hatte, in Düsseldorf eine Notenbank, die Schuldscheine mit Zwangskurs herausgab und für eine Weile imstande war, den monetären Bedarf des Fürsten zu decken. An der Gründung dieser Bank hatte Juspa von Geldern keinen Anteil. Doch vermochte er durch seine Verbindung mit Lemle Moses Reinganum aus Mannheim und Aron Beer aus Frankfurt mehrere hunderttausend Taler für das Bankhaus aufzutreiben und ihm dadurch beim Publikum im In- und Ausland Kredit und Ansehen zu verschaffen.

Jud Süß versuchte in Stuttgart, eine der Banco del Giro und der Wiener Stadtbank ähnliche Einrichtung vorzubereiten. Nach seinem Plan wurde im Oktober 1735 die sogenannte Bankalität errichtet, welche die Anlage des heimischen Kapitals im Ausland verhindern und ausländisches Geld ins Land ziehen sollte. Alle Kaufleute und Privatpersonen, die über liquides Geld verfügten, wurden aufgefordert, ihre Kapitalien gegen einen jährlichen Zins von acht Prozent in der neuen Bank anzulegen. Als Sicherheit sollte ihnen der namhafte Gold- und Silbervorrat der Stuttgarter Münze und andere wichtige Staatsgefälle dienen.

Das Institut hatte keinen langen Bestand. Es erlebte das Schicksal vieler Bankgründungen der frühkapitalistischen Zeit, die durch das Mißtrauen der Behörden, die Habgier der Kaufleute und aus Mangel an Erfahrung seitens der Unternehmer scheiterten. Wie die preußische Kaufmannschaft es ablehnte, sich an den finanziellen Unternehmungen Friedrichs des Großen zu beteiligen, so erhob sich auch in Württemberg Opposition gegen das Bankprojekt von Jud Süß. Sein Mut und seine Durchsetzungskraft versagten angesichts der arglistigen Vorwürfe, er wolle die Mittel der Bank für eigene Zwecke verwenden. Kurzentschlossen löste er die Bankalität auf, gab die bereits eingezahlten Gelder zurück und wies ausländische Investoren ab, die ihm ihre

¹¹⁵ David Kaufmann, *Aus Heinrich Heines Ahnensaal*, Breslau 1896; Leopold Löwenstein, *Geschichte der Juden in der Kurpfalz* (Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. 1), Frankfurt 1895; A. Hülsenbeck, *Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz* (Forschungen zur Geschichte Bayerns, Bd. XII), München 1904; Friedrich Lau, *Die Regierungskollegien zu Düsseldorf und der Hofstaat zur Zeit Johann Wilhelms 1697-1716*, in: *Düsseldorfer Jahrbücher*, Bd. 39, Düsseldorf 1937/1938.

Kapitalien anboten. Das Scheitern seines Bankprojekts hat Süß nie verwunden. Mit äußerstem Eifer verteidigte er deshalb sein Projekt im Prozeß und wies auf den großen Nutzen hin, den das Land aus diesem Institut hätte ziehen können.

So wie die merkantilistischen Fürsten danach strebten, ihre Macht und ihren Reichtum durch die Belebung der Kommerzien und die Gründung von Banken und Fabriken zu vermehren, so versuchten sie ihre landesherrlichen Einnahmen zu steigern, indem sie zahlungskräftigen Kaufleuten Monopole erteilten. In der zweiten Hälfte des 17. und während des gesamten 18. Jahrhunderts wurden vor allem Salz- und Tabakmonopole, aber auch Wein-, Leder- und Eisenmonopole an Hoffaktoren vergeben, teils als Lohn für erwiesene Dienste, teils als eine Art Schuldentilgung, die die Regierung nur auf diese Weise leisten konnte.

Noe Samuel, der die Hochzeitsfeierlichkeiten des bayrischen Kronprinzen mit fast einer Million Talern finanziert hatte, erhielt als Unterpfand für sein Darlehen unter anderem die Einkünfte dreier bayrischer Salzämter zugesichert. Da diese Ämter aber unter dauerndem Geldmangel litten, war man gezwungen, die Tilgung der Schuld in natura zu vollziehen. Salz war im 18. Jahrhundert eine der Haupterwerbsquellen, und Noe vermochte durch die Verbesserung der Transportmöglichkeiten im Land und die Erschließung neuer Absatzmärkte den bayrischen Salzhandel zu beleben.¹¹⁶

In Mannheim wurde Lemle Moses Reinganum, der viele Jahrzehnte lang mehreren pfälzischen Kurfürsten diente, Pächter der Salzmonopole. Er erhielt im Jahr 1698 ein Privileg, das ihn zum alleinigen und ausschließlichen Salzhandel im Land berechtigte, wofür er dem Staat die Summe von 120.000 Gulden zahlte.

Am meisten Aufsehen erregte jedoch das von Samson Wertheimer entwickelte Projekt, das Siebenbürgische Salzwesen zu modernisieren, das heißt, durch Verminderung der Zollschranken die Salzausfuhr zu fördern und die staatliche Saline an kompetente Kaufleute zu verpachten. In ähnlicher Weise organisierte er die Monopolisierung des Handels mit polnischem Salz. Er streckte die nötigen Gelder vor, kümmerte sich persönlich um den Transport

¹¹⁶ Die eigentlichen Träger des bayrischen Salzmonopols wurden die Schwabacher Hofjuden Nathan Moyses et consortes, die man die „Salzjuden“ nannte. Für Darlehen, die sie dem Kurhaus leisteten, bezahlte man ihnen die Schulden in Salz, welches sie bald in solcher Menge erhielten, daß sie die Verluste, die sie als Gläubiger der Krone erlitten, durch ihre Gewinne im Salzhandel auszugleichen vermochten.

von Salz aus Wielicka nach Schlesien und Ungarn und sorgte für ansehnliche Gewinne des Staates.¹¹⁷

Obwohl die württembergische Verfassung Monopole aller Art grundsätzlich verboten hatte, beauftragte Karl Alexander Jud Süß, ein Salzadmodiationsprojekt zu entwerfen und ein Salzmonopol einzurichten. Unter den vielen eingesandten Vorschlägen wurde das Projekt eines gewissen Noe angenommen – vermutlich handelte es sich um denselben Noe, der in Bayern die Salzlieferungen übernommen hatte –, der eine jährliche Pachtsumme von 30.000 Gulden zu zahlen versprach.

Neben dem Salzmonopol spielte das Tabakmonopol – die Tabakmanufaktur hatte in diesem Jahrhundert erheblich an Bedeutung gewonnen – eine wichtige Rolle. Die Fürsten machten jede Anstrengung, Tabakkulturen zu gründen und deren Qualität so zu verbessern, daß ihre Produkte mit den ausländischen konkurrieren und damit die Summen, die dem Ausland für den Import von Tabakblättern zuflossen, dem eigenen Staat erhalten bleiben konnten. In Mecklenburg zum Beispiel, das durch den Friedensschluß von 1648 sein Küstengebiet und dadurch jede Handelsmöglichkeit verloren hatte, suchte der Herzog wenigstens den völlig vernachlässigten Tabakhandel wiederzubeleben. Zu diesem Zweck holte er Abraham Hagen und Nathan Bendix aus Hamburg in seine Residenz und ernannte sie zu Hofjuden und Pächtern des Tabakmonopols. Einige Jahre später übertrug der Herzog das Monopol dem Portugiesen Michel Hinrichsen aus Glückstadt, bekannt als „Meister Michel“ oder „Michel Tabakspinner“, unter dessen Ägide das Tabakwesen des Landes einen hohen Entwicklungsgrad erreichte.¹¹⁸

In Österreich berief Karl VI., der einzige Wirtschaftspolitiker des Hauses Habsburg, im Jahr 1722 den adligen portugiesischen Marranen Moses Lopez Pereira oder Diego d'Aguiar, wie man ihn in Lissabon nannte, nach Wien, damit er das österreichische Tabakwesen reorganisiere. D'Aguiar übernahm die Pacht des Tabakmonopols unter der Bedingung, daß ihm ein Kontrakt für die Dauer von acht Jahren gewährt, das Recht der Festsetzung der Tabakpreise und der Einrichtung von Tabakfabriken zugestanden würde. Im Gegenzug erklärte er sich bereit, in den ersten fünf Jahren 400.000, in den letzten drei Jahren 500.000 Gulden an die Wiener Hofkammer zu entrichten. Trotz seiner

¹¹⁷ Der Brieger Münzmeister Lazarus Hirschel machte 1701 ebenfalls Projekte, den polnischen Salzhandel zu fördern; er plante auch die Gründung des Preßburger Steinsalzamtes, dem er ein Darlehen von 20.000 Gulden gewährte.

¹¹⁸ Leopold Donath, *Geschichte der Juden in Mecklenburg von den ältesten Zeiten (1266) bis auf die Gegenwart*, Leipzig 1874 [*unveränderter Neudruck, Vaduz/Liechtenstein 1984*]; Otto Vitense, *Geschichte von Mecklenburg* (*Deutsche Landesgeschichte*, hg. von A. Tille, Bd. 11, *Allgemeine Staatengeschichte*, III. Abt.), Gotha 1920.

Erfolge blieben auch d'Aguilar, ähnlich wie Oppenheimer, Mißhelligkeiten und Enttäuschungen nicht erspart. Er legte im Jahr 1748 die Pacht nieder, verbittert, wie es scheint, durch die Intrigen der böhmischen Stände und der heimischen Kaufmannschaft und empört über die Machenschaften der Botschafter Spaniens, Frankreichs, der Türkei und des Papstes, denen es gelungen war, sein Monopol zu brechen und in großer Menge Tabak aus dem Ausland nach Österreich zu bringen.

Die Übertragung der Monopole an die Hoffaktoren schürte den Haß der Bevölkerung gegen die privilegierten Juden.¹¹⁹ Die Ursache dieses Hasses lag aber nicht im Reichtum, den die Hofjuden erwarben oder in den Einbußen, die das heimische Gewerbe durch sie erlitt. Die Gründe für die Feindseligkeit waren anderer Natur. In Preußen zum Beispiel wehrte sich die Bevölkerung heftig gegen die Einführung der Monopole, die Friedrich der Große ausnahmslos an christliche Unternehmer verpachtete. Und in England konnte man die Stuarts am wirksamsten bekämpfen, indem man das Volk gegen die neuen Institutionen aufbrachte. Es waren diese Monopole, gegen die sich der Haß richtete, jene Instrumente, die dazu dienten, die alten politischen und ökonomischen Strukturen des Staates zu zerstören. Indem sie den Monarchen von der finanziellen Abhängigkeit der Stände befreiten, verstärkten sie die Macht des absolutistischen Herrschers und bedrohten die feudale Struktur des Staates. Indem sie den Fürsten zum ersten Unternehmer des Landes machten, bedrohten sie die exklusiven Rechte der Zünfte und förderten die Interessen des kapitalistischen und merkantilistischen Staats- und Wirtschaftssystems.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß beispielsweise Jud Süß den Wert dieser Waffe kannte und sehr geschickt zu nutzen wußte. Den Eingaben der Stände, die sich über die Monopole beschwerten, stellte er in schneidender Schärfe die ewigen Rechte des Monarchen gegenüber. „Dies ist es eben, als wenn die Hand sich beschweren wollte, daß man den Füßen Schuhe mache oder die Füße klagen wollten, daß man den Händen Handschuhe gebe“, erwiderte er

¹¹⁹ In Donaueschingen erhielt der Hofjude Samuel Weil vom Fürsten von Fürstenberg das Eisen- und Tabakmonopol übertragen (1712), in Baden-Durlach verpachtete der Markgraf Friedrich VI. (1676) den gesamten Eisenhandel an den Hoffaktor Oberländer und etwas später das Branntweinmonopol für die untere Markgrafschaft. Zwei Pforzheimer Juden, Wolf und Moses Reutlinger, erhielten die ausschließliche Handelskonzession für Häute, Leder und Wolle auf vier Jahre. In Württemberg wurde auf Veranlassung von Süß hin Manasse Kahn ein Ledermonopol gewährt und die Pacht des Eisenhandels den beiden Juden Nathan und Abraham Marann aus Neckarsulm gegen eine jährliche Abgabe von 7.500 Gulden auf vier Jahre überlassen. Süß selbst erhielt 1736 das Recht, in seinem eigenen Haus Glücksspiele zu veranstalten; auch wurde ihm erlaubt, mit Ausschließung aller anderen Personen sechs Jahre lang in Stuttgart, Ludwigsburg und anderswo das Pharao- und Würfelspiel auszuüben.

auf die Klagen der Kommunen, „ist denn nicht das ganze Herzogtum ein Leib und partizipiert nicht ein Glied vom anderen?“

VI. Der Münzlieferant

Die Mit- und Nachwelt zeigte für die münzpolitische Tätigkeit der Hofjuden noch weniger Verständnis als für deren kriegskommissarische und wirtschaftliche Betätigung. Sie wurden der Münzfälschung und anderer Münzverbrechen angeklagt; sie wurden des verhängnisvollen Kipper- und Wipperunwesens beschuldigt, das in jener Epoche weit verbreitet war; man machte sie für die Zerrüttung des Geldwesens verantwortlich, den schwankenden Münzwert und die daraus folgende Verarmung des Mittelstandes. Im folgenden soll untersucht werden, ob die Münzjuden tatsächlich den Staatsapparat destabilisierten oder ob ihre Tätigkeit nicht vielmehr von der Staatsnotwendigkeit diktiert war und aus der Geld- und Münzgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts heraus verstanden werden muß.

Seitdem im Mittelalter das Münzregal von den Kaisern an die ständischen Machthaber des Heiligen Römischen Reichs übertragen worden war, besaß jeder Landesherr und jeder städtische Magistrat das Recht auf ein eigenes Münzsystem und die Prägung eigener Münzen. Die Verwirrung, die eine solche Menge an Münzen hervorrufen mußte, wurde dadurch gesteigert, daß es keine Relation zwischen der Gold- und Silberwährung gab.¹²⁰ Die teils von den Gesetzgebern, teils von den staatlichen und städtischen Münzstätten bestimmte Wertbeziehung, die sich nach dem Preis des Roh- und Edelmetalls richtete, verursachte ein ständiges Schwanken des Münzwertes. Man bevorzugte bald diese, bald jene Münzen, schmolz schwerere in leichtere um, zahlte Aufgeld für hochwertiges und machte Wechselgeschäfte mit geringwertigem Geld.¹²¹

¹²⁰ K. von Ernst, *Die Kunst des Münzens von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart* (Numismatische Zeitschrift, XX) 1888; Eugen Nübling, *Zur Währungsgeschichte des Merkantilzeitalters*, Ulm 1903; Acta Borussica, *Das Preußische Münzwesen im 18. Jahrhundert. Darstellung von Friedrich Freiherr von Schrötter, 1904-1910*; Arnold Luschin von Ebengreuth, *Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte*, München 1904.

¹²¹ Gustav Schmoller, *Über die Ausbildung einer richtigen Scheidemünzpolitik vom 14. bis 19. Jahrhundert*, in: *Schmollers Jahrbuch*, Bd. 24, Heft 4 (1909); Ferdinand Friedensburg, *Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten des Mittelalters und der neueren Zeit* (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, Abt. 4), München 1926; Ferdinand Friedensburg, *Die Münze in der Kulturgeschichte*, Berlin ²1926.

Die folgenschweren volkswirtschaftlichen Konsequenzen einer derartigen Inflationspolitik wurden nicht wahrgenommen. Die Abwertung der kursierenden Münzen, das Einschmelzen und Umprägen der schweren Sorten in leichtere ohne Änderung des Nominalwertes, die Prägung einer Unzahl von Scheidemünzen, mit denen man die Nachbarstaaten überschwemmte, erschien weder den geldbedürftigen Fürsten noch den zeitgenössischen Wirtschaftstheoretikern als verwerfliches Unternehmen.¹²²

Das größte Problem für die staatlichen und städtischen Münzanstalten war es, Silber überhaupt aufzutreiben. Die Silberlieferung war in jener Epoche ein gewagtes und aufreibendes Geschäft. Infolge des Dreißigjährigen Krieges waren die deutschen Bergwerke erschöpft und die Silberproduktion eingestellt, so daß die Fürsten und Magistrate oft gezwungen waren, einen Teil des Edelmetalls zu extrem hohen Preisen vom Weltmarkt zu beziehen. Die Konsequenz waren strenge Ausfuhrverbote der einzelnen Regierungen, die scharfe Überwachung der Transporte, in einigen Ländern sogar der Zwang, sämtliches Edelmetall den staatseigenen Münzstätten zuzuführen. Diese Maßnahmen waren jedoch nur selten wirksam, da der Silberpreis von Jahr zu Jahr stieg und der festgesetzte Preis nicht eingehalten werden konnte, was die Landesbewohner allenthalben davon abhielt, den staatlichen Münzstätten Edelmetalle zu verkaufen.

Aus den gleichen Gründen, die sie zu Kriegslieferanten befähigten, hatten die Juden beste Voraussetzungen für die Tätigkeit als Gold- und Silberlieferanten der staatlichen und städtischen Münze. Sie standen als einzige in guten Handelsbeziehungen zu Polen, das zwar keinen eigenen Silberreichtum und keine eigene Währung besaß, dessen Adel aber von Zeit zu Zeit zur Finanzierung seines aufwendigen Lebensstils und zur Tilgung seiner Schulden die Vorräte an fremden Silbermünzen verkaufte. Polnische Juden waren die Lieferanten dieser Fürsten und die Leipziger Messe der Mittelpunkt, wo sich Juden aus allen möglichen Ländern trafen, um mit Gold und Silber und anderen Waren zu handeln. Die Tätigkeit der Münzjuden, die die kaiserlichen, königlichen, fürstlichen, bischöflichen und herzoglichen Münzstätten mit Edelmetall

¹²² *Eingefügter Absatz im deutschen Manuskript:* Zwar erließ der Kaiser immer wieder Reskripte zur Steuerung des Münzwesens, zwar wurde immer wieder das „Kippen und Wippen“, die Ausfuhr der guten und die Einfuhr der minderwertigen Geldsorten, verboten. Aber das Interesse vieler Kreise an einer dauernden Valutaverschlechterung war zu groß, als daß man ernstlich auf Abhilfe gedrängt hätte. Nicht nur die verschuldeten Landesfürsten hielten an ihr fest, sondern auch die grubenbesitzenden Herren, die durch die große Zahl der Scheidemünzprägung den Ertrag ihrer Bergwerke erhöhten, die Gutsbesitzer und Edelleute, die durch das schlechtere Geld für ihre Produkte höhere Preise erzielten und die Kaufleute und Händler, die ihre Waren im valutastarken Ausland leichter losschlügen. Bei diesen Münzunternehmungen spielten die Juden als Gold- und Silberlieferanten eine bedeutende Rolle.

belieferten, kann an dieser Stelle nicht eingehender geschildert werden, zumal es nicht unsere Absicht ist, eine Geschichte des Geldwesens im 17. und 18. Jahrhundert zu schreiben.

Die Hauptlieferanten der kaiserlichen Münzstätte in Wien waren zur Zeit Leopolds I. die Hoffaktoren Simon Michael, Marx Schlesinger und Lazarus Hirschel. Letzterer war zugleich Münzlieferant in Breslau und Münzmeister in Brieg, weil er, wie es hieß, das nahezu ruinierte Münzwesen in Schlesien wieder in Gang gebracht habe. Gerd Levi aus Hamburg erhielt von August dem Starken für seine Lieferungen zur sächsischen Münzstätte ein jährliches Gehalt von 100 Talern. Seine Nachfolger wurden Simon Bondi und Salomon Duchenes aus Prag sowie Herz Oppenheimer aus Dessau. Für die oberpfälzische Münzstätte Amberg lieferten die bayrischen Hoffaktoren Seligmann Löb und sein Sohn, für Bayreuth der Kammerresident Seckel, für Kurhessen Baruch Holländer das notwendige Material, während in Sachsen-Meiningen der Hoflieferant Jacob David aus Mannheim (um 1754) Pächter der Münze war.

Moses Benjamin Wulff, der Silberlieferant von Gotha und Altenburg verwaltete das durch den Dreißigjährigen Krieg in Verwirrung geratene Münzwesen des Fürstentums Anhalt-Dessau. Die Münzsorten, die er ausgeprägt ließ, erlangten in ganz Kursachsen Geltung.

Wie die meisten Münzunternehmer, so begann auch Jud Süß seine Laufbahn als Gold- und Silberlieferant. Nachdem er im Jahr 1733 die hessische Münze in Darmstadt mit Gold beliefert hatte,¹²³ schloß er 1734 einen Münzkontrakt mit der württembergischen Regierung. Als Hauptmünzlieferant wie als Pächter der Stuttgarter Münzstätte mußte er den gesamten Vorrat an Gold und Silber aus dem Ausland herbeischaffen, mit den Unterlieferanten und Kaufleuten verhandeln und dem Herzog eine jährliche Pachtsumme von 90.000 Gulden zahlen. Während des Prozesses, der Süß später gemacht wurde, gaben viele Zeugen widerwillig zu, daß unter seiner Leitung das württembergische Münzwesen gewaltigen Aufschwung erzielt hatte und das ausgeprägte Kleingeld zum besten zählte, was man je im Land gesehen hatte.

In Preußen hatte der Große Kurfürst, der Israel Aron zu seinem Münzlieferanten ernannt hatte, bereits erfolglos versucht, dem Gold- und Silbermangel abzuhelfen und die Zirkulation ausländischer Münzen zu verhindern. Ein im Jahr 1688 mit Elias Gumperts geschlossener Kontrakt, auf Grund dessen

¹²³ Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, Abschnitt 104, Abt. 10, Conv. 14.; Staatsarchiv Stuttgart, Jud Süß Cabinetsakten und Pfaff, Geschichte des Münzwesens in Württemberg, in: Württembergische Jahrbücher III (1858); Christian Binder, Württembergische Münz- und Medaillenkunde, Stuttgart 1846.

er 20.000 Taler ausmünzen sollte, kam nicht zur Durchführung. Friedrich I. dagegen erteilte Esther Liebmann, um sie für ihre Juwelenlieferungen zu bezahlen, die Erlaubnis zur Scheidemünzprägung. Friedrich Wilhelm I. nahm das Münzwesen in staatliche Verwaltung, ernannte tüchtige Münzbeamte und versuchte vor allem durch die Ausprägung neuer Münzen dem Mangel an guten Geldsorten in seinem Staat abzuweichen. Doch keine dieser Maßnahmen, auch nicht das strenge Ausfuhrverbot für Edelmetalle, sicherte ihm das notwendige Silber. Widerwillig wandte er sich schließlich an die jüdischen Silberlieferanten.

Schon seit längerer Zeit hatte Levin Veit, Nachkomme einer alten Wiener Familie mit dem Ruf eines ehrlichen und zuverlässigen Kaufmanns, die Berliner und Magdeburger Münze sowie die Gold- und Silbermanufaktur mit Silber versorgt.¹²⁴ Da der König im Jahr 1718 den bisher an die Münze geleisteten Zuschuß einstellte, fand es das Generaldirektorium ratsam, einem „Entrepreneur“ die Lieferung zur Münze zu überlassen, „selbst wenn es ein Jude sein sollte.“ Als Levin daraufhin anbot, alles nötige Silber auf eigene Kosten zu liefern und unter Aufsicht eines vereidigten Münzmeisters neue Talerstücke auszumünzen, fand das Finanzministerium diese Vorschläge sehr günstig und für den König vorteilhaft. Veit verzichtete auf das Münzregal und lehnte alle Verantwortung für die Ausmünzung ab. Durch den Tod ihres fähigsten Münzlieferanten im Jahr 1720 wurde die Berliner Münze in größte Verlegenheit versetzt, zumal niemand sonst in der Lage war, das regelmäßig vom König benötigte Silber im Wert von 300.000 Talern zu beschaffen. So war das Generaldirektorium erneut gezwungen, sich an die Juden zu wenden.

Die durch die Tabakmanufaktur schon bekannten Moses und Elias Gumperts erklärten sich 1725 bereit, für 30.000 Taler sogenannte Groschenstücke ausmünzen zu lassen. Dafür verlangten sie die Einkünfte aus den Steuern und dem Zoll von Kleve-Mark, während sie dem König einen Zollgewinn von 9.000 Talern in Aussicht stellten. Die Tätigkeit der Gumperts war aber nur von kurzer Dauer. Der Münzmeister klagte über schlechte Lieferung, die Gumperts beschwerten sich über nachlässiges Ausmünzen und über die Intrigen der Beamten, die ihre Arbeit praktisch verhinderten.

Bis zum Juli 1725 hatten die Gumperts über 125.000 Taler an neuen Stücken ausgemünzt. Aber schon im November mußten sie einräumen, daß sie das verlangte Quantum in der festgesetzten Frist nicht liefern könnten, weil das Silber immer teurer und seltener würde. Der König, der darauf bestand, daß jedes Jahr für 300.000 Taler geprägt wurde, erwiderte zornig, er wolle mit

¹²⁴ Geheimes Staatsarchiv Berlin, Münzdepartment Tit. XX, Nr. 12 und Münzdepartment Tit. XLII, Nr. 4.

den Juden nichts mehr zu tun haben. Obwohl auch das Generaldirektorium für die Juden Partei ergriff und die Beschaffung einer solch großen Silbermenge für unmöglich erklärte, beharrte der König auf seinem Entschluß. 1726 wurde der Vertrag mit den Gumperts mit der Begründung gelöst, sie hätten die in dem Kontrakt festgesetzte Quantität nicht geliefert.

Gleich nachdem er die Regierung übernommen hatte, erklärte Friedrich der Große seinen Entschluß, die monetäre Abhängigkeit Preußens vom Ausland zu beenden und Berlin zum Wechselplatz der Welt zu machen.¹²⁵ Gemäß seinem Prinzip, das Münzwesen unmittelbar unter die Kontrolle des Staates zu stellen, ernannte er 1750 einen Münzmeister. Als sich dessen Tätigkeit jedoch als Fehlschlag erwies, sah Friedrich der Große sich genötigt, die Münze an jüdische Unternehmer zu verpachten. Die Bedeutung dieser Unternehmer steigerte sich mit der Dauer des folgenden Krieges. Die Einzelheiten ihrer geschäftlichen Praxis gehören einem anderen Bereich der Geschichte an. Interessant aber sind ihre Persönlichkeiten, denn sie haben eine symbolische Bedeutung für die Phase des Übergangs aus dem mittelalterlichen Ghetto in die Neuzeit.

Beide Fraenckels, Pächter der Königsberger und Breslauer Münze, waren Enkel von Wiener Juden, die der Große Kurfürst in Berlin aufgenommen hatte und Brüder des Rabbiners David Fraenckel aus Dessau, des Lehrers Moses Mendelssohns. Ihre Schwester war die Frau des Veitel Heine Ephraim, und diese Verwandtschaft legte zweifellos den Grund zu der engen geschäftlichen Sozietät der Schwäger, in welcher der energischere und fortschrittlichere Ephraim später die bedeutendere Rolle spielte.

Auch die mütterlichen Ahnen des Ephraim kamen aus Wien. Sein Vater, Heine oder Heinemann, hingegen war von Hamburg nach Berlin gekommen und dort als Gemeindevorsteher sowie als Gold- und Juwelenhändler und

¹²⁵ Friedrich Nicolai, *Anecdotes von König Friedrich von Preußen und von einigen Personen, die um ihn waren*, Berlin und Stettin 1788; Ritter von Zimmermann, *Fragmente über Friedrich den Großen*, Berlin 1790; Jean H. Maubert de Gouvest, *Ephraim justifié. Mémoire historique et raisonné sur l'état passé, présent et futur, des finances de Saxe... adressé par le Juif Ephraim de Berlin à son cousin Manasses d'Amsterdam*, Erlangen 1758; Reinhold Koser, *Die preußischen Finanzen von 1763-1786*, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte*, Bd. 16, (1903); Friedrich Freiherr von Schrötter, *Die Münzverwaltung Friedrich des Großen*, in: *Hohenzollern-Jahrbuch*, XV. Jg., Berlin/Leipzig 1911, S. 91-99; Ernst von Werlhof, *Friedrich der Große und Sachsen*, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte*, Bd. 34, Weimar 1913; *Akten des Berliner Geheimen Staatsarchivs, Münzdepartment Tit. XVII. Nr. 12, Tit. XVIII, Nr. 2, Tit. XVII, Nr. 24, Tit. XVII Nr. 6, Tit. XVII, Nr. 13-15, Tit. XX, Nr. 19.*

Silberlieferant bekannt geworden.¹²⁶ Aber erst als der Sohn in das Geschäft des Vaters eintrat, entwickelte es sich zum glänzendsten Geld- und Juwelenunternehmen der Hauptstadt, dessen Erfolg sprichwörtlich wurde. Zu seinen Kunden und Schuldnern zählten viele Adlige, unter ihnen auch Voltaire und Kronprinz Friedrich, der nach seiner Thronbesteigung Ephraim zum Hofjuwelier ernannte.

Ein anderer Münzunternehmer, Herz Moses Gumperts, Pächter der Stettiner Münze und ein Schwager Ephraims, war trotz der nahen Verwandtschaft dessen ärgster Feind. Er war ein Sohn des Oberhof- und Kriegsfaktors Herz Moses und ein Nachkomme der auf eine lange Familientradition zurückblickenden Klever Linie.

Im Gegensatz zu diesen Abkömmlingen angesehener Familien war Daniel Itzig der Sohn eines aus dem Osten nach Berlin eingewanderten Mannes, der durch Pferdlieferungen an den königlichen Marstall Ansehen und Wohlstand erreicht hatte. Durch seine Ehe mit der Tochter des ersten Charlottenburger Kattunfabrikanten Benjamin Elias Wulff erhielt er Zutritt zum Kreis der Hofjuden, und mit ihm auch sein Schwager und Kompagnon, der Geld- und Wechselhändler Moses Isaak.

Der König übertrug ihnen, in Verbindung mit Herz Moses Gumperts, im Jahr 1755 die Pacht der sechs Münzstätten im Staat. Sie hatten sich erfolgreich im Wettbewerb mit den Fraenckels und Ephraim behauptet, obwohl der Staat mit letzterem bis dahin bessere Erfahrungen gemacht hatte als mit den Gumperts', deren Mißerfolg in der Münze zu Stettin vom König aufs schärfste getadelt worden war. Die Regierung gab als Grund für ihre sonderbare Haltung die zu hohen Silberpreise an, die Ephraim und Fraenckel verlangt hätten. Wahrscheinlicher ist aber, daß Friedrich den drei Unternehmern, die auch von dem leitenden Beamten der Münze, von Retzow, begünstigt wurden, deshalb den Vorzug gab, weil sie ihm – es war kurz vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges – einen größeren Schlagschatz versprachen als ihre Konkurrenten. Um den vom König verlangten Schlagschatz von 340.000 Talern zahlen zu können, mußten die Unternehmer eine sehr hohe Anzahl Scheidemünzen ausprägen und zwar nach einem schlechteren Münzfuß als bisher üblich. Damit taten sie den ersten Schritt zu einer Verschlechterung des Geldes, einen Schritt, der verhängnisvolle Folgen haben sollte.

¹²⁶ Moritz Stern, Die Ephraims in der Berliner Liste der im Jahre 1812 angenommenen Familiennamen, in: Jüdische Familienforschung, hg. von Arthur Czellitzer, Jg. 1, Heft 4 (Berlin 1925), S. 82-86; Selma Stern, Der Preußische Staat und die Juden, Bd. II, S. 109-110 und Akten des Geheimen Staatsarchivs Berlin, Münzdepartment, Tit. XVII, Nr. 12 und Nr. 13-19.

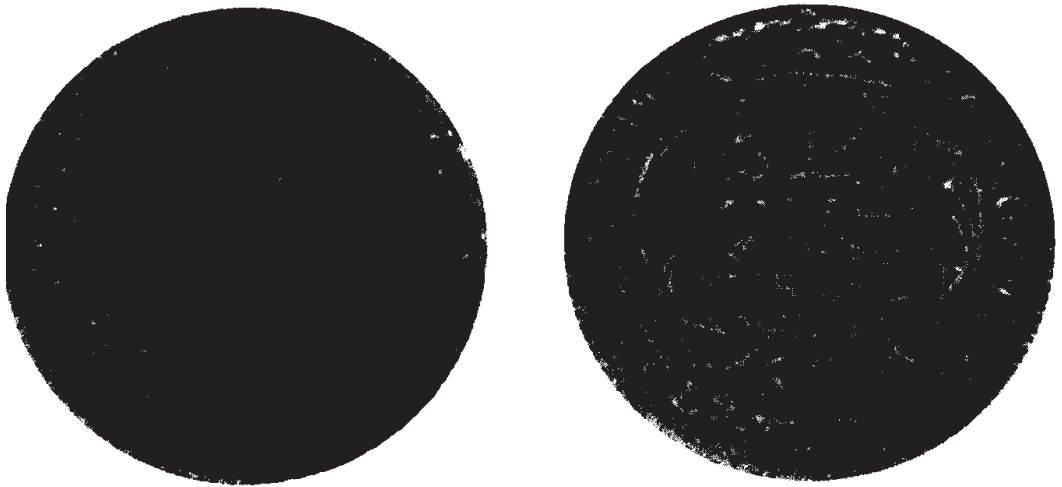
Zur Inflation kam es aber erst, nachdem Friedrich II. Sachsen erobert und sich in den Besitz der Leipziger und Dresdner Münzstätten gebracht hatte. Da die einheimischen Kaufleute es ablehnten, die sächsischen Münzstätten zu pachten, blieb Friedrich nichts anderes übrig, als Ephraim und seine Söhne wieder in seine Dienste zu nehmen und ihnen die Pacht zu übertragen. Diese Münzen, die in Leipzig ausgeprägt und unter dem Namen „Ephraimiten“ bekannt wurden, standen bald als Symbol für die unheilvolle Inflationspolitik jener Zeit.

Kaum hatten die Ephraims in Leipzig Fuß gefaßt, als die Gumperts und Daniel Itzig sie aus dem Land zu verdrängen suchten, indem sie Gerüchte über ihre Konkurrenten verbreiteten und ihnen alle erdenklichen Schwierigkeiten machten. Die Fehde zwischen den Unternehmern endete erst, als 1758 Gumperts plötzlich starb. Ephraim schloß sich mit Moses Isaak und Daniel Itzig zu einer neuen Sozietät zusammen, die vom König die Pacht aller sechs preußischen und der beiden sächsischen Münzstätten erhielt.

Über die Ergebnisse der Münzpolitik des Jahres 1759, als Ephraim in die Führungsspitze der neuen Gesellschaft eintrat, ist wenig bekannt. Fast alle Akten, die sich auf die Tätigkeit der Gesellschaft beziehen, sind zerstört. Berichtet wird nur, daß der Schlagschatz dieses Jahres 560.000 Taler betragen haben soll. Obwohl eine Steigerung angesichts dieser großen Summe nicht mehr möglich schien, erreichten die Unternehmer im Jahr 1760 eine weitere Erhöhung auf neun Millionen Taler, die nur durch eine erneute Münzverschlechterung erreicht werden konnten.

Gegen Ende des Krieges befand sich Friedrich in finanziellen Schwierigkeiten. Sein Wunsch, die Kosten des Krieges zu tragen, ohne allzu hohe Steuern zu erheben und ohne Hilfe aus dem Ausland zu beanspruchen, erforderte eine dauernde Steigerung des Schlagschatzes. Dies wiederum hatte eine ständige Verschlechterung des Geldes zur Folge. Vom 14-Taler-Fuß auf die feine Mark war man 1761 allmählich bei einigen Geldsorten zum 40-Taler-Fuß gekommen, der 1762 auch auf andere Sorten ausgedehnt wurde.

Wie gelang es den Unternehmern, für diese gewaltige Münzproduktion das Rohmaterial zu beschaffen? In der Hauptsache nutzten sie offenbar ihre umfangreichen geschäftlichen und verwandtschaftlichen Auslandsbeziehungen, um in Holland, besonders auf dem Amsterdamer Markt, in England und in Hamburg das nötige Gold und Silber zu erwerben. Wichtige Einkaufsländer waren auch Polen, Rußland und Ungarn, wo die Agenten der Unternehmer Metall aus Privatbesitz, aber auch die in diesen Ländern kursierenden besseren Münzen aufkauften. Bis zum Jahre 1761 sollen die Unternehmer 50 Millionen an Gold aus dem Osten erworben und es der königlichen Münze



*Minderwertiges Geld Friedrichs II., ein sogenannter „Ephraimit“ aus dem Jahr 1758.
(Gidal-Bildarchiv im Salomon Ludwig Steinheim Institut, Duisburg)*

nutzbar gemacht haben. Eine zweite Möglichkeit der Geldbeschaffung bot die Umschmelzung der englischen Goldsubsidien und deren Vermischung mit anderen Metallen und den alten Talern, die noch immer in den preußischen Provinzen kursierten.

Die Agenten Itzigs und Ephraims, die durch das preußische Königreich reisten und in der Bevölkerung die guten Münzen gegen das neue, glänzende Geld tauschten, steigerten die tiefe Besorgnis über die Münzverschlechterung. Denn die Folgen der Inflation machten sich von Monat zu Monat immer bemerkbarer. Von überallher kamen die Beschwerden: von den Regierungen der Provinzen, den Städten, dem Adel und den Bauern. Man klagte über die Steigerung der Preise und die Unmöglichkeit, Zahlungen an das Ausland zu leisten; darüber, daß die Reichen gutes Geld horteten und über die Kündigung von Hypotheken, die man mit schlechtem Geld zurückzahlte; über das Aufkaufen von städtischen und ländlichen Besitzungen und den hohen Aufschlag, den man für besseres Geld verlangte. Größte Verwirrung wurde durch die staatliche Verordnung verursacht, die Steuern und die Zölle mit den besseren preußischen Münzen zu begleichen, die man nur auf fragwürdigen Umwegen erhalten konnte.

Auch die Unternehmer hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Reichtum, den sie nach Ansicht der Zeitgenossen gewannen, war teuer erkaufte. Abgesehen davon, daß die Bevölkerung sie haßte und die christlichen Geschäftspartner sie insgeheim verachteten, waren die Geschäfte als solche schon aufreibend und gefahrvoll genug. Die Unternehmer waren gezwungen, den Schlagschatz in gutem Geld, das heißt, in preußischen Münzen zu bezahlen, während sie sich das Metall aus dem Ausland nur durch hochwertige Münzen verschaffen konnten. Um die Annahme ihrer minderwertigen Münzen mußten sie harte Auseinandersetzungen führen. Andere Länder verboten den Handel mit sächsischen Geldsorten unter schwerer Strafe, und sogar Polen, ihr Hauptabsatzgebiet, unternahm den kühnen Schritt der Abwertung des schlechten Geldes. Kaufleute schafften gutes Gold und Silber zum Nachteil der Unternehmer aus dem Land und führten geringhaltiges auswärtiges Geld ein, und von der Kanzel herab wurde der Umlauf des „Judengeldes“ untersagt. Ihre Agenten, die das gute Silber unter großen Schwierigkeiten aufkauften, wurden von den Untertanen angegriffen und an die Behörden zur Bestrafung ausgeliefert. Sie selbst waren den Verfolgungen von Österreichern und Russen ausgesetzt und fürchteten um Leib und Leben.

Mit den preußischen Behörden mußten sie um die geringsten Erleichterungen kämpfen. Oft erhielten sie nur nach zeitraubenden Verhandlungen die unentbehrlichen Freipässe für ihre Agenten. Wenn ihre Gold- und Silbertransporte durch feindliche Truppen Schaden erlitten, kümmerte dies die Re-

gierung ebensowenig wie der allmähliche Anstieg des Silberpreises, der den Pächtern große Verluste verursachte. Hinzu kamen die hohen Transportkosten für Metalle und die immer teurer werdenden Materialien für die Münzstätten. Sie waren bald in solchen Schwierigkeiten, daß sie im Jahr 1760 dem König 200.000 Taler anboten, wenn er sie von der Münzunternehmung befreie. Aber noch war der Staat nicht in der Lage, diesen Wunsch zu erfüllen. 1762 wurden sie zu einem neuen Kontrakt gedrängt. Obwohl man in diesem Jahr angesichts des nahen Friedens versuchte, bessere Geldsorten als zuvor auszuprägen, so konnte man doch erst 1764 zum alten 14-Taler-Fuß der Vorkriegszeit zurückkehren.

Die Übergangszeit brachte der preußischen Bevölkerung weitere Entbehrungen und Verluste und, wie immer in Zeiten, da sich das Ende einer Inflation abzeichnet, waren Spekulation, Wucher und Betrug an der Tagesordnung. Trotz aller Verbote und drohender Strafen begann eine wilde Jagd nach dem neuen Geld, von dem man sich ein gewisses Maß an Sicherheit erhoffte. Trotz des hohen Aufgeldes versuchten alle, es zu erwerben: der König und seine Beamten, Fabrikanten und Händler, Angestellte und Grundbesitzer – der Herrscher, um den Staatsschatz zu vermehren, die Fabrikanten, um ausländische Ware einzukaufen, die Bürger, um wieder sparen zu können.

Eine wichtige Frage bleibt noch zu beantworten: in welchem Ausmaß waren die Münzunternehmer für die geschilderten Zustände verantwortlich? Trugen sie Schuld daran, daß die Massen hungerten, die Beamten verarmten und die Menschen ihr lebenslang gespartes Vermögen verloren und daß sich mit der gesamten sozialen und wirtschaftlichen Struktur des Staates auch die geistigen und moralischen Werte des Volkes radikal veränderten? Bereicherten sie sich auf Kosten der Bevölkerung? Wäre ihrem prominenten Wortführer, Veitel Ephraim, das Schicksal von Jud Süß zuteil geworden, hätte nicht, wie es in einer zeitgenössischen Flugschrift hieß, der Engel Jakobs die Leiter umgestoßen?

Der größte Teil der Archivalien, die sich auf die Münztätigkeit des Königs beziehen, ist vernichtet. Aus den erhaltenen Aktenstücken geht jedoch hervor, daß die Münzverschlechterung während des Siebenjährigen Krieges das alleinige Werk Friedrichs des Großen war, der sich auf den Rat seiner vertrauten Minister, Retzow, Schlabrendorff, General Tauentzien und Geheimsekretär Eichel, stützte. Friedrich selbst bestätigte ohne zu zögern, daß er der Urheber der preußischen Inflation war, die Historiker später als staatliche Falschmünzerei bezeichneten. Ohne Skrupel griff er zu diesem ungesetzlichen Mittel, um seinen Staat vor dem finanziellen Ruin zu bewahren, um das

für die Kriegsführung erforderliche Bargeld zu erhalten und um seinen Untertanen zusätzliche steuerliche Belastungen zu ersparen.

Auf seine Veranlassung hin wurden die preußischen und sächsischen Münzstätten an jüdische Unternehmer verpachtet. Er ratifizierte eigenhändig alle Verträge mit ihnen, verordnete die Verschlechterung der sächsischen Sorten und bestimmte die Höhe der Münzerlöse. Er persönlich fand die Pläne Ephraims zur Einrichtung der Dresdner Münze „ganz admirabel“ und verlangte 1760, daß die Prägung forciert würde, selbst wenn Scheidemünzen von minderwertiger Qualität geschlagen werden müßten. Jahr für Jahr feilschte er mit den Pächtern um einen immer höheren Münzerlös, drängte sie zu immer ausgedehnteren Silberankäufen, zwang sie zu immer größeren Lieferungen und verursachte so Monat für Monat die Verschlechterung des Münzwerts. Dabei war er sich der Tatsache, daß die Agenten der Unternehmer die guten Sorten aufkauften und sie den Münzpächtern zur Umschmelzung übergaben, durchaus bewußt.

„Höchst ungegründet und irrig wird allgemein und noch zu dieser Stunde geglaubt, die jüdischen Kaufleute Ephraim, Itzig und Moses Isaak haben einzig und allein die Aufsicht über diese ganze Ausmünzung, die Bestimmung des inneren Wertes und also auch verhältnismäßig die größten Vorteile von dieser Geldumschaffung gehabt,“ schrieb des Königs enger Vertrauter, Ritter von Zimmermann im Jahr 1790.¹²⁷ Und weiter:¹²⁸ „Trug, Wahn und Unwahrheit ist aber dies alles. Diese berühmten jüdischen Kaufleute waren bloße Münzlieferanten; sie hatten auf den Metallen, die sie in die Münze lieferten, nicht mehr Gewinn als acht von Hundert. Durch die Einwechslung allein konnten sie sich Vorteile verschaffen. Aber den großen Gewinn bei der Erhöhung hatte bloß der König oder besser zu reden, das bedrängte Staatsgebäude der preußischen Monarchie. Durch diese Münzumwandlung im Siebenjährigen Kriege war also größtenteils der Preußische Staat gerettet. Friedrich, der sich wenig um das Urteil anderer scherte, sondern, wie jeder starke Charakter, in eigener Verantwortung handelte, war stolz über den Erfolg seiner Idee, obwohl er die halbe Welt gegen seine Politik aufgebracht hatte. Diese Münzumwandlung, räumte er selbst ein, war ein ebenso gewaltsames wie schädliches Mittel, aber das einzige, womit er seinen Staat aufrecht halten konnte. Er freute sich, daß er der Erfinder dieses Mittels zur Rettung seiner Monarchie und zur Befestigung seines Thrones war. Mehr als einmal hörte man ihn in offenkundiger Selbstzufriedenheit sagen: ‚Ich bin dieses Ret-

¹²⁷ Fragment über Friedrich den Großen, Bd. II, S. 113ff. und 122 ff.

¹²⁸ Die folgende Passage aus „The Court Jew“, ist, was den Anfang und das Ende der Zitate betrifft, unklar. Deshalb wird an dieser Stelle auf die deutsche Vorlage zurückgegriffen, die diesbezüglich eindeutiger ist.

tungsmittel meiner eigenen Überlegung und nicht meinen Financiers schuldig. Keinem von Lehrstühlen hergeholten Grundsätzen gibt ein König und Staatsmann Gehör, wenn er nichts als das allgewaltsamste Mittel sieht, seinen Staat zu retten.“

Daß Friedrich nie daran dachte, Ephraim und Itzig für die Münzvergehen verantwortlich zu machen, beweisen die vielen Vergünstigungen, die er ihnen während des Krieges und danach gewährte. Er befreite sie für ihre Münzgeschäfte von diversen Steuern, stattete sie mit Freipässen aus, erlaubte, daß ihre Frachtpakete ungeöffnet Zoll und Post passierten, gewährte ihnen 1761 die Rechte der christlichen Kaufleute, versprach ihnen ein Jahr später den uneingeschränkten königlichen Schutz gegen Verleumdungen, forderte wiederholt Münzgutachten von ihnen an und kehrte auf ihren Rat und unter ihrer Mitwirkung 1764 zum 14-Taler-Fuß zurück.

Als Ephraim 1762 sein prächtiges Haus in der Poststraße baute, soll der König aus dem Schloß des Grafen Brühl in Sachsen ihm jene acht Monolithe geschenkt haben, die ein ganzes Jahrhundert den Balkon zierten.

Es gibt viele weitere deutliche Zeichen für das Vertrauen und die Dankbarkeit des Königs gegenüber seinem Münzpächter: so erteilte ihm Friedrich die Pacht der staatlichen Gold- und Silberraffinerie, stellte ihm ein Privileg zum Großhandel mit Materialwaren aus, ließ ihn an seiner ersten Bankgründung teilnehmen, schickte den jüngsten Sohn des Hauses, Benjamin Veitel, zum Ankauf von Getreide und Abschluß von Salzverträgen als „commissaire de commerce“ nach Polen und übergab 1767/1768 Ephraim noch einmal, gemeinsam mit dem französischen Bankier Clément, die Leitung der Magdeburger Münze.

Es gilt noch die Frage zu klären, wie reich die Unternehmer durch ihre Münzgeschäfte geworden sind. Folgt man den zeitgenössischen Gerüchten, so häuften sie unermeßliche Schätze an. Tatsächlich brachte ihnen das Münzunternehmen – wenigstens in den ersten Jahren – guten Gewinn; gewiß hätten sie es sonst nicht auf sich genommen, angesichts der Gefahren und Risiken, die damit verbunden waren und des Odiums, das ihnen anhaftete. War schon die Ausmünzung nach einem minderwertigen Münzfuß für sie vorteilhafter als nach einem guten, weil ihre Unkosten dafür geringer waren, so gewannen sie beträchtliche Summen dadurch, daß sie das Geld noch schlechter ausmünzten als in den Verträgen vereinbart worden war. Auch waren sie offenbar in der Lage, Silber zu einem günstigeren Preis einzukaufen, als die vertraglichen Kalkulationen vorsahen. Ihre Haupteinnahmequelle aber bildete, neben der vertraglich festgesetzten Provision von acht Prozent auf das ausgemünzte Geld, die Auswechslung der minderwertigen Sorten in noch minderwertigere. Hinzukam die schlagschatzfreie Ausprägung von Münzen,

die gegen hohes Agio zu verkaufen ihnen offiziell gestattet worden war. Diesen Gewinnen standen jedoch außerordentliche Verluste gegenüber, die sich für die Zeit des Krieges auf schätzungsweise 5.436.000 Taler beliefen.

Betrachtet man die Münzunternehmen Ephraims und Itzigs vom Standpunkt der unternehmerischen Moral, so scheint ihr Geschäftsgebaren absolut mit den zeitgenössischen Vorstellungen über kaufmännische Ideale übereinzustimmen. Angesehene christliche Firmen kamen in jener Zeit durch Münz-, Geld- und Valutageschäfte zu ungeheurem Wohlstand, ohne daß sie mit den Gesetzen in Konflikt gerieten. Dem Kriegslieferanten Peter Friedrich Damm erlaubten seine Gewinne, das schönste Bauwerk der Hauptstadt zu errichten; der Geschäftsmann Heinrich Carl Schimmelmann, der 1756 allein durch die Fouragelieferung an die Armee eineinhalb Millionen Taler gewann, war als stiller Teilhaber der Holsteiner Münze für die schlechte Ausprägung verschiedener Scheidemünzen verantwortlich. Gotzkowsky, bekannt geworden als der „patriotische Kaufmann“, machte seine Millionen hauptsächlich dadurch, daß er die schwankenden Valutaverhältnisse ausnutzte.¹²⁹

Betrachten wir die Münzgeschäfte der Unternehmer vom Standpunkt des Staates, so stellen wir fest: fast alle modernen Münz- und Wirtschaftshistoriker stimmen darin überein, daß die „Firma Ephraim und Söhne dem Staat durch die Organisation der Geldschöpfung und Unterbindung der schlechten Münzen im Ausland zweifellos ganz große Dienste geleistet“¹³⁰ hat, und daß die Verschlechterung des Geldes, durch die der vierte bis fünfte Teil der Kriegskosten gedeckt wurde, „einfach nötig“ gewesen sei, um den Staat zu retten.¹³¹ Und: „Wir wissen heute, daß Friedrich bei einer im Lauf des Krieges stark zurückgehenden reinen Staatseinnahme von etatmäßig circa elf Millionen Talern beim Ausgang des Krieges größere Summen zur Verfügung hatte als bei Beginn, obgleich sein ersparter Schatz von noch nicht ganz dreizehneinhalb Millionen vor Ablauf von zwei Jahren vollständig erschöpft war, daß er im Auslande überhaupt keine Anleihe gemacht und im Inlande noch nicht

¹²⁹ Joh. Ernst Gotzkowsky, Geschichte eines patriotischen Kaufmanns (Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin, Heft 7), Berlin 1768; Otto Hintze, Ein Berliner Kaufmann aus der Zeit Friedrich des Großen (Historische und politische Aufsätze, II. Bd., Deutsche Bucherei, Bd. 26/27).

¹³⁰ Ritter von Zimmermann, Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode, Leipzig 1788; Ludwig Bentin, Die Wirkung des Siebenjährigen Krieges auf die Volkswirtschaft in Preußen, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 26, Heft 3, Stuttgart 1933.

¹³¹ Friedrich Freiherr von Schrötter, Die Münzverwaltung Friedrichs des Großen, in: Hohenzollern-Jahrbuch, XV. Jg., Berlin/Leipzig 1911, S. 91-99.

vier Millionen aufgenommen hat.“¹³² Der wenig judenfreundliche Wirtschaftshistoriker der friderizianischen Zeit, Hugo Rachel, urteilt: „Zum ersten Mal waren hier Juden zu geschichtlichem Handeln berufen als Mitarbeiter bei der Beschaffung des ungeheuren Geldbedarfs während des langen Krieges. [...] Sie haben diese Aufgabe in äußerst geschäftstüchtiger Weise gelöst und sind dabei sehr reich geworden, aber es ist doch sehr bemerkenswert, daß sie aus diesem so verfänglichen Geschäft unangefochten hervorgingen, als mit dem Ende des Krieges die Pacht aufgehoben wurde. Denn die verhängnisvolle Münzverschlechterung, mit der ihr Andenken verbunden ist, war eine durch die Umstände gebotene staatliche Finanzoperation, für die sie nicht die Verantwortung tragen. Die Generalpächter waren bloß Münzlieferanten und hatten auf die gelieferten Metalle nicht mehr als acht Prozent Gewinn, während die riesigen Vorteile aus der Ausmünzung natürlich dem Staate, der Kriegskasse, zufließen.“¹³³

Moses Mendelssohn hingegen widersprach seinen Zeitgenossen in der Beurteilung der herrschenden Wirtschaftsethik: „Moses hatte,“ so schrieb Friedrich Nicolai, „von dem Charakter des im Siebenjährigen Krieg so bekannt gewordenen Münzentrepreneurs Heine Veitel Ephraim keine gute Meinung. Die Kontrakte über die Ausmünzung des geringhaltigen Geldes waren vom König dem General von Tauentzien aufgetragen und folglich hatte Lessing unmittelbar damit das meiste zu tun.“¹³⁴ Mendelssohn verachtete diese Münzentreprise, weil er sie für das hielt, was sie war: unecht. Er wollte auch nicht das geringste damit, selbst nicht mittelbar, zu tun haben, ungeachtet ihm der alte Ephraim sehr glänzende Vorschläge tat, um ihn dabei zu brauchen. Aber der eigentlichen Unternehmung selbst, die er für höchst unrecht hielt, waren ihm auch die Nebenintrigen, wodurch oft dieses und jenes eingeleitet und durch die dritte und siebente Hand erlangt wurde, sehr verhaßt. Daher warnte er auch seinen Freund Lessing. Lessing hat sich auch, wie jeder bezeugt, der von den Sachen weiß, höchst billig, gerade und uneigennützig bei diesem Geschäfte betragen.“

¹³² Reinhold Koser, Die preußischen Finanzen im Siebenjährigen Krieg, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 13 (1900).

¹³³ Hugo Rachel, Die Juden im Berliner Wirtschaftsleben zur Zeit des Merkantilismus, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, II. Jg. (Berlin 1930), S. 175-196.

¹³⁴ Lessing war damals Sekretär des Generals Tauentzien. Lessings sämtliche Schriften 1791-1794, Bd. XXVII, S. 150, zitiert in: Moses Mendelssohns Gesammelte Schriften, Jubiläumsausgabe, Bd. VII und IX, 1932 Briefwechsel, Bde. VII und XI, Briefwechsel, I, Berlin 1932, S. 1754-1762.

Aus dem Geschäftsgebaren des Ephraim im Rahmen seiner Münzunternehmungen spricht der politisch-ökonomische Geist der Zeit, aus den Worten Moses Mendelssohns der Geist jüdischer Ethik.

VII. Der Schtadlan und Fürsprecher

Die Tätigkeiten als Kriegskommissar und Hoflieferant, Finanz- und Kommerzienagent, als Resident und Münzunternehmer waren dem jüdischen Hoffaktor, so dürfen wir annehmen, sehr wichtig, denn sie boten ihm die wirtschaftliche Grundlage des Lebens, verschafften ihm Stellung und Ansehen, Privilegien und Rechte sowie die tiefere Einsicht in die Strukturen der Wirtschaft, Finanzen und Politik. Doch obwohl diese Tätigkeiten ausschließlich innerhalb der christlichen Welt und damit einer vollständig anderen kulturellen Sphäre stattfanden, hatten sie ihn nicht von der jüdischen Gemeinschaft entfremdet. Im Gegenteil: Er selbst war er nur in seiner Gemeinde, und nur wenige Hofjuden haben sich den Pflichten entzogen, die ihnen aus der Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft erwachsen. Die meisten von ihnen legten Wert darauf, zur Erhaltung und Förderung der Einrichtungen ihrer Gemeinde beizutragen und am religiösen und geistigen Leben ihrer Glaubensgenossen teilzunehmen. Hier, wie auch im Kreise seiner Familie, gewann das harte Antlitz des großen geschäftlichen Unternehmers mildere Züge und offenbarte sein eigentliches Wesen.¹³⁵

¹³⁵ Benjamin Hirsch Auerbach, *Geschichte der israelitischen Gemeinde Halberstadt*, Halberstadt 1866; Ludwig Geiger, *Geschichte der Juden in Berlin*, 2 Bde., Berlin 1871; Moritz Güdemann, *Zur Geschichte der Juden in Magdeburg*, Breslau 1866; H. Jolowicz, *Geschichte der Juden in Königsberg in Preußen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des preußischen Staates*, Posen 1867; L. Neustadt, *Die Bedeutung der jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main seit dem 16. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland*, hg. von Ludwig Geiger Bd. 1 (Berlin 1887), S. 190-193; Marcus Horowitz, *Frankfurter Rabbinen. Ein Beitrag zur Geschichte der israelitischen Gemeinde in Frankfurt am Main*, 4 Bde, Frankfurt 1882-1885; Leo Munk, *Die Constituten der sämtlichen hessischen Judenschaft im Jahr 1690*; Jubelschrift für I. Hildesheimer, Berlin 1890; Louis Lamm, *Zur Geschichte der Juden in Lauingen*, Mainz 1903; S. Salfeld, *Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz*, Mainz 1903; Louis Lewin, *Geschichte der Juden in Lissa*, Pinne 1904; Ludwig Horowitz, *Die Verwaltung der judenschaftlichen Angelegenheiten im ehemaligen Kurhessen*, Cassel 1908; L. Horowitz, *Landrabbiner und Landschreiber in Kurhessen*, in: *MGWJ*, (Neue Folge), Bd. 18 (1910); S. Salfeld, *Zur Geschichte der Mainzer Synagogen*, in: *Mainzer Zeitschrift*, Bd. III (1908); Ismar Freund, *Die Emanzipation der Juden in Preußen mit besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11.III.1812*, Berlin 1912; F. Nienhaus, *Die Juden im ehemaligen Herzogtum Cleve unter brandenburgisch-preußischer Verwaltung* [Diss.], Münster 1914; Markus Brann, *Etwas von der schlesischen Landgemeinde. Festschrift Jakob Guttman*, Leipzig 1915; Karl Rixen, *Geschichte und Organisation der Juden im ehemaligen Stift Münster* (Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, Bd. 20, Neue Folge Bd. 8), Mün-

Mochte den Juden jener Zeit auch ein säkulares Bildungsideal fehlen, das Renaissance und Humanismus hervorgebracht hatten und die Aufklärung vollenden sollte, so kompensierten sie diesen Mangel im geistigen Bereich durch einen Habitus, der eine enge psychologische Bindung an religiöse und soziale Institutionen offenbarte, die stark war wie im Mittelalter. Die Merkmale des Ghettojuden resultierten aus seiner Erfahrung und seinem Bewußtsein als Teil einer Gemeinde und einem kollektiven Gefühl gegenseitiger Verantwortung. Der Einzelne wurde von der Gemeinschaft absorbiert. Die von ihr aufgestellten Normen und Gebote, Gesetze und Gebräuche wiesen den Weg und die Richtung und ließen keinen individuellen Freiraum. Alle Leistungen, ob politischer, intellektueller oder spiritueller Art, waren Leistungen für die Gemeinschaft, jeder war für den anderen verantwortlich. Dies erzeugte ein Gefühl der Solidarität, das jedes Mitglied mit dem gleichen Willen, dem gleichen Ziel und der gleichen Hingabe erfüllte. Erst die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft gab dem Individuum Würde, Ansehen und Bedeutung, ermög-

ster 1906; Fritz Baer, Protokollbuch der Landjudenschaft des Herzogtums Kleve, Berlin 1922; Fritz Baer, Gemeinde und Landjudenschaft, in: Korrespondenzblatt des Vereins zur Gründung und Erhaltung einer Akademie für die Wissenschaft des Judentums, Bd. II, Berlin 1921; Louis Finkelstein, Jewish Self-Government in the Middle Ages, New York 1924; Ephraim Frisch, A Historical Survey of Jewish Philanthropy from the Earliest Times to the Nineteenth Century, New York 1924; Die Juden und Judengemeinden Mährens in Vergangenheit und Gegenwart, hg. von Hugo Gold, Brünn 1929; Salo W. Baron, Ghetto and Emancipation, in: The Menorah Journal, Bd. XIV (1928); Guido Kisch, Kleine Beiträge zur Kulturgeschichte der Juden in Halle (Sachsen und Anhalt, Bd. V), Magdeburg 1929; Guido Kisch, Entwicklung und Verfassung der jüdischen Gemeinde zu Halle (Sachsen und Anhalt, Bd. VI), Magdeburg 1930; Bernhard Brillung, Die soziale Schichtung in den jüdischen Gemeinden der beginnenden Neuzeit, in: Beilage zur jüdischen Zeitung für Ostdeutschland, Nr. 2 (1930); Geschichte der jüdischen Gemeinde Kassel unter Berücksichtigung der Hessen-Kasseler Gesamtjudenheit, hg. von der Israelitischen Gemeinde Kassel, Bd. I, Kassel 1931; Max Markreich, Das Memorbuch der Judengemeinde in Emden, in: Jahrbuch der jüdischen Gemeinden Schleswig-Holsteins, Bd. V, Hamburg 1933/1934; Max Freudenthal, Die Eigenart der Wormser Gemeinde in ihrer geschichtlichen Wiederkehr, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, V. Jg. (1935), S. 100-114; Salo W. Baron, An Historical Critique of the Jew. Community, in: Jewish Social Service Quarterly, XI (1935); Salo W. Baron, Freedom and constraint in the Jewish Community. A Historic Episode, in: Essays and Studies in Memory of Linda R. Miller, New York 1938; Kurt Wilhelm, Von jüdischer Gemeinde und Gemeinschaft. Aus Gemeindebüchern, Satzungen und Verordnungen ausgewählt und dt. hg., Berlin 1938; Jacob Rader Marcus, The Jew in the Medieval World. A Sourcebook, Cincinnati 1938, S. 315-1791; Jakob Jakobson, Jüdische Trauungen in Berlin 1723-1759, Berlin 1938; James Parkes, The Jew in the Medieval Community. A Study of his Political and Economic Situation, London 1938; Berthold Altmann, Studies in Medieval German Jewish History. Proceedings of the American Academy for Jewish Research, Bd. X (1940), S. 5-98; Alfred Kober, Cologne (Jewish Community Series), Philadelphia 1940; Salo Wittmayer Baron, The Jewish Community, its History and Structure to the American Revolution, 3 Bde., Philadelphia 1942; Jacob Rader Marcus, Communal Sick-Care in the German Ghetto, Cincinnati 1947.

lichte ihm die Ausübung seines Berufs, die Erfüllung seiner religiösen Pflichten, die Sicherung seiner Existenz. Das Bewußtsein, Mitglied einer Gemeinde zu sein, verlieh auch dem Unscheinbarsten Selbstbewußtsein und Stärke. Wer immer sich von der Gemeinde entfernte, entzog sich dem Judentum schlechthin, verlor den Sinn seines Lebens, die Grundlage seines Seins. Auch gab es keine isolierte geistige Leistung. Der Gottesdienst bedurfte der Gemeinschaft, der Rabbiner benötigte die Gemeinde; das Studium des Talmud erforderte Frage und Antwort, Lehrer und Schüler. Selbst die großen geistigen Strömungen der Zeit – Mystizismus und Chassidismus – waren Massenbewegungen¹³⁶, in denen Ekstase, Wünsche, Träume und Gefühle der Vielen eine ebenso große Rolle spielten wie der schöpferische Gedanke des Einzelnen und die religiöse Weihe der geistigen Führer. Sogar Maggid und Prophet erhielten erst durch die mystische Verbundenheit mit der Masse ihre Bedeutung.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hatte sich überall im Reich noch das mittelalterliche Prinzip der Selbstverwaltung erhalten. Der Staat sah sich noch nicht genötigt, in die ständische Struktur einzugreifen und die jahrhundertealte politische, religiöse und juristische Autonomie der Zünfte aufzuheben. Der mittelalterliche Grundsatz war maßgebend geblieben, daß der Zusammenschluß der Menschen nach Herkunft und Stand, Beruf und Amt auf göttlicher Vorsehung beruhe und deshalb natürlich und unabänderlich sei.

So stellten auch die jüdischen Gemeinden nach dem Dreißigjährigen Krieg allenthalben autonome Körperschaften dar, die eine eigene Vermögensverwaltung, ein eigenes Sozialwesen, eigene Erziehungsinstitute, ein eigenes Rechts- und Steuersystem, eigene Gotteshäuser und Friedhöfe besaßen. Sie unterstanden einer Anzahl von Ältesten (Parnassim) und den Vorstehern, die von der Gemeinde gewählt wurden. Die Ältesten vertraten die Gemeinde gegenüber dem Staat. Sie bestimmten den Etat und vollzogen die Anleihen. Sie veranlagten ein jedes Gemeindemitglied zur Steuer und überwiesen die von den Steuerrezeptoren eingenommenen Gelder an die staatliche Kasse. Zu einem gewissen Maß beaufsichtigten sie „Handel und Wandel“ wie auch die moralische Haltung der Gemeindemitglieder, deren Vergehen sie zuweilen mit Bann und Strafgeldern ahndeten.

Im Gegensatz zu den städtischen Gemeinden bildeten diejenigen in Dörfern und Kleinstädten zumal in Mittel-, West- und Süddeutschland, eine einheitlich geschlossene, das ganze Territorium umfassende Gemeinschaft die sogenannte Land- oder Provinzialjudenschaft. Sie hielten regelmäßig einberufene Landtage ab, auf denen die Repräsentanten gewählt, die Steuern veran-

¹³⁶ „Masse“ ist hier zu verstehen im Gegensatzpaar: Masse/Einzelnr, nicht im absoluten Sinn.

lagt und die Kassen geprüft wurden. An ihrer Spitze stand der Sctadlan, die wichtigste Persönlichkeit jeder Gemeinde, dessen Amt dem Syndikus der städtischen Gemeinden oder dem Oberältesten der Berliner Gemeinde entsprach.

Dieser Sctadlan, einst beschrieben als „souverän schaltender Gemeindevater“, vereinte aufgrund seines Reichtums, seines Namens und seiner einflußreichen Position eine ungewöhnliche Machtfülle. Er war der auf Lebenszeit gewählte Inspektor der gesamten Judenschaft, ihr oberster Steuereinknehmer und Kassenverwalter. Er berief die Landtage ein, deren Verhandlungen er leitete und denen er seine Absichten und Pläne kundgab. Er wirkte entscheidend bei den Vorstandswahlen mit und besaß das Vorschlagsrecht bei den Rabbinerwahlen, kurz: er war das Oberhaupt der Judenschaft, neben dem die Vorsteher nur eine untergeordnete Rolle spielten.

Diese weitgehende Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinden geriet jedoch durch die absolutistischen Theorien jener Epoche ernsthaft in Gefahr. Ein kurzer Blick auf diese Staatstheorien ist notwendig, um ihren Einfluß auf die Gemeinde zu verstehen wie auch die Art und Weise, in der sie dort nachgeahmt wurden.

Das Naturrecht leitete die Existenz eines Staates aus dem Vertrag zwischen freien und gleichen Individuen ab, die aus freien Stücken ihre Macht demjenigen übertrugen, der ihnen der Gerechteste und Mutigste erschien. Aus der Idee heraus, daß jeder selbständige Verband die Einheitlichkeit und Unteilbarkeit des Staates gefährde, galt demnach jedes korporative Glied zwischen dem souveränen Fürsten und den Untertanen als potentiell gefährlich.¹³⁷ Die Herrscher jener Epoche waren nur allzu bereit, diese Lehren zu nutzen, um die lokalen, beruflichen und häuslichen Verbände ihrer Staaten zu beseitigen. Zwar tasteten sie, vor allem wegen des komplizierten Steuersystems, die sozialen Rechte der Klassen,¹³⁸ Gruppen und Korporationen noch nicht an, doch hoben sie allmählich deren politischen Rechte auf.

Ausgehend von dem Grundsatz, daß die Fürsten zum Wohl des Staates das Recht des Widerrufs aller Privilegien hatten, wurden die Zünfte ihrer Selbständigkeit beraubt und in ein Organ staatlicher Gewerbepolitik umge-

¹³⁷ Otto Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht, Bd. 1: Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft, 1868, Bd. 4: Die Staats- und Korporationslehre der Neuzeit, Berlin 1903; Kurt Wolzendorff, Staatsrecht und Naturrecht in der Lehre vom Widerstandsrecht des Volkes gegen rechtswidrige Ausübungen der Staatsgewalt (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Heft 126), Breslau 1916; Rudolf Stammler, Rechts- und Staatstheorien der Neuzeit, Berlin ²1925.

¹³⁸ Vgl. Anmerkung 2.

wandelt. Ebenso wurde die Autonomie der bisher freien Städte eingeschränkt, indem man die Verfassung änderte und aus den unabhängigen Stadträten Staatsbeamte machte, die der Regierung gegenüber verantwortlich waren und von ihr kontrolliert wurden.

In gleicher Weise versuchten die Fürsten, die jüdischen Gemeinden umzugestalten und sie unter staatliche Aufsicht zu bringen. Als Vorwand für das Eingreifen des Staates dienten gewöhnlich Anlässe wie ungenau geführte Geschäftsrechnungen, Uneinigkeit bei den Wahlen, Streitigkeiten unter den Vorstehern oder Verwirrung im Kassenwesen. Die Regierung begann, die Kassenführung, Protokollbücher und Briefschaften der jüdischen Gemeinden sowie die Kompetenzen der Ältesten und Rabbiner zu überprüfen. Schließlich untersuchten sie die Ursachen der Wahlschwierigkeiten und legten durch strenge Reglements und Gesetze die Rechte und Pflichten der Vorsteher dem Staat und der Gemeinde gegenüber fest. Die Vorsteher wurden gezwungen, den königlichen oder fürstlichen Kommissionen Finanz- und Verwaltungsberichte vorzulegen und die Kassierer genötigt, ihre Abrechnungen nicht mehr wie bisher in hebräischer, sondern in deutscher Sprache zu schreiben. Der traditionelle Wahlmodus wurde neu geordnet. Manche Gemeinden erhielten staatliche Kontroll- und Aufsichtsbeamte, die den Kassenstand überwachen und bei der Vermögensveranlagung anwesend sein mußten.¹³⁹

Während auf der einen Seite der absolute Staat – zum ersten Mal in der Geschichte der Diaspora – das Recht der autonomen jüdischen Gemeinden einschränkte, erhöhte er auf der anderen Seite die Macht des Shtadlan und des Oberältesten der Berliner Gemeinde. So wie der preußische Kriegskommissar die Aufgabe hatte, Kontrolle über das städtische Steuerwesen und die Verwaltung auszuüben, um auf diese Weise die städtische Selbständigkeit zu untergraben, wurde der Shtadlan nun als Instrument des Staates benutzt, um die jüdische Gemeinde der Obrigkeit der Regierungen zu unterwerfen. Der Shtadlan wurde eine Art königlicher oder fürstlicher Beamter, der als Mittelsmann zwischen Regierung und Gemeinde die Befehle und Verordnungen der Behörden gewissenhaft ausführen sollte. Deswegen verlangte der Staat, ungeachtet des freien Wahlrechts, einen Hofjuden zum Shtadlan zu wählen oder setzte autokratisch einen Hoffaktor an die Spitze der Gemeinde.

Die Berliner Oberältesten zum Beispiel, von der preußischen Regierung auf Lebenszeit eingesetzt, wie die Hofjuden Jost Liebmann, Marcus Magnus,

¹³⁹ Selma Stern, *Der Preußische Staat und die Juden*, Bd. II, Kapitel VII, *Der absolutistische Staat und die Organisation der jüdischen Gemeinden*; Akten des Geheimen Staatsarchivs Berlin, R21-205, R21-207b 2a; Generaldepartement LVII Judensachen, Bd. 1, Nr. 4.

Moses Gumperts, Veitel Ephraim, Daniel Itzig und Marcuse,¹⁴⁰ wurden beauftragt, „im Namen des Königs“ allen Gemeinde- und Gerichtssitzungen beizuwohnen, alle Bücher, Register, Rechnungen und Briefschaften der Vorsteher und Gemeindebeamten zu überprüfen, dafür zu sorgen, daß niemand gegen das Judenreglement verstoße, Wucher treibe oder die christliche Religion beschimpfe. Der Berliner Gemeinde wurde verboten, Zusammenkünfte abzuhalten oder Entschlüsse zu fassen, ohne die Oberältesten zu benachrichtigen.

Der Königsberger Gemeinde legte die Berliner Regierung im Jahr 1737 nahe, den Hoffaktor Josephowitz zu ihrem Vorsteher zu wählen, obgleich – wie es im königlichen Schreiben hieß – die Wahl der Ältesten Sache der Gemeinde sei.¹⁴¹ Fürst Kraft Ernst von Wallerstein erklärte eine von der Judenschaft seines Landes vollzogene Wahl für null und nichtig und ernannte seinen Hofjuden Raphael zum Oberparnass, da er in seiner Eigenschaft als Hoffaktor das erste Recht auf diesen Vorzug habe.¹⁴² Die Fürsten von Oettingen setzten stets einen ihrer Hofjuden zum Vorsteher ein, „da sie dem Staate vielfache Dienste in Wechsel- und anderen Sachen geleistet haben“.¹⁴³ Dem Hoffaktor Anselm Levi von Schnaittach, Oberparnass der Oberpfalz oblag es, Ehebrüche und Zivilverbrechen zu entscheiden, Steuern und Umlagen festzulegen und erforderlichenfalls Gefängnis- und Geldstrafen zu verhängen. Der Sulzbacher Oberhoffaktor Jacob Joseph, der gleichzeitig Bayreuther Hofagent und bayrischer Salzkontrahent war, wurde 1722 von den Behörden zum Obervorsteher der Sulzbacher Judenschaft auf Lebenszeit und mit unbeschränkter Autorität ernannt.¹⁴⁴

Einen interessanten Versuch, die Juden der preußischen Territorien des Westens unter einer Dachorganisation zusammenzuschließen und sie einem jüdischen Beamten mit fast absoluter Macht zu unterstellen, machte der Gro-

¹⁴⁰ Selma Stern, *Der Preußische Staat und die Juden*, Bd. I, Aktenband, Nr. 51, 268, 205, 309; Der ostfriesischen Judenschaft wurde befohlen, den Hofjuden Aron Abraham Beer als Vorgesetzten, Parnass und Richter anzuerkennen und zu respektieren. Siehe Karl Anklam, *Die Judengemeinde in Aurich* (Schriften der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums, Bd. 28), Frankfurt am Main 1927 und Josef Heymann, *Über die Familie des Hofjuden und Landesparnass Aron Abraham Beer und ihre Bedeutung für die Geschichte Ostfrieslands und die Stadt Aurich*, in: *Jüdische Familienforschung*, Jg. IV, Heft 14, Berlin 1928, S. 43-47.

¹⁴¹ Geheimes Staatsarchiv Berlin, Gen. Dir. Ostpreußen und Lit. Mat. Tit. LXXXIII, Sect. 3, Nr. 1, Bd. 2.

¹⁴² Ludwig Müller, *Aus fünf Jahrhunderten*, S. 7, 68 und 99.

¹⁴³ Ludwig Müller, *Aus fünf Jahrhunderten*.

¹⁴⁴ Magnus Weinberg, *Geschichte der Juden in der Oberpfalz*, Bd. IV, Herzogtum Sulzbach, Sulzburg 1927.

ße Kurfürst im Jahr 1650.¹⁴⁵ Auf Bitten seines Hoffaktors Berend Levi setzte er diesen zum „Befehlshaber und Vorgänger“¹⁴⁶ über die Juden von Halberstadt, Minden und Kleve-Mark ein, damit er, wie es im Patent hieß, die kurfürstlichen Interessen desto besser und fleißiger beobachte und Sorge trage, daß keiner der Untergebenen in die Vergleitsrechte der Regierung eingreife. Allen Statthaltern und Beamten wurde nahegelegt, ihn auf jede erdenkliche Weise zu unterstützen. Den Juden befahl man, ihn als ihren Vorgesetzten anzuerkennen und ihm zu gehorchen – andernfalls würden sie mit dem Entzug ihrer Geleitsbriefe bestraft. Alle juristischen Fälle sollten ihm übergeben werden; zudem erhielt Berend Levi das alleinige Recht, über die Aufnahmen der Juden, die Höhe ihrer Abgaben, den Ort ihrer Ansiedlung, die Repartition der Schutzgelder zu entscheiden. Er selbst wurde wie ein landesherrlicher Beamter besoldet, erhielt Zoll- und Steuerfreiheit und für seine Angehörigen das Niederlassungsrecht an jedem von ihm gewählten Ort des preußischen Staates.

In ähnlicher Weise wurde Levi ein Jahr später auch zum Vorsteher, zum „Hauptmann und Herrn“ der Juden des Bistums Paderborn gemacht,¹⁴⁷ während der Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen,¹⁴⁸ im gleichen Jahr die gesamte Judenschaft seines Stiftes Berends Bruder, dem umsichtigen und klugen Nini Levi, unterstellte. Auch in diesem Fall wurden die Beamten angewiesen, Nini Levi bei Bedarf zu unterstützen und die Juden ermahnt, ihrem Befehlshaber zu gehorchen, ihm ihre Anliegen mitzuteilen und sich nicht ohne seine Erlaubnis im Stift niederzulassen.

Aus psychologischer Sicht erscheint es verständlich, wenn die Macht, die der Staat in die Hand der Shtadlane¹⁴⁹ legte, ihr Selbstbewußtsein und ihr Verlangen nach Macht steigerte und sie gegenüber ihren Glaubensgenossen die Haltung eines Fürsten zu seinen Untertanen einnahmen. Ihr Pflichtgefühl

¹⁴⁵ Selma Stern, *Der Preußische Staat*, Bd. I, Aktenband Nr. 81, 82-84 und Fritz Baer, *Das Protokollbuch*, Anhang Nr. 1.

¹⁴⁶ *Keine Anführungszeichen im Original.*

¹⁴⁷ Berthold Altmann, *The autonomous Federation of Jewish Communities in Paderborn*, in: *Jewish Social Studies*, III (1941), S. 159-188.

¹⁴⁸ Carl Rixen, *Geschichte und Organisation der Juden im ehemaligen Stift Münster* (Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, Neue Folge, VIII) Münster 1906; J. Raphael, *Der Judenbefehlshaber im Münsterland*, in: *Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland*, II. Jg. (1930), S. 80-82; Felix Lazarus, *Der Judenbefehlshaber im Münsterland*, in: *Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland*, VII. Jg. (1937), S. 240-243; Felix Lazarus, *Judenbefehlshaber, Obervorgänger und Landrabbiner im Münsterland*, in: *MGWJ*, LXXX (1936), S. 106-117 und LXXXI (1937), S. 444-445.

¹⁴⁹ *Stern benutzt in ihrem deutschen Manuskript die eingedeutschte Version, nicht: Shtadlanim.*

und ihre Hilfsbereitschaft konnten dann in Herrschsucht und Willkür umschlagen. Die Mitglieder der Gemeinde sollten sich des Ranges und der Autorität ihres Oberhauptes bewußt sein und zu ihm aufblicken wie der Aristokrat und Bürger zum absoluten Herrn des Staates.

Israel Aron beispielsweise, bis zur Aufnahme der österreichischen Juden der einzige Berliner Schutzjude, erreichte bei Hofe seine Ernennung zum Berater der Regierung in allen jüdischen Angelegenheiten und zum obersten Schiedsrichter der neu gegründeten Gemeinde. Ohne seine Genehmigung konnte kein Jude in der Stadt vergleitet werden, er allein erhielt das Recht, den Lebenswandel und das Verhalten der jüdischen Antragsteller zu prüfen und den Behörden darüber zu berichten. Selbst die Vornehmsten der Wiener Emigranten und angesehensten deutschen Juden mußten sich bei ihrer Vergleitung in aller Form verpflichten, mit Israel Aron nicht in geschäftlichen Wettbewerb zu treten und diesen Vorbehalt in ihren Schutzbrief aufnehmen. Der erste Berliner Rabbiner, Salomon Kajjem Kaddisch, den die Regierung auf Arons Verlangen hin zum geistlichen Oberhaupt der Juden in der Kurmark Brandenburg ernannt hatte, war abhängig von dem Hofjuden. In einer Schmäschrift auf seinen Tod, dem sogenannten „Pseudotestament“, wird Israel Aron als so korrupt beschrieben, daß er seinen Glaubensgenossen ein wahrer Judas geworden sei.

Auch sein Nachfolger Jost Liebmann nutzte seinen Einfluß am Hof und in der Geschäftswelt, um die Berliner Gemeinde wie auch andere jüdische Gemeinden von sich abhängig zu machen. Er sorgte dafür, daß sein Bruder das Rabbinat in der Kurmark erhielt und sein Sohn Abraham Liebmann, der mit einer Tochter des Hofjuden verheiratet war, das Amt des Vaters nach dessen Tod übernahm. Als sich einige Juden aus Halle weigerten, vor dem Richterstuhl Abraham Liebmanns zu erscheinen, der das Rabbinat von Halberstadt, Minden, Ravensberg und Magdeburg bekleidete, veranlaßte Jost bei Hofe, daß ihnen befehligt wurde, sich der Gerichtsbarkeit des Rabbiners zu unterwerfen und zu dessen Besoldung beizutragen. Josts Witwe Esther, die Hofjüdin Friedrichs I., verschaffte ihrem Sohn Liebmann Jost das Amt des Oberältesten, sicherte ihrem Schwiegersohn, Rabbiner Arend Benjamin Wolf, das Recht der Schlichtung von Geld- und Schuldstreitigkeiten und erlangte für sich das Recht, daß sie von der Gerichtsbarkeit der Judenkommission und von allen Verordnungen der Regierung in Judensachen eximiert wurde. Ihr Sohn sei Oberältester, ihr Schwiegersohn Rabbiner, die alten Vorsteher würden von ihr kommandiert, die neuen verdankten ihr die Beförderung, klagte

die Berliner Gemeinde der Regierung.¹⁵⁰ Sie habe sie um jeden Fingerbreit ihrer früheren Freiheit gebracht und sie dem Spott der auswärtigen Gemeinden ausgesetzt.

Die Erbitterung erreichte ihren Höhepunkt, als die Berliner Gemeinde nach dem Vorschlag von Esthers Erzfeind, dem kronprinzlichen Hofjuden Marcus Magnus, den Bau einer Synagoge beschloß und die Regierung diesen Plan eifrig unterstützte. Esther setzte alles daran, die Absicht ihrer Gegner zu vereiteln. Sie erklärte, sie wolle auch nicht den geringsten Beitrag zu dem Unternehmen leisten und drohte, ihren Einfluß geltend zu machen und die Gemeinden zu veranlassen, keinen Taler zu dem Synagogenbau beizusteuern. Schließlich bot sie an, ihre eigene, an der Ecke der Heidereuther und Spandauer Straße gelegene Betstätte mit all ihrem Messing, Gold und Silber als Gemeindesynagoge umzubauen.

Die Gemeinde, allen voran der nicht minder ehrgeizige Marcus Magnus, ließ sich weder durch ihre Drohungen noch durch Versprechungen einschüchtern. Esthers Angebot, erklärte sie der Regierung, sei nur eine List, um vollständige Herrschaft über die Berliner Judenschaft zu erlangen. Käme die Gemeinde auch in Besitz der Synagoge, so würde die Hofjüdin damit nur umgekehrt die Gemeinde in ihren Besitz nehmen. Sie, die Berliner Judenschaft, würde lieber in ihren Kellern zu Gott beten als im Haus ihrer größten Feindin.

Durch ihren Einfluß bei Hofe erreichte Esther, daß die Preußische Regierung der Gemeinde verbot, die Synagoge zu errichten, obwohl die Bautätigkeit dafür schon begonnen hatte. Als aber die Regierung auf Friedrich Wilhelm I. überging, beendete der Soldatenkönig nicht nur Esthers Karriere als Hofjüdin, sondern auch ihre tyrannische Stellung in der Gemeinde. Auf seinen Befehl hin wurde der Bau der Synagoge weitergeführt und vollendet.

Im Westen richtete sich ähnliche Opposition gegen die Vorherrschaft von Berend Levi, der wie ein preußischer Steuerkommissar sein Amt ganz im Interesse des Fürsten ausübte. Allerorts, in Wort und Schrift, kam es zur offenen Rebellion gegen den „Befehlshaber“. Die Juden Paderborns warfen ihm vor, Judenschaftsgelder veruntreut zu haben und setzten ihn kurzerhand als ihren Vorgesetzten ab, wegen seines „Mangels an Bescheidenheit“ und „tyrannischen Gebarens“. In Kleve-Mark traten die Gumperts' an die Spitze der Bewegung. Die Juden von Halberstadt, Minden und Ravensberg schlossen sich ihnen an, ebenso die Stände von Kleve und Mark, welche erklärten, die Einsetzung des Vorgängers sei eine Verletzung ihres Prestiges. Dem gemein-

¹⁵⁰ Selma Stern, *Der preußische Staat und die Juden*, Aktenband, I. Nr. 327 und Anhang Nr. 13, 1 und 14.

samen Drängen der klevisch-märkischen Stände und Behörden und der ganzen Judenschaft mußte der Kurfürst schließlich nachgeben. Gegen eine Zahlung von 1.200 Talern wurden die Klever Juden von ihrem Befehlshaber erlöst.¹⁵¹

Die Sctadlane ihrerseits hatten es nicht einfach, zwischen den Interessen der Regierung und denen der Juden die rechte Mitte zu finden: das fürstliche Interesse galt es, durch energisches Eintreiben der Steuern zufriedenzustellen, das jüdische Interesse durch die Achtung ihres Stolzes und durch überzeugendes Vortragen ihrer Eingaben und Beschwerden. Dies beweist der Fall des Elias Gumperts aus Kleve, der weder so starrsinnig war wie Jost Liebmann noch so tyrannisch wie Berend Levi. Immer wieder trat er bei den Klever Behörden und bei Hofe für eine menschlichere Behandlung der Juden ein und zahlte rückständige Steuern häufig aus eigener Tasche. Und doch kam es auch in Kleve fast zu einem Aufstand gegen ihn. Als der Große Kurfürst 1685 eine außerordentliche Steuer erhob und Elias befahl, sie einzuziehen, wurde die Opposition so stark, daß seine Gegner eine Versammlung nach der anderen einberiefen und sich bei der Regierung bitter über ihren Sctadlan beschwerten. Er habe dem Landtag die Repartition der bewilligten Summe in aller Eile vorgenommen und das Steuerquantum eigenmächtig und ohne Rücksicht auf das Vermögen der einzelnen festgesetzt. Sie scheuten sich nicht, Elias selbstsüchtiger und niedriger Motive zu beschuldigen und ihm vorzuwerfen, er habe zugunsten seines Freundes, des Statthalters von Kleve, die Judensteuern erhöht.¹⁵² Angesichts dieses Aufruhrs blieb Elias nichts anderes übrig, als ohne Einberufung eines neuen Landtages die Veranlagung der Steuern fortzuführen und schließlich unter dem Schutz der Behörden den vom Großen Kurfürsten verlangten Tribut gewaltsam einzuziehen.

In der Provinz Magdeburg klagten die kleineren Gemeinden, die unter der Herrschaft der neu gegründeten Gemeinde von Halle standen, über die große „Vermessenheit“ ihrer Vorsteher, der Hoffaktoren Berend Wolff, Israel Salomon und Assur Marx und weigerten sich, die ihnen auferlegten Steuern zu zahlen. Ein Teil der Halleschen Gemeinde beschuldigte die Vorsteher, durch Reisen und unnötige Ausgaben die Judenschaft geschädigt zu haben. Einige gingen so weit, gegen Salomon Israel, den angesehenen Neubegründer der

¹⁵¹ Im Jahr 1736 bat auch die Münsteraner Landjudenschaft den Bischof, sie von ihrem „Obervorgänger“ zu befreien. Der Bischof möge keinem Repräsentanten mehr Autorität gestatten als jedem anderen Mitglied der Gemeinde. Auch möge ihm nicht erlaubt sein, ohne der anderen Wissen Geld auszugeben oder Geleitbriefe auszustellen.

¹⁵² In Hessen-Kassel griff in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Rabbiner des Landes den Kasseler Hofjuden Benedikt Goldschmidt als „selbstgewachsenen Regenten“, ja, als Verräter der Juden an die Regierung an.

Halleschen Gemeinde, ein Komplott anzuzetteln, um ihn aus seinem Amt, das er seit zwanzig Jahren inne hatte, zu entfernen.¹⁵³

Auch der oberpfälzische Obervorsteher Ansel Levi wußte seine Gemeinde in Angst und Schrecken zu versetzen. Wie ein oberster Gerichtsherr verhörte er Angeklagte und ihre Zeugen in seiner Amtsstube, verurteilte sie und überwies alle ins Gefängnis, die mit der Zahlung von Strafgeldern und Gebühren im Rückstand waren.¹⁵⁴

Abraham Drach, der unbestechliche Judenvorsteher von Frankfurt am Main, machte sich unbeliebt, weil er eigennützig und nicht einwandfreie Mitglieder der Gemeinde hart bestrafte. Wie ein Despot herrsche er in der Gasse, klagte die Frankfurter Judenschaft beim städtischen Rat. Die Furcht vor ihm sei so groß, daß sie lieber in der Türkei als im Frankfurter Judenviertel leben wollte. Niemand wage es, sich ihm entgegenzustellen. Er betrachte sie alle wie Gänse, die er schlachten dürfe, wie Sklaven, die nach seiner Pfeife tanzen müßten.

¹⁵³ Eingabe von Bernd Wulff, Assur Marx, Salomon Israel vom 2. September 1720; StA. Magdeburg, Landesregierung Rep. A. 5, Nr. 736, Abt. II 523. In Halberstadt wurde die Frage der Ältestenwahl und Zahl Gegenstand einer heftigen Auseinandersetzung. Ein Teil der Gemeinde, den der Berliner Hofjude Marcus Magnus unterstützte, wollte das Vorsteheramt erweitern, während die übrigen sich einer Änderung heftig widersetzen. In Königsberg versuchte Hirsch Lewkowitz, ein Abenteurer und Projektenmacher, die Vormachtstellung des Hofjuden Bendix Jeremias zu erschüttern.

¹⁵⁴ Samuel Weil, der Hofjude des Fürsten Anton Egon von Fürstenberg in Donaueschingen (Anfang des 18. Jahrhunderts) war ein ähnlich unumschränkter Herr der dortigen Judenschaft, von der er unbedingten Gehorsam und die genaue Ausführung seiner Befehle verlangte (Georg Tumbult, Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahr 1806, Freiburg im Breisgau 1908; Berthold Rosenthal, Heimatgeschichte der badischen Juden, Bühl/Baden 1927).

Marx Model, der Ansbacher Hofjude, schrieb der Gemeinde Fürth, er würde ihre Vorsteher, falls sie sich ihm nicht fügten, gefangen nach der Cadolzburg führen lassen, er würde ihnen einen Zoll auferlegen, daß sie nicht mehr vor die Tür gehen könnten, ohne zahlen zu müssen.

Die interessanteste, politisch und kaufmännisch bedeutendste Persönlichkeit der Markgrafschaft Baden-Durlach, die seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts eine voneinander unabhängige ober- und unterländische Landjudenschaft besaß, war der Karlsruher Hofjude Samuel Mayer. Er leitete fünfzig Jahre lang die Geschicke der unterländischen Judenschaft und suchte seinen Machtbereich auch auf die oberländische auszudehnen. Er war ein selbstherrlicher Despot und zugleich ein kluger und energischer Sachwalter der Gemeinde, für deren Besserstellung er immer wieder erfolgreich bei seinem Fürsten eintrat.

In Bruchsal war der bischöflich-Speyersche Hofjude Süssel seit 1704 annähernd fünfzig Jahre Judenschultheiß der bischöflichen Judenschaft. Im Jahr 1750 beschwerte er sich beim Bischof über die großen Schwierigkeiten, die er habe, da jeder sein eigener Herr sein und die Anordnungen des Vorstandes nicht respektieren wolle. Der Bischof verordnete gleich darauf, die Judenschaft habe allen Befehlen Süssels unbedingt Folge zu leisten.

Einige Jahrzehnte später wurde der Despotismus des Abraham Drach durch die Willkürherrschaft eines anderen Ältesten übertroffen: Bär Löw Isaak, der nach seinem Haus in der Judengasse „Isaak zur Kanne“ genannt wurde. Er war der Nachkomme einer der ältesten Familien des Frankfurter Ghettos und Hoffaktor des Kurfürsten von der Pfalz, des Erzbischofs von Mainz, des Markgrafen von Bayreuth und des Landgrafen von Hessen-Kassel. Wie Ansel Levi von Schnaittach verstand er es durch kluge Taktik, aber vielleicht mehr noch durch die Schärfe seines Spottes und das Ansehen seiner Familie, die Gemeinde zu kontrollieren. Diese erklärte schließlich, in Venedig würde sich die Bevölkerung trotz der Geheimpolizei freier fühlen als die Frankfurter Judenschaft unter der Faust des Isaak Kann. Alle bestehenden Gesetze würden mit Füßen getreten, ein wahres Schreckensregiment sei aufgerichtet. Die ihm nicht anhängen, seien ohne Schutz und Recht. Er zerstöre ihre alten, heiligen Institutionen; er nehme keine Neuwahlen vor; das Finanzwesen werde durch ihn allein geleitet; niemand habe mehr Einsicht in die Kassenbücher; in den Gemeindeversammlungen entscheide allein sein Wort, dem zu widersprechen niemand sich traue.

Einige Mitglieder der Berliner Gemeinde erklärten, der Oberälteste Veitel Ephraim zwingt die ganze Judenschaft, seinen Gesetzen zu gehorchen. Er halte die Gemeindefitzungen im eigenen Haus ab, um diejenigen ausschließen zu können, die ihm nicht genehm seien.¹⁵⁵ Ein anderes Mal wurde über den Nepotismus der Berliner Gemeindevorsteher Klage geführt. Sie hätten sich selbst oder ihre Verwandten und Freunde zu Ältesten und Mitältesten gemacht, so daß der Vorstand nur noch aus „Blutsfreundschaft und Schwägerchaft“ bestehe.¹⁵⁶

Der Hintergrund, auf dem sich diese Kämpfe um Recht und Gerechtigkeit abspielten, war die Ungleichheit der sozialen Stellung und Geltung innerhalb der Gemeinden, gegen die sich die minder begüterten Mitglieder auflehnten. Trotz aller Verbundenheit im gemeinsamen Glauben und Schicksal gliederte sich die jüdische Gesellschaft, wie die christliche, in mehrere, streng voneinander getrennte soziale Schichten:¹⁵⁷ ein jüdisches Patriziat,¹⁵⁸ eine Mittelschicht und eine Unterschicht.

¹⁵⁵ Geheimes Staatsarchiv Berlin, Generaldirektorium Kurmark, Tit. CCXXXII, Nr. 15, Bd. 1.

¹⁵⁶ Vgl. Eingabe der Ältesten und Judenschaften aller Provinzen, 11. Mai 1775; Geheimes Staatsarchiv Berlin, Generaldirektorium Kurmark, Tit. CCXXXII, Nr. 15, Bd. 1.

¹⁵⁷ Selma Stern benutzt die Begriffe „Klasse“ und „Schicht“, auch in ihrem deutschen Manuskript, synonym. Der Klassenbegriff ist hier als deskriptive Kategorie zu verstehen, der objektive Merkmale zugeordnet werden.

Die Oberschicht setzte sich zusammen aus den mit besonderen Privilegien und Schutzbriefen ausgestatteten Familien, wie die 1671 in Berlin und Fürth aufgenommenen Wiener Exulanten, den Familien, die seit Generationen in Halberstadt, Frankfurt oder Worms lebten, aus den wohlhabenden Hof- und Münzlieferanten, Bankiers und Fabrikanten sowie aus Rabbinern, Gelehrten und Ärzten. Es existierte gewissermaßen eine Geburts-, eine Geld- und eine Geistesaristokratie. Manchmal trafen auch alle drei Faktoren in einer Familie zusammen. Die Familie Gumperts in Kleve zum Beispiel vereinigte Reichtum, jahrhundertealte Familientradition und rabbinische Gelehrsamkeit; Samson Wertheimer war Hoffaktor und Rabbiner in einer Person und stammte aus einer der ältesten Gemeinden des Reichs.

Die jüdische Elite besaß die typischen Eigenschaften der Standeseliten aller Zeiten: ein ausgeprägtes Gefühl für Standeswürde und -ehre, Solidarität im Handeln, insbesondere wenn eines ihrer Mitglieder bedroht war, Formgefühl und Großzügigkeit, aber auch Trotz und Herrschsucht, Machtbewußtsein und eine konservative Lebensanschauung. Herkunft und Vermögen waren in der jüdischen Oberschicht, im Gegensatz zu anderen Aristokratien, nicht allein entscheidend. Echten jüdischen Patriziern waren Talmudkenntnis und religiöse Bildung von ebenso großer Bedeutung; sie mußten ihre Überlegenheit durch ihre Lebensführung beweisen, durch ihr ethisches und moralisches Handeln und die Bewahrung jüdischer Tradition.

Im Gegensatz zu der Kluft, die zwischen jüdischer Ober- und Mittelschicht bestand, war der Unterschied zwischen jüdischer Mittel- und Unterschicht in menschlicher und sozialer Beziehung weniger tief. Diese sozialen Gruppen – Kaufleute, Händler, Gemeindebeamte und Handwerker – waren einzig durch den Grad der Armut und Abhängigkeit voneinander getrennt. Die jüdische Mittel- und Unterschicht besaß die Merkmale aller sozialen Gruppen, die, unterdrückt von einer feindlichen Umwelt und beherrscht von einer Elite, in armseligen Verhältnissen leben. Die Gemeindeprotokolle jener Zeit enthalten endlose Anklagen und Verdächtigungen, Intrigen und Hetzereien. Wenn die Unterschicht gegen die Oberschicht rebellierte, der Unvergleitete gegen den Vergleiteten, die gesamte Gemeinde gegen den erfolgreichen Hofjuden, so brauchen wir nicht lange nach den Ursachen zu forschen. Die jüdischen Patrizier waren von den meisten Ausnahmegesetzen befreit und als einzige in der Lage, in Handelsbeziehung mit dem Ausland zu treten, Fabriken zu gründen und für ihre Kinder das Niederlassungsrecht zu erwerben.

¹⁵⁸ Selma Stern verwendet hier den Begriff des „jüdischen Patriziats“. Da er historisch problematisch, im Rahmen ihres soziologischen Denkmodells aber unentbehrlich ist, wurde er einführend beibehalten, weitgehend aber mit entsprechenden soziologischen Termini übersetzt.

ben. So war es kaum erstaunlich, daß man ihnen in einer Zeit, da Geld die einzige Waffe im Existenzkampf der Juden war und das einzige Mittel, um sich das Wohlwollen der Behörden oder die Aufenthaltserlaubnis in einer Stadt zu sichern, mit Neid und Verbitterung begegnete. Hinter diesen Beschwerden und Beschuldigungen stand der psychologische Druck jahrhundertelanger Verfolgung, der die Juden gelehrt hatte, ihrem Unmut Ausdruck zu verleihen und für den Fortschritt zu kämpfen. Weil die Welt, in der sie lebten, ohne Achtung für sie war, suchten sie, sich selbst zu achten. Gegen das Gefühl der Minderwertigkeit, das sie verinnerlicht hatten, setzten sie eine selbstbewußte, ja, arrogante Haltung.

Gestritten wurde aber nicht nur zwischen Mittel- und Oberschicht, Unterprivilegierten und Privilegierten. Auch die Hofjuden befehdeten einander: durch Intrigen und Denunziationen, in Spottgedichten und Pamphleten, Prozessen und Verfolgungen. Wenn auch meist menschliche Eigenschaften wie Eifersucht und Neid, Konkurrenzfurcht und Angst vor dem Verlust der eigenen Stellung die eigentlichen Ursachen solcher Streitigkeiten waren, so kam noch etwas anderes hinzu, das mit dem Zeitgeist zusammenhing.

Es lag im Wesen des Absolutismus, der die Ausschließlichkeit so hoch maß, daß er anstelle der Vielfalt die Einheit forderte, die Unterwerfung des Individuums unter eine einzige, ungeteilte Regierungsgewalt. Wie der Fürst sich mit dem Staat gleichsetzte, so identifizierte sich der Gemeindevorsteher mit der Gemeinde, suchte das vermeintliche öffentliche Interesse über das private zu stellen, widerstrebende Kräfte zu regulieren und Gegner und Konkurrenten auszuschalten.

Typisch für die Konflikte, die aus diesem Gefüge entstanden, waren die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Hofjuden in Frankfurt am Main. Abraham Drach und Isaak Kann, ein Nachkomme des eben erwähnten Bär Löw Isaak, die beide über eine starke Klientel in der Judengasse verfügten, führten einen erbitterten Kleinkrieg gegeneinander, der die Gemeinde in zwei feindliche Lager teilte und in den auch auswärtige Fürsten, schließlich der kaiserliche Hof involviert wurden.¹⁵⁹

Die eigentliche Ursache dieser Fehde, die das Leben der Rivalen zerstörte, die Gemeinde viele Jahre in Unruhe und Aufregung versetzte und manche Familien für Jahrzehnte entzweite, ist nicht bekannt. Kann erklärte, daß Drach seinen Untergang beschlossen habe, aus Mißgunst gegenüber seinem zunehmenden Reichtum, seinem Ansehen bei den Fürsten und seinen ge-

¹⁵⁹ Isidor Kracauer, *Geschichte der Juden in Frankfurt am Main*, Bde. 1 und 2, Frankfurt am Main 1925 und 1927; Isidor Kracauer, *Geschichte der Judengasse in Frankfurt am Main*, Frankfurt am Main 1906.

schäftlichen Erfolgen. Zuerst behielt Kann, zu dessen Partei auch der pfälzische Resident Aron Beer gehörte, die Oberhand. Als es ihm in Frankfurt nicht gelang, Drach zu stürzen, der im Frankfurter Rat einen Verbündeten hatte, bat er seinen Schuldner, den Erzbischof von Mainz, um Hilfe. Unter dem Vorwand, er habe die katholische Geistlichkeit in Mainz geschmäht, wurde Drach während eines geschäftlichen Aufenthalts in der Stadt verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Sein Hab und Gut wurde konfisziert und alle, die versuchten ihm zu helfen, wurden von Kann bedroht, in „ein noch größeres Labyrinth“ als Drach zu kommen. Nur die Frau des Gefangenen blieb ohne Furcht vor den Intrigen und Machenschaften der Gegner ihres Mannes. Immer wieder beschwor sie die kaiserlichen Kommissarien, den Kurfürsten von Mainz und den Frankfurter Rat, ihr beizustehen und Abraham nicht seinen Feinden auszuliefern. Einflußreiche Adlige, die ihr zu helfen versprochen, prellten sie de facto nur um große Geldsummen. Hingegen erwirkte der Frankfurter Rat von der Wiener Regierung die Freilassung Drachs gegen eine hohe Kautions- und die Überweisung des Falls an den Zivilgerichtshof in Frankfurt. Im nächsten Jahr wurde von der kaiserlichen Regierung der Prozeß gegen Drach wieder aufgenommen und erneut seine Verhaftung angeordnet. Rechtzeitig gewarnt, floh Drach nach Mannheim, wo er den Pfälzer Kurfürsten gegen eine hohe Bestechungssumme auf seine Seite zog. Aber auch in Mannheim war Drach vor den Nachstellungen seiner Feinde nicht sicher. Als der Mainzer Hof von der Pfälzer Regierung seine Auslieferung verlangte, verließ er heimlich die kurfürstliche Residenz, um in der Hofburg seine Sache persönlich vor dem Kaiser zu vertreten. Unterwegs wurde er auf Betreiben des Mainzer Erzbischofs in Böhmen erneut verhaftet und als Gefangener nach Wien gebracht, gerade in dem Moment, als die Türken sich der Stadt näherten. Obwohl er schon nach wenigen Monaten wieder aus der Haft entlassen wurde, konnte er den Prozeß nicht beschleunigen. Erst nach vier Jahren wurde das Urteil gefällt. Gesundheitlich völlig zerrüttet und um sein Vermögen und Lebensglück gebracht, wurde Drach in aller Form freigesprochen. Seine Gegner indessen wurden für ihre Falschaussagen und Beschuldigungen zur Zahlung der ungeheuren Prozeßkosten verpflichtet, schließlich festgenommen und zu Kerkerhaft verurteilt. Alle Bemühungen des Herzogs von Württemberg, des Markgrafen von Bayreuth, des Bischofs von Bamberg und Würzburg, ihre Hoffaktoren freizubekommen, besonders den unentbehrlichen Aron Beer, blieben erfolglos. Erst zwei Jahre später wurden sie durch ein kaiserliches Mandat aus der Haft entlassen, nachdem sie sich be-

reiterklärt hatten, eine Strafe von 100.000 Talern zu zahlen. Abraham Drach starb, verbittert und innerlich gebrochen, im Jahr 1687.¹⁶⁰

Die Feindschaft zwischen zwei Hofjuden entstand nicht immer allein aus persönlicher Eifersucht oder aus Angst vor der Konkurrenz des anderen. Manchmal spiegelte die Gegnerschaft zweier Hoffaktoren auch den fundamentalen Gegensatz zwischen den politischen Gewalten jener Epoche wider: dem absolutistischen Fürstentum und dem Ständewesen.

In Kleve zum Beispiel, wo die Stände sich lange Zeit erfolgreich gegen die zentralistische Politik des Großen Kurfürsten behaupteten, vertrat Berend Levi die Ansprüche der Berliner Regierung. Als Vorsteher der jüdischen Gemeinde versuchte er, zugunsten der kurfürstlichen Kasse möglichst hohe Geleitgelder zu erpressen und gleichzeitig der Klever Provinzialregierung ihr altes Recht auf Judenvergleitung zu entziehen. Die Juden von Kleve-Mark verwies er an die Berliner Hofkammer, obwohl sie die Kontrolle durch die wohlwollendere Klever Regierung vorzogen. Die Gumperts' hingegen stellten sich eindeutig auf die Seite der Klever Regierung und der Stände, hauptsächlich auf die des Statthalters Johann Moritz von Nassau. Sie erklärten die Übertragung der Inspektion der Judenschaft an Berend Levi als eine Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte des Landes und kämpften so lange, bis der aufgedrängte Befehlshaber entfernt wurde.

Die verfeindeten Fürther Hofjuden Marx Model und Elkan Fraenckel, die um die ausschließliche Gunst ihres Herrn, des Markgrafen von Ansbach, stritten, waren gleichzeitig in eine Fehde verwickelt, die seit vielen Jahren das Bistum Bamberg und die Markgrafschaft Ansbach entzweite.¹⁶¹ In der freien Hofmark Fürth, die teils der Stadt Nürnberg, teils dem Markgrafentum Ansbach gehörte, waren Juden schon seit dem 16. Jahrhundert aufgenommen worden, vom Bischof von Bamberg wie von dem Ansbacher Regenten. Bis zum Jahr 1690 hatten sich zwei völlig getrennte, das heißt teils dompröpst-

¹⁶⁰ Ähnliche Kämpfe zerrütteten die Frankfurter Gemeinde ein halbes Jahrhundert später. Vgl. Isidor Kracauer, *Die Kulp-Kannschen Wirren. Ein Beitrag zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Frankfurt am Main* (Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst, Folge 3, 10), Frankfurt am Main 1910.

¹⁶¹ Siegfried Haenle, *Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstentum Ansbach*; Dr. Frommüller, *Chronik der Stadt Fürth*, Fürth 1872; Hugo Barbeck, *Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth*, Nürnberg 1878; Bernhard Ziemlich, *Eine Bücherkonfiskation in Fürth im Jahr 1702* (Gedenkbuch für David Kaufmann), Fürth/Breslau 1900; Friedrich Neubürger, *Das Sonderrecht der gemeinen Judenschaft zu Fürth und in dessen Amt im 18. Jahrhundert*, Fürth-Nürnberg 1902; Georg Liebe, *Das Judentum in der deutschen Vergangenheit* (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, Bd. XI), Leipzig 1903; Magnus Weinberg, *Der Konvertit Friedrich Christian Christhold*, in: *Monatsschrift für die Geschichte der Wissenschaft des Judentums*, 50. Jg. (1906), S. 94-99; Akten des Staatsarchivs Nürnberg und des Stadtarchivs Ansbach.

lich-bambergische, teils ansbachisch-markgräfliche jüdische Gemeinschaften gebildet.

In diesem Jahr brachte der Hofjude Marx Model zwischen den beiden Gemeinden einen Vergleich zustande, wonach sie für die folgenden zwölf Jahre Verwaltung, Friedhof und Gotteshaus teilen sollten. Der Vergleich trat jedoch nicht in Kraft, denn es war unmöglich, die beiden Schutzherren miteinander zu versöhnen, von denen jeder für sich die ausschließliche Herrschaft über die jüdische Gemeinde beanspruchte. In diesem Streit, der zugleich ein Streit zwischen dem katholischen Bamberg und dem protestantischen Ansbach war, vertrat Marx Model die Interessen des toleranteren Bischofs, Elkan Fraenckel die Stellung des Markgrafen von Ansbach. Auf Fraenckels Vorschlag hin wurde die Fürther Judenschaft straffer organisiert und der Ansbacher Regierung unterstellt, obwohl die dompropstlichen Juden den markgräflichen zahlenmäßig weit überlegen waren. Und trotz des heftigen Protestes des Bamberger Bischofs wurde der Fürther Gemeinde eine Judenordnung aufgezwungen, welche die Wahl der Vorsteher von der Genehmigung des Ansbacher Markgrafen abhängig machte. Sieben Parnassim, die gegen diesen Eingriff in ihre alte Verfassung protestierten, wurden auf Elkans Betreiben hin verhaftet und auf die Festung Cadolzburg gebracht. Als Belohnung für seinen Eifer, mit dem er den Interessen des Fürsten diente, ernannte man ihn zum Parnass, dann zum Oberparnass; ein Geschenk von 600 Gulden und ein jährliches Vorstehergehalt von 200 Gulden wurden ihm in Aussicht gestellt. Elkan aber wollte mehr. Er suchte die Macht der Models, die gemeinsam mit der Fürther Judenschaft den neuen Parnass in Wort und Schrift verfolgten, vollständig zu brechen und sie, wie sein Bruder Hirsch Fraenckel es wünschte, „in Eisen und Banden“ auf die Festung Würzburg verbringen zu lassen. Sein jäher Sturz, von dem später noch die Rede sein wird, befreite die Fürther Judenschaft auf Dauer von seiner Herrschaft. Er war das Werk der Models, die sich für ihre Niederlage rächten, indem sie insgeheim seine Stellung am Hofe zu Ansbach untergruben.

Vielfach wurde die Meinung vertreten, daß die Willkürherrschaft der Hofjuden, ihre Stellung als Mittler zwischen Gemeinde und Hof sowie der Zwang, die Befehle der Regierung auszuführen, dazu beitrugen, die politische Unabhängigkeit der Gemeinden zu schwächen. Es mag sicherlich zutreffen, daß ihr Reichtum und ihr Geltungsstreben bei den Fürsten diese Entwicklung wesentlich beeinflussten. Entscheidend aber war, daß es zur politischen Tendenz jener Zeit gehörte, die Freiheit der Gemeinden und Körperschaften aufzuheben und sie der unmittelbaren Kontrolle durch den Staat zu unterwerfen.

Gegen diese Tendenz, soweit sie die religiöse Selbständigkeit der Gemeinden bedrohte, setzten sich die Hofjuden leidenschaftlich zur Wehr. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts versuchten sie mit allen Mitteln, den staatlichen Einfluß abzuwenden. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist der Fall des Rabbiners Moses Aron in Berlin. Bald nachdem Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch das Reglement des Jahres 1722 die jüdische Gemeinde Berlins unter die Oberaufsicht des Staates gestellt hatte, griff er erneut in deren Kompetenzen ein, indem er das Recht der freien Rabbinerwahl einschränkte. Im Februar 1729 wurde der Gemeinde befohlen, Moses Aron aus Böhmen zu ihrem Rabbiner zu wählen. Wir wissen nicht, was die Regierung veranlaßte, der Berliner Gemeinde diesen jungen und unerfahrenen Mann aufzuzwingen, der nicht im mindesten geeignet schien, komplizierte ritualgesetzliche Fragen zu entscheiden.

Die Berliner Gemeinde unter Heine Ephraim und seinem Sohn Veitel war nicht gewillt, sich dem königlichen Befehl zu fügen und die Berufung anzuerkennen. Es kam zum passiven Widerstand nahezu der gesamten Gemeinde gegen ihr junges Oberhaupt; es gab Streitigkeiten und Widersetzlichkeiten in den Versammlungen, Schlägereien in und außerhalb der Synagoge und die Verhaftung einiger Gemeindeglieder. Die unerfreuliche Form, die diese Auseinandersetzungen annahmen, verbargen nur ihre innerste Bedeutung, nämlich die Auflehnung einer ohnmächtigen Gemeinschaft gegen die omnipotente Staatsmacht und ihre Angst um den Verlust ihres wertvollsten Besitzes – den Verlust ihrer religiösen Freiheit und Unabhängigkeit. Die Regierung erkannte bald, daß die erzwungene Wahl des Rabbiners zu nichts führte. Die Gemeinde erhielt deshalb das Recht, Moses Aron gegen eine Bezahlung von 1.500 Talern an die staatliche Kasse zu entlassen und einen neuen Rabbiner zu wählen.¹⁶²

Auch die Berliner Oberältesten empörten sich über die vielen Eingriffe des Staates in ihr Familien- und Eheleben, in die berufliche, geistige und moralische Sphäre ihrer Gemeinschaft. Sie klagten über die Aufhebung des Niederlassungsrechts für zweit- und drittgeborene Kinder, die das Generalreglement von 1730 für die preußischen Juden verordnete und über die drohende Zerstörung alter Familienbande und der Autorität der Eltern. Die Änderung des Wahlsystems widerspreche den Regeln der jüdischen Verfassung und die Aufstellung von öffentlichen und monatlichen Statistiken, die der Staat nun verlangte, belaste ihr Gewissen, da der jüdische Ritus eine Zählung der Seelen ausschließe. Der Zwang zum Gebrauch der deutschen Sprache bei Anlage

¹⁶² Geheimes Staatsarchiv Berlin, Generaldirektorium Kurmark, Tit. CCXXXII, Judensachen, Gen. Nr. 4.

und Abnahme der Rechnungen, die Anwesenheit eines Christen bei vertraulicher Beratung bedeute für sie, das Ghetto den übelsten Einflüssen der Außenwelt zu öffnen. In zahllosen Eingaben baten die Hofjuden daher immer wieder, ihnen ihre geheiligten Traditionen zu erhalten, die sich aufs engste mit ihrer Religion verbanden und für die ihre Vorfahren jahrhundertlang gekämpft hätten; und sie baten darum, einen Zustand wiederherzustellen, von dem ihr ganzes Wohl und Wehe abhinge.

Dieses schien ihnen besonders gefährdet, als Friedrich der Große im Zusammenhang mit seinen Rechtsreformen begann, auch das jüdische Prozeßrecht zu reformieren und die selbständige jüdische Gerichtsbarkeit zu erschüttern. Er verordnete, bei der jüdischen Rechtsprechung in Zukunft nach den Vorschriften des neuen preußischen Gesetzbuches zu verfahren, des Codex Fridericianus, und die Prozesse nicht länger in schriftlicher, sondern in mündlicher Verhandlung zu führen. Auf den Rat seines Großkanzlers Cocceji hin machte er den Versuch, den Rabbinern die Entscheidung bestimmter Rechtsfälle zu entziehen und Prozesse über Ehe-, Erbschafts- und Vormundschaftssachen weltlichen Richtern zu übergeben. Beunruhigt, daß auch dieser letzte Bereich ihrer Selbständigkeit verstaatlicht und von christlichem Geist beeinflußt werden sollte (wie konnte ein weltlicher Richter über Fälle urteilen, die aus dem Schulchan Aruch, dem Talmud und dessen Kommentaren entschieden werden mußten?), warnten die Oberältesten die preußische Regierung vor den schwerwiegenden Folgen einer derart einschneidenden Veränderung. Schließlich erwirkten sie bei der Regierung für die Rabbiner die Erlaubnis, nicht nur Streitigkeiten in bezug auf Fragen des religiösen Ritus zu schlichten, sondern auch weiterhin Fälle zu entscheiden, auf die jüdische Gebräuche einen Einfluß hatten.

In ihrer Funktion als Schtadlane und Oberälteste kämpften die Hofjuden nicht nur um die Aufrechterhaltung der rabbinischen Jurisdiktion und den Fortbestand ihrer religiösen Riten und Traditionen. Häufig nutzten sie ihr Ansehen bei den Herrschern – oft in Widerspruch mit ihrer Rolle als Diener ihrer Fürsten – um die politische, wirtschaftliche, finanzielle und rechtliche Lage ihrer Glaubensgenossen zu verbessern. Viele von ihnen erfüllten Samuel Oppenheimers Vermächtnis an seine Söhne, mit der in der Welt verstreuten Judenschaft gnädig und gütig zu verfahren, weil sie durch ihre Stellung am Hofe in der Lage seien, auf deren Nutzen und Wohlergehen zu achten.

Da sie das Vertrauen führender Staatsmänner besaßen, war es den Hofjuden vielfach möglich, an der Abfassung von Edikten und Verordnungen, Privilegien und Generalprivilegien mitzuarbeiten oder der Regierung eigene Projekte zur Verbesserung der Lebensbedingungen der jüdischen Gemein-

schaft zu unterbreiten – Projekte, die in der Regel aufmerksam beobachtet und hier und da auch verwirklicht wurden. Als zum Beispiel Friedrich I. von der gesamten preußischen Judenschaft eine hohe Sondersteuer verlangte und sie aus dem Land zu jagen drohte, sofern sie die Zahlung verweigerte, setzten die Berliner Oberältesten durch ihre Eingabe eine Ermäßigung der Steuer-summe durch.¹⁶³ Als Friedrich Wilhelm I. im Jahr 1728 das jüdische Steuerwesen reorganisierte und eine von allen Juden der Monarchie aufzubringende sehr hohe Summe verlangte, versammelten sich die Vertreter der Juden aller Provinzen, die meisten von ihnen Hofjuden, in Berlin, um sich mit den Ministern über eine gerechtere Steuerrepartition zu beraten.¹⁶⁴

In den 1740er Jahren, als die Berliner Regierung über die Abfassung eines Generalreglements für die Juden Preußens beriet, forderten die Sctadlane aller Provinzen energisch, daß man vor dem Vollzug des Ediktes alle Punkte mit ihnen durchspreche und ihre Einwände anhöre. Schließlich hätten sie ihre Privilegien auf rechtmäßige Weise erworben, für ihre Bewilligung große Lasten auf sich genommen und hohe Abgaben geleistet. Es stehe ihnen daher das Recht zu, über ein Gesetz mitzubestimmen, von dem ihr ganzes Wohlergehen abhängt.¹⁶⁵

Als Friedrich der Große nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges die Juden zur Silberlieferung zwang und von ihnen die enorme Summe von 30.000 Mark verlangte, drohte der Hofjude Pinthus Levi von Rathenow, der Oberälteste der kurmärkischen Judenschaft, daß die Hälfte der preußischen Juden auswandern und der König seine wichtigsten Steuerzahler verlieren würde, sollte die Summe nicht verringert werden.¹⁶⁶

Auch die Berliner Oberältesten warnten die Regierung, daß, wenn der König auf der außerordentlichen Erhöhung der Silberlieferungen beharre, ihr Kredit und ihr Kapital geschwächt würden und sie dann nicht mehr die für den Staat unentbehrlichen Unternehmungen weiterführen könnten.

Die Juden in Kleve verdankten Elias Gumperts, die Juden in Mecklenburg Michel Hinrichsen, die Bayreuther Juden Aron Beer aus Frankfurt die Aufhebung des Leibzolls. Samson Wertheimer verschaffte der ungarischen Gemeinde Eisenstadt, der bayrische Armeelieferant Abraham Mändle den oberpfälzischen Gemeinden, Jud Süß den Juden in Württemberg und Salomon Samson von Baiersdorf der Bayreuther Judenschaft wichtige Geleits- und Handelsprivilegien. Durch die Zahlung hoher Geldsummen bewahrten Sam-

¹⁶³ Selma Stern, *Der Preußische Staat und die Juden*, Bd. I, Aktenband, Nr. 205.

¹⁶⁴ Selma Stern, *Der Preußische Staat und die Juden*, Bd. II, S. 44-45.

¹⁶⁵ *Der Preußische Staat*, Bd. II, S. 145 und Geheimes Staatsarchiv Berlin, Generaldirektorium Kurmark, Mat. Tit. CCXXXII, Nr. 9, Bde. 2, 3, 4 und Gen. Dep. Bd. IV, LVII, Nr. 3.

¹⁶⁶ Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 104, IV, A.72.

son Wertheimer, Samuel Oppenheimer und die Ansbacher Models die große oberpfälzische Gemeinde Rothenburg vor der Ausweisung. Aron Beer aus Frankfurt schützte die oberfränkischen, Leffmann Behrens die Kremser Juden vor der Vertreibung. Durch die Intervention Simon Michaels aus Preßburg wurde das jahrhundertealte Siedlungsverbot für Juden, das die Freistadt Tyrnau rechtlich festgelegt hatte, aufgehoben. Samuel Oppenheimer löste jüdische Kriegsgefangene gegen Hinterlegung teurer Pfänder aus und bewirkte Steuererleichterungen für die verarmte Gemeinde von Prag. Samson Wertheimer veranlaßte den Magistrat von Worms, der nach der Zerstörung der Stadt während der Franzosenkriege die Neubegründung der jüdischen Gemeinde verboten hatte, zum Widerruf seines Befehls. Zusammen mit seinem Stiefsohn Isaak Nathan Oppenheimer sorgte Wertheimer auch beim städtischen Magistrat für den Wiederaufbau des Frankfurter Judenviertels, das durch zwei große Brände fast völlig zerstört war. Von dem Mecklenburger Hofagenten Daniel Jechiel Wallich, der wiederholt und mit Erfolg zwischen der Hamburger jüdischen Gemeinde und den staatlichen und städtischen Behörden vermittelte, heißt es, daß er einmal ohne Unterbrechung dreißig Stunden lang von Hamburg nach Schwerin reiste, um sich für einen Juden zu verwenden, der unschuldig zum Tod durch den Strang verurteilt worden war.

Aufgrund des starken Interesses, das in dieser Zeit dem jüdischen Schrifttum entgegengebracht wurde, gilt das 17. Jahrhundert als Zeitalter der hebräischen Studien. Laien korrespondierten in hebräischer Sprache, Universitätsprofessoren erwarben sich Kenntnisse in neuhebräischer Literatur, Pastoren ließen sich von jüdischen Lehrern unterrichten. Der Berliner Hofprediger Jablonsky beantragte sogar eine neue Ausgabe des Babylonischen Talmud und regte die Gründung einer hebräischen Druckerei in der Hauptstadt an.¹⁶⁷ Diese Studien, die einerseits zu einem besseren Verständnis vom Ju-

¹⁶⁷ Joh. Chr. Wagenseil, *Tela ignea Satanae...*, Altorf 1681. Joh. Chr. Wagenseil, *Denunciata Christiana, oder Ankündigung, an alle Regenten, welche Juden unter ihrer Botmässigkeit haben, wegen der Lästereien, womit die Juden unsern Heyland... schmöhen*, Nürnberg 1707, Johann Andreas Eisenmenger, *Entdecktes Judenthum oder: gründlicher und wahrhafter Bericht, welcher gestalt die verstockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit, Gott, Vater, Sohn und Heiligen Geist erschrecklicher Weise lästern und verunehren...*, Bd. 1 und 2, o. Ort, 1700; Joh. Jac. Schudt, *Jüdische Merckwürdigkeiten*, 4 Bde., Frankfurt und Leipzig 1714; Gustav Karpeles, *Geschichte der jüdischen Literatur*, Bd. II, Berlin 1886; C. F. Moore, *Das Judentum in christlicher Darstellung*, übersetzt von R. Perles, in: *Ost und West*, Bd. 5/6 (1922). Im Jahr 1694 erhielt Levin David aus Hanau einen Schutzbrief für Berlin, weil er schon viele Christen, Doktoren und Theologen, in hebräischen, chaldäischen und rabbinischen Wissenschaften unterrichtet habe. Karl XII. von Schweden, die Fürsten von Dessau und Sulzbach und andere unterstützten hebräische Druckereien.

dentum beitragen, dienten andererseits Schriftstellern wie Johann Christoph Wagenseil in seinen „Tela ignea Satanae“ oder Wulfer in den „Theriaca Judaica“, dazu, jahrhundertealte Verleumdungen „wissenschaftlich“ zu begründen. Während diese lateinischen Werke nur Gelehrten zugänglich waren und die breite Masse noch nicht erreichten, änderte sich die Situation im Jahr 1700, als nämlich die baldige Veröffentlichung eines in deutscher Sprache gegen die Juden gerichteten Werkes angekündigt wurde. Der Verfasser dieses Libells, das sich „Entdecktes Judentum“ nannte, war Johann Andreas Eisenmenger, den der pfälzische Kurfürst Johann Wilhelm zum Professor für orientalische Sprachen an seiner Universität Heidelberg ernannt hatte. Durch seine zahlreichen Gespräche mit Juden, die er unter dem Vorwand des Interesses an ihrer Literatur geführt hatte und durch das Studium von 193 hebräischen Schriften fühlte er sich berufen, die Welt über die Irrtümer und Glaubenssätze aufzuklären, die er in den jüdischen Schriften glaubte, entdeckt zu haben.¹⁶⁸

Etwa zur gleichen Zeit da dies bekannt wurde, plünderte in Wien der Mob das Haus Samuel Oppenheimers und vernichtete seine Geschäftspapiere; im fränkischen Kreis überfiel eine durch Inflation und Nahrungsmittelknappheit leicht erregbar gewordene Bevölkerung die Juden in ihren Wohnungen und beraubte sie, so daß der Bischof von Bamberg bewaffnete Soldaten aufbieten mußte, um wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Würde die Bevölkerung in diesem kritischen Augenblick durch die Verbreitung eines derartigen Buches von neuem gereizt werden, schrieb Samson Wertheimer am 12. Juli 1700 im Namen aller jüdischen Gemeinden des Reiches an den Kaiser, so könne dies alsbald einen allgemeinen Aufstand auslösen, der dann nicht nur die Juden gefährden, sondern alle Bewohner im Deutschen Reich in Mitleidenschaft ziehen würde. Deshalb drängte er Leopold, das Erscheinen des Buches zu verhindern und bot an, zusammen mit Samuel Oppenheimer und Leffmann Behrens den Verfasser zu entschädigen und ihm die Druckkosten zu ersetzen.

Wenige Tage später, am 21. Juli, befahl der Kaiser, Eisenmengers Buch so lange zu konfiszieren, bis bekannte Universitätsgelehrte, aber auch namhafte Rabbiner es geprüft und begutachtet hätten. Der Kaiser ließ sich nicht von seiner Entscheidung abbringen, obwohl er von allen Seiten zur Freigabe des Buches gedrängt wurde. Nicht einmal das Argument Friedrichs I. von Preu-

¹⁶⁸ G. Wolf, Der Prozeß Eisenmenger, in: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, 18. Jg., Neue Folge (1869), S. 378-384; 425-432; 465-473; M. Wiener, Des Hof- und Kammeragenten Leffmann Behrens Intervention bei dem Erscheinen judenfeindlicher Schriften, in: Magazin für die Wissenschaft des Judentums, VI, Berlin 1879, S. 48-63; Leopold Löwenstein, Der Prozeß Eisenmenger, in: Magazin für die Wissenschaft des Judentums XVIII, Berlin 1891, S. 209-240; Geheimes Staatsarchiv Berlin, R 21-203; R 21-205.

ßen überzeugte ihn, wonach es der christlichen Religion sehr schaden würde, wenn die Juden so große Macht hätten, ein zur Verteidigung des Christentums geschriebenes Buch zu unterdrücken. Das „Entdeckte Judentum“ blieb für die breite Masse unentdeckt, und erst 1741, in der Zeit der beginnenden Aufklärung, erreichten die Erben Eisenmengers die Veröffentlichung des Buches. Es steht freilich dahin, ob Kaiser Leopold Samson Wertheimer Glauben schenkte, als dieser ihm erklärte, der des Hebräischen kaum kundige Eisenmenger habe die jüdischen Bücher falsch in die deutsche Sprache übertragen. Näher liegt dagegen die Vermutung, daß die Sorge um seine leere Staatskasse den Kaiser veranlaßte, der Bitte seines Hofjuden nachzugeben.

Daß die Ursachen seines Handelns nicht allein Gnade und Milde waren, beweist die von ihm selbst angeordnete Ausweisung der Juden aus Wien im Jahr 1670. Das Datum markiert, neben der Vertreibung der Juden aus Spanien (1492) und den Verfolgungen in Polen (1648), das dritte umwälzende Ereignis in der neueren jüdischen Geschichte. Wenn die Vertreibung der Juden aus Wien und Niederösterreich und die Zerstörung des kulturellen und spirituellen Mittelpunkts im Kaiserreich sich in der Literatur auch nicht in dem Maße widerspiegelt wie die Flucht vor der spanischen Inquisition oder dem Massaker an den polnischen und ukrainischen Juden, so wurde doch der Verlust einer so bedeutenden Gemeinde in ganz Europa als große nationale Katastrophe empfunden.

Allerlei Unglücksfälle am kaiserlichen Hof (ein Brand im Schloß, der die kaiserliche Familie fast das Leben gekostet hätte, die Fehlgeburt der Kaiserin, der Tod des jungen Kronprinzen) benutzten die Stände, der Wiener Magistrat, die Zünfte und die Geistlichkeit zu einem wohlorganisierten Komplott gegen die Juden. Kardinal Kollonitsch übernahm es, den Herrscher davon zu überzeugen, daß die Geschehnisse ein böses Omen und eine Strafe für seine Toleranz gegenüber den Juden seien und den Regenten und seine Ratgeber inständig zu bitten, sie mögen die Vertreibung der Ungläubigen verfügen. Für den Ausfall, den die kaiserlichen Kassen durch den Verlust der Abgaben erlitten, erboten sich die Wiener Bürger jährlich 14.000 Gulden und dazu einen einmaligen Beitrag von 15.000 Gulden zu zahlen. Trotz des Widerspruchs seiner Hofkammer, die die jüdischen Steuerzahler nicht entbehren wollte, befahl der Kaiser am 26. Juli 1670, daß alle Juden und Jüdinnen bis zum Fronleichnamstag des nächsten Jahres Wien und Niederösterreich zu verlassen hätten.

David Kaufmann¹⁶⁹ beschreibt in seiner Chronik die schrecklichen Ereignisse jener Tage, die Verzweiflung der so plötzlich von Haus und Hof Verjagten, ihre Mühen, durch Geld und Bitten den Ausweisungsbefehl rückgängig zu machen, ihre einstimmige Weigerung, sich taufen zu lassen, um ihr Leben zu retten, den hastigen, verlustreichen Verkauf der Geschäfte und Liegenschaften wie auch die eifrigen Anstrengungen verschiedener Hofjuden, die alte Gemeinde vor dem Untergang zu retten. Es war vor allem Manuel Teixeira aus Hamburg, den die Wiener anflehten, er möge versuchen zu verhindern, daß sie, erschöpft und von allen Mitteln entblößt, in die Fremde verstoßen würden. Denn Teixeira stammte aus Spanien, dem Geburtsland der Kaiserin und der Heimat der Jesuiten, die den Kaiser beherrschten und besaß noch immer einflußreiche Freunde unter den Granden am spanischen Hof. In Rom lebte der Freund der Königin von Schweden, Kardinal Azzolino, mit dem Teixeira in ständigem Briefwechsel stand und der Einfluß auf den Papst besaß. Christine selbst, die sich durch ihren Übertritt zum Katholizismus die Gunst des kaiserlichen Hofes erworben hatte, war jederzeit bereit, ihrem jüdischen Freund und dessen Glaubensgenossen zu helfen, wie auch jeden Akt der Intoleranz zu bekämpfen.

Von dem Augenblick an, da Teixeira über das Schicksal der Wiener Gemeinde unterrichtet worden war, tat er alles in seiner Macht stehende, um die Gemeinde zu retten. Er schrieb Briefe und sandte Boten nach Spanien, Österreich und Rom. Er wandte sich an den ihm wohlbekanntesten Grafen Montecuccoli, den Präsidenten des Wiener Hofkriegsrates. Er bat Kardinal Azzolino, beim Papst für die Wiener Juden zu werben. Er forderte Christine auf, durch den päpstlichen Nuntius in Wien die Kaiserin und die Kaiserinmutter um Gnade für die Verfolgten zu bitten. Er stellte die spanischen Granden in seinen Dienst, damit sie den Beichtvater der Kaiserin und die Jesuiten im Umfeld des Kaisers diskret beeinflussen. Während aber Teixeira nicht mehr erreichte als den Aufschub des Auswanderungstermins um ein halbes Jahr, war fünfundsiebzig Jahre später eine andere Rettungsaktion erfolgreicher.

Noch tiefer als durch die Vertreibung der Juden aus Wien im Jahr 1670 wurden die Juden Europas durch den Ausweisungsbefehl des Jahres 1745 getroffen, durch den die Kaiserin Maria Theresia ihre jüdischen Untertanen aus Prag und dem Königreich Böhmen verjagte. Es erschien undenkbar, daß die bedeutendste und angesehenste Gemeinde des Reichs aufhören sollte zu

¹⁶⁹ David Kaufmann, Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien und Niederösterreich, Wien 1889; David Kaufmann, Les victimes de la prise d'Ofen, en 1686, in: Revue des Etudes Juives, Bd. 21 (1890).

existieren. Lebte nicht der Tempel von Jerusalem in der Altneuschul fort, hatten nicht, wie die Sage verkündete, Gottes Engel das Heiligtum nach Prag gebracht, auf daß es in der neuen Erde in altem Glanze wiedererstehe? Hatten nicht dort jahrhundertlang die Ehrfürchtigen, Gerechten und Glaubenstreuen gewirkt und das Joch der Furcht Gottes auf sich genommen? Hatte nicht in Prag der Hohe Rabbi Löw seine Wunder getan, Jomtow Lippmann Heller seine weisen Lehren verkündet, David Gans sein jüdisches Geschichtswerk verfaßt?¹⁷⁰

Es kam ein weiterer Grund hinzu, der die Menschen den Ausweisungsbehl von 1745 anders erleben ließ als fünfundsiebzig Jahre zuvor. Damals hatte noch die starre, dogmenstarke Gegenreformation die Gemüter beherrscht; die Notwendigkeit der Bekenntniseinheit innerhalb des gleichen Staatenverbandes war für alle Herrschenden Europas die Maxime ihrer Politik gewesen. Inzwischen begannen jedoch Literaten und Philosophen, die festen und unveräußerlichen Rechte der Menschen und die Toleranz gegenüber allen Konfessionen zu verkünden und erklärten, es sei die Pflicht eines jeden Staatsmannes, menschliches Leid zu verhindern und seine Untertanen zu moralischer Vollendung zu führen. Wenn in einer Zeit, da die Juden an eine langsame Besserung ihrer Lage und ihre allmähliche Eingliederung in den Staat, in dem sie lebten, glauben durften, die mächtigste Fürstin Europas imstande war, die größte jüdische Gemeinde ihres Landes zu zerstören, so erschienen all ihre Bestrebungen nutz- und sinnlos, und das Schicksal, das nun den Prager Juden drohte, mußte für alle anderen jüdischen Gemeinden befürchtet werden. Konnte man aber die Ausweisung verhindern oder wenigstens einen Teil der Gemeinde vor der Verbannung bewahren, so bestand die Möglichkeit, auch die übrigen Gemeinden in ihrer Existenz zu sichern konnten. „Alle Gemeinden und Länder hängen ab von der Heiligen Gemeinde Prag“, schrieb Wolf Wertheimer an den Rabbiner der Londoner Gemeinde, „und wenn dieser Hilfe geschieht ..., so werden von selbst die Vertreibungen in den anderen Gemeinden und Ländern zurückbleiben so wie ein Gelübde, wenn es teilweise gelöst ist, ganz gelöst ist.“

¹⁷⁰ D. Simonsen, Dänemark und die Juden in Prag 1745, in: Festschrift A. Schwarz, Berlin 1917; Die Juden in Prag. Bilder aus ihrer tausendjährigen Geschichte, Festschrift der Loge Praga, Prag 1927; Samuel Hugo Lieben, Briefe von 1744-1748 über die Austreibung der Juden aus Prag, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der tschechoslowakischen Republik, IV. Jg. (1932), S. 353-479; Josef Bergl, Das Exil der Prager Judenschaft von 1745-1748, (Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der tschechoslowakischen Republik, 1. Jg.), Prag 1929; Wilhelm Dilthey, Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt, in: Deutsche Rundschau, Bd. 27, 108. Jg. (1908); Selma Stern-Täubler, Probleme der Emanzipation und Assimilation, in: Der Morgen, 7. Jg, Heft 5 (1931), S. 423-439.



Gedenkmünze aus Anlaß der Vertreibung der Juden aus Prag.

Silber, Nicolas van Swindern, Holland, 1745.

(The Jewish Museum New York, The Samuel and Daniel M. Friedenbergs Collection)

Die Tragödie selbst spielte sich folgendermaßen ab: Während des zweiten Schlesischen Erbfolgekrieges waren im August 1744 starke preußische Truppen in Böhmen eingedrungen, hatten die Österreicher geschlagen und nach kurzer Belagerung die mangelhaft ausgerüstete und schlecht verteidigte Stadt Prag eingenommen. Obwohl Juden und Christen beim Gräbenziehen und Feuerlöschten Seite an Seite gestanden und beide ihren Teil zu der von den Preußen geforderten hohen Kontribution beigesteuert hatten, wurden die Juden noch während der Belagerung von der Bürgerschaft angeklagt, im Bund mit dem Feind zu stehen. Als infolge eines Sieges der Österreicher die Preußen zum Rückzug gezwungen wurden, beschuldigte man die Juden offen des Hochverrats. Gleich nach dem Abmarsch der Feinde drangen die Husaren, Panduren und der Mob von Prag raubend und mordend in die Judengasse ein, hinterließen 15 Tote, 300 Verletzte, geplünderte Wohnungen und vernichtete Torarollen in den Synagogen.

Am 18. Dezember 1744 bestimmte Kaiserin Maria Theresia, daß „aus triftigen Ursachen“ bis zum 31. Dezember des gleichen Jahres alle Juden die Stadt Prag zu verlassen hätten und daß fortan in ganz Böhmen keinem Juden mehr der Aufenthalt gestattet werden sollte. Nur den Prager Großkaufleuten wurde erlaubt, sich bis Ende 1745 in der Nähe der Stadt aufzuhalten, um die Liquidation ihrer Häuser und Geschäfte und die Bezahlung ihrer Schulden zu erledigen.

Maria Theresia erfuhr von ihren Ministern, die Gerüchte um die Juden seien böse: Alles, was man den Prager Juden vorwerfen könne, sei, daß die Judenstadt während der Belagerung durch einen Zufall nicht getroffen wurde und daß der preußische Kommandant nach einem Tumult betrunkenen Soldaten die Ordnung im Judenquartier wiederhergestellt und die Bewohner vor weiteren Gewalttätigkeiten geschützt habe. Dennoch hielt die bigotte Kaiserin an ihrem Entschluß fest.

Wenige Tage, nachdem der Befehl erlassen worden war, setzte die Rettungsaktion ein. Wolf Wertheimer, Samsons Sohn, der sich in dieser Zeit zur Eintreibung seiner bayrischen Forderungen in Augsburg aufhielt, stellte sich an ihre Spitze. Er sammelte seine Streitkräfte wie ein General, bereit, die feindliche Festung zu stürmen. Wie ein erfahrener Staatsmann spann er seine Fäden und wob in kluger Diplomatie ein Netz um die Kaiserin, das von Augsburg über Schwaben, Bayern, Franken, Sachsen, Braunschweig, Berlin, Hannover, Holland, England, Dänemark und über Italien nach Österreich reichte. Er rief sie alle auf, die Hofjuden der Erzbischöfe und Bischöfe, der Herzöge, Kurfürsten, Statthalter und Markgrafen, eindringlich bei ihren Herren zu intervenieren, damit diese die Kaiserin zum Widerruf ihres Ausweisungsbefehls bewegten. Er hatte die Gabe der Rede und Schrift: er appellierte

an das Verständnis und Mitgefühl der Freunde; er rüttelte an ihr Gewissen, ihr religiöses und moralisches Empfinden; er weckte ihr Gemeinschaftsgefühl und Verantwortungsbewußtsein. Die Hilfe für die Prager Juden müsse von außen kommen, denn ein Gefangener könne sich nicht selbst befreien. Von draußen müsse sich die Stimme erheben, die Stimme der Hilfe, des Schutzes, der Weisheit.... Wie Krieger mögen sie ihre Lenden gürteten. Man müsse Läufer, Stafetten, Kuriere von Hof zu Hof senden, außerordentliche Subventionen aufbringen, um den Zorn der Königin zu beschwichtigen.

Wolf Wertheimer beschränkte sich jedoch nicht darauf, an die Gefühle der Menschen zu appellieren. Mit der Hilfe seiner Glaubensgenossen führte er den verschiedenen Regierungen vor Augen, welch unwiederbringlichen Schaden nicht nur die Wirtschaft Böhmens, Mährens und Österreichs, sondern auch der Handel Hollands, Sachsens und im Grunde aller Messe- und Börsenplätze erleiden würde, wenn die Prager Juden, mit all ihren Kenntnissen, Fähigkeiten und Beziehungen aus dem ökonomischen Leben plötzlich ausgeschlossen wären. Während Teixeira siebzig Jahre zuvor noch an die Milde und Gunst der verschiedenen Staatsmänner und Fürsten appelliert hatte, pochte Wertheimer nun auf das unveräußerliche Recht der Juden als Menschen. Es kam ihm nicht auf Gnade oder Wohlwollen an, sondern auf Gerechtigkeit. Es wäre, so argumentierte er, von übler moralischer Wirkung, wenn die Kaiserin sich von ihren Ratgebern dahin verleiten ließe, mitten im Krieg so viele Menschen zu verjagen, deren Vorfahren seit zwölfhundert Jahren im Land lebten.

Es ist bezeichnend für die Solidarität unter den Hofjuden, daß sich alle, die sephardischen und aschkenasischen, die deutschen, holländischen und englischen, die österreichischen und dänischen, geschlossen hinter Wolf Wertheimer stellten. In Frankfurt übernahm es der gelehrte Moses Löb Kann, ein Schwager Wertheimers, den Mainzer Erzbischof, dessen Hoffaktor er war, zu bewegen, ein „sehr klug eingerichtetes Schreiben“ an Maria Theresia zu senden. Gleichzeitig wandte er sich an die Frankfurter Gemeinde mit der Bitte, Abgesandte an den Papst, nach Rom, Turin, Amsterdam, Nimwegen und London zu schicken. Er selbst veranlaßte den einflußreichen holländischen Juden Tobias Boas im Haag, die Generalstaaten und den englischen König für die Hilfsaktion zu gewinnen. Benedikt Gumperts aus Nimwegen, Bankier der holländischen Regierung und Vermittler in wichtigen politischen und finanziellen Verhandlungen, sorgte dafür, daß der holländische Gesandte in Wien bei Maria Theresia vorsprach, um ihren Entschluß zu ändern.

Moses Kanns Bruder und Shtadlan der Frankfurter Gemeinde, Bär Kann, überzeugte seinen Schwager, den Hildesheimer Rabbiner Oppenheimer, durch eine persönliche Audienz beim Kurfürsten von Köln einen Für-

sprachebrief zu erwirken. Der hannoversche Hofjude Michael David gewann die Unterstützung des Kurfürstenkollegiums seines Landes. Moses Breslauer und Aron Franks, zwei angesehene Männer der Londoner Gemeinde, intervenierten zusammen mit den beiden Vorstehern der portugiesischen Gemeinde beim englischen König, der sofortige Hilfe versprach, damit nicht „eine ganze Nation ruiniert werde.“

Alexander David von Wolfenbüttel, der in engen Geschäftsbeziehungen zur Kaiserinwitwe Elisabeth stand, die die Mutter Maria Theresias und eine braunschweigische Prinzessin war, erhielt vom Rabbiner den Befehl, sich seinen Bart abnehmen zu lassen und selbst am Sabbat nach Wien zu fahren, um durch persönliche Fürsprache das Verhängnis zu bannen.

Koppel Fraenckel, der Gemeindevorsteher von Fürth und Schwiegervater eines Sohnes Wolf Wertheimers, begab sich zum Bischof von Bamberg, weil dessen Wort von großem Gewicht am Wiener Hofe war. Andere Hofjuden wandten sich an den dänischen König, an den Herzog von Blankenburg, den Herzog von Weißenfels, den Großherzog Franz von Lothringen, den Gemahl Maria Theresias, und an dessen Bruder, den Prinzen Karl. Elia Halberstadt aus Dresden, der, wie er selbst schreibt, seinem berühmten Vater Berend Lehmann nachzueifern suchte, erbat die Hilfe seines Herrn, des Königs von Polen. In Wien stellte sich Baron d'Aguiar, der Leiter des österreichischen Tabakmonopols, der mit vielen hohen Persönlichkeiten bekannt und befreundet war, zusammen mit Wertheimers ältestem Sohn Samuel in den Mittelpunkt der Bewegung. Eisik Landau aus Ulm, der Einfluß bei einem Schwager des böhmischen Kanzlers Kinsky besaß, des Hauptverfolgers der Juden, erhielt von Wolf Wertheimer den Auftrag, seine Geschäfte stehen und liegen zu lassen, auf Wolfs Kosten nach Wien zu fahren und alles zu tun, damit der Termin der Ausweisung verschoben würde.

All diese Anstrengungen und Opfer Wolf Wertheimers und seiner Helfer hatten nach dreijährigen Bemühungen schließlich Erfolg. Die aus Prag und Böhmen vertriebenen, mittel- und heimatlos gewordenen Juden durften 1748 aus der Verbannung in die Stadt der „neun großen prächtigen Synagogen und zu den Gräbern der Heiligen“, zurückkehren, doch erst, nachdem sie sich bereit erklärt hatten, für diese Gnade die hohe Summe von 240 000 Gulden in die Kasse der Königin zu zahlen.

Das Sprichwort hatte sich umgekehrt: es schien, als sollten in den Augen der Regierenden die Mittel den Zweck heiligen.

VIII. Der Gemeindegründer und Mäzen

Als die Juden im 15. und 16. Jahrhundert aus fast allen freien Reichsstädten, aus vielen größeren Territorien und einigen Bistümern vertrieben wurden, hatten sie in den Dörfern und Landstädten mancher unabhängigen Reichsritter und Standesherrn Süd-, Mittel- und Westdeutschlands Aufnahme gefunden. Sie erhielten diesen Schutz nicht, weil man unschuldig Verfolgten eine neue Heimat geben, sondern weil man ihre Dienste in Anspruch nehmen und neue Steuerzahler gewinnen wollte. Zugleich beabsichtigten die Schutzherrn – eingedenk des scharfen Gegensatzes zwischen Bürgern und Bauern, Fürsten und Städten, Adel und Patriziat – der reichsstädtischen Bevölkerung gegenüber ihre Geringschätzung zu demonstrieren. Zu diesem Zweck siedelten sie die Juden dicht vor den Mauern der Städte an, die sie zuvor vertrieben hatten und machten sie sich so zu wirksamen Verbündeten gegen den gemeinsamen Feind.¹⁷¹ Auf diese Weise entstanden die großen Judengemeinden von Pfersee, Steppach und Grieshaber vor den Toren der freien Reichsstadt Augsburg, die dichten Siedlungen am Rhein und an der Mosel unweit Köln und Trier, die Gemeinde Breisach nahe Freiburg und Basel, die Schwarzwälder Gemeinden rings um Offenburg, die des Fürstentums Oettingen bei der Reichsstadt Nördlingen und die Fürther Gemeinde Nürnberg gegenüber. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges hatten sich über ganz Deutschland zerstreut in Dörfern und kleinen Städten eine Anzahl von Juden zu sogenannten Landjudenschaften zusammengeschlossen. Größere städti-

¹⁷¹ Carl Heinrich Freiherr Roth von Schreckenstein, *Geschichte der Reichsritterschaft*, 2 Bde., 1859-1862; Leopold Löwenstein, *Geschichte der Juden am Bodensee und Umgebung. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen*, Gailingen 1879; A. Lewin, *Juden in Freiburg i. Br.*, Trier 1890; A. Human, *Geschichte der Juden im Herzogtum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen*, in: *Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde*, Bd. 30 (1898); Eugen Nübling, *Die Judengemeinden des Mittelalters, insbesondere die Judengemeinde der Reichsstadt Ulm. Ein Beitrag zur deutschen Städte- und Wirtschaftsgeschichte*, Ulm 1896; E. Th. Weiss, *Geschichte und rechtliche Stellung der Juden im Fürstbistum Straßburg*, Bonn 1894; Achilles Nordmann, *Geschichte der Juden in Basel*, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde*, Bd. 13 (1914), S. 1-190; Berthold Rosenthal, *Heimatgeschichte der Badischen Juden seit ihrem geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart*, Bühl 1927; Selma Täubler-Stern, *Die Emanzipation der Juden in Baden*, in: *Gedenkbuch zum 125jährigen Bestehen des Oberrats der Israeliten Badens*, Frankfurt am Main 1934, S. 7-104; Raphael Strauss, *Regensburg und Augsburg (Jewish Communities series)*, Philadelphia 1939.

sche Gemeinden waren in dieser Zeit nur in Fürth, Frankfurt am Main, Halberstadt, Worms, Prag, Hamburg und bis zu ihrer Vertreibung im Jahr 1670 in Wien zu finden.

Gegen Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts änderte sich die Situation grundlegend. Die Landjudenschaften verloren ihre Bedeutung, die jüdischen Gemeinden auf dem Land vermochten mit den städtischen nicht mehr Schritt zu halten. Überall – selbst in Orten, die ihnen seit Jahrhunderten verschlossen gewesen waren – entstanden neue Siedlungen, die sich rasch zu geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Mittelpunkten jüdischen Lebens entfalteten.

Eine Reihe dieser neuen städtischen Gemeinden verdankte ihre Entstehung der merkantilistischen Politik der Herrscher, die sie gegründet hatten, um mit jüdischer Unterstützung die ökonomischen Experimente ihrer Staaten durchzusetzen. So wurde die jüdische Gemeinde Berlins von Beginn an systematisch gefördert, weil der Große Kurfürst die Tätigkeit der Juden als nützlich und vorteilhaft für die Entwicklung von Wirtschaft und Handel seiner Stadt schätzte. Die Gemeinde von Frankfurt an der Oder wurde von der Regierung mit dem Ziel unterstützt, den Handel auf der Oder, vor allem aber auf den Messen zu beleben. Im neuerbauten Mannheim siedelte Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz deutsche und portugiesische Juden an, denn er wollte eine moderne Stadt, die sich auf die Prinzipien der Religionsfreiheit, der Selbstverwaltung und des freien Handels gründete. Die jüdische Gemeinde der ebenfalls neu gegründeten Residenzstadt Karlsruhe verdankte ihre Existenz der Tatsache, daß Markgraf Karl Ludwig von Baden-Durlach gezwungen war, seine neue Stadt mit möglichst vielen und wirtschaftlich aktiven Zuwanderern zu peuplieren. Die Markgrafen von Baden-Durlach und Baden-Baden siedelten Juden in Pforzheim, Sulzburg und Rastatt an, um das durch Krieg und Hungersnot verwüstete Land wieder aufzubauen. Die Bischöfe von Speyer nahmen sie auf, um die Finanzen ihrer Territorien aufzubessern.¹⁷²

Andere Städte dagegen, wie Dresden, Leipzig, Kassel, Hannover, Braunschweig, Schwerin, Stuttgart, Ludwigsburg, Bayreuth, Magdeburg, Halle und Breslau, wurden den Juden durch die beharrliche Arbeit der Hoffaktoren geöffnet.

¹⁷² Jacob Wille, *Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert*, Heidelberg 1897; *Badische Neujahrsblätter*, Bd. 7; Jacob Wille, *August Graf von Limburg-Stürum, Fürstbischof von Speyer*. *Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission*, Neue Folge 16, Heidelberg 1913.

Daß es für die Hofjuden keine leichte Aufgabe war, das Recht der Niederlassung durchzusetzen und neue Gemeinden zu gründen, zeigt das Beispiel des Residenten Berend Lehmann aus Halberstadt. Im Jahr 1708 bat er den Kurfürsten von Sachsen, ihm dauerndes Wohnrecht in der Residenzstadt Dresden zu geben und ihm und seinen Angehörigen die ungehinderte Ausübung ihrer Religion zu gewährleisten. Eingedenk der treuen Dienste, die ihm sein Hofjude geleistet hatte, erfüllte August der Starke noch im gleichen Jahr Lehmanns Wunsch, unter der Bedingung, daß er seine Freiheiten nicht überschreite. Kaum aber hatte sich Lehmann – zusammen mit seinem ältesten Sohn Lehmann Berend, seiner übrigen Familie, seinem Hamburger Schwager, dem Generalproviditeur Jonas Meyer und einer Schar kaufmännischer Angestellter und Diener – in Dresden niedergelassen, versuchte der städtische Rat, ihm jedes religiöse Tun zu erschweren.

Als bald nach der Übersiedlung Jonas Meyer ein Sohn geboren wurde, verbot man der Wöchnerin den Besuch einer christlichen Hebamme. Der Vater war gezwungen, in der kältesten Jahreszeit mit dem neugeborenen Kind nach Teplitz zu fahren, weil der städtische Rat die Beschneidung in Dresden nicht erlaubt hatte. Als derselbe Jonas Meyer im Hintergebäude seines Hauses eine Stube für den gottesdienstlichen Gebrauch einrichtete, wurden die Gebetbücher und Geräte von einem über das „gottlose Unternehmen“ aufgebrauchten Stadtgericht beschlagnahmt. Als seine Tochter im Jahr 1715 starb, mußte man sie in Teplitz beerdigen, weil den Juden in der Residenz ein Friedhof nicht gestattet war.

Durch seine ruhige Bestimmtheit und Zähigkeit gelang es Berend Lehmann jedoch schon nach kurzer Zeit, die Opposition der Kaufmannschaft, der Zünfte, der Stände und des städtischen Rates zu meistern. Die beschlagnahmten Kultgeräte mußten zurückgegeben werden. Den gebärenden Frauen sicherte man die Hilfe der städtischen Hebammen zu. Der Garten, den er vor dem Pirnaschen Tor gekauft hatte, durfte als Friedhof genutzt werden. Der Gottesdienst wurde in einem Privathaus, wenn auch nur in „aller Stille und ohne Geschrei“ gestattet. Damit war der Grundstein für eine neue Gemeinde gelegt.

Als man 1723 die Zahl der Diener und Angestellten der beiden Hofjuden spezifizierte, stellte sich heraus, daß Meyer vierundvierzig und Lehmann dreißig Personen unter seinem Schutz nach Dresden gebracht hatte. Jonas hatte schon 1708 seinen Bruder Rubens als Buchhalter mitgebracht; nach dessen Tod setzte Rubens' kluge Witwe das Geschäft ihres Mannes fort. Jonas' Sohn, der Hof- und Kammeragent Joseph Jonas Meyer, der während des Siebenjährigen Krieges der Dresdner Regierung wertvolle Dienste geleistet hatte, ließ 1754 einen weiteren Verwandten von Hamburg nach Sachsen nachkom-

men. Seine Tochter heiratete Abraham Hirschel aus Berlin, der sächsischer Hoffaktor wurde, bis sein Prozeß mit Voltaire ihn um Titel und Stellung brachte. Auch ein anderer Schwiegersohn, Gerson David Alexander, erwarb sich die Hoffaktorenwürde, während manche Angestellten, wie Joel Elias Seckel, Lehmann Berends Buchhalter, in Hofdienste traten. Wiederum andere, wie der Hamburger Ephraim Abraham Levi und seine Söhne erhielten durch Minister Brühl, den „Schutzengel“ der Juden, wie sie ihn nannten, Pässe, Titel und Niederlassungsrecht.

In Leipzig erwirkte im Jahr 1710 der Münzunternehmer und Hoffaktor Gerd Levi aus Hamburg,¹⁷³ ein Verwandter des Moses Benjamin Wulff und Schwiegersohn des bekannten Hamburger Juwelenhändlers Jeremias Fürst, das Recht, sich als Gold- und Silberlieferant der Regierung niederzulassen. Obwohl der Leipziger Rat ihn der Münzvergehen und Bereicherung auf Kosten des Staates anklagte und seine Ausweisung beantragte, wurde Gerd Levi, der dem Sohn August des Starken die Mittel für die zweite polnische Königskrone vorgestreckt hatte, der Aufenthalt zu keiner Zeit verboten. Nach seinem Tod führte sein Sohn Levi Gerd das Geschäft im gleichen Umfang weiter, während sein Schwiegersohn Isaak Jacob sich selbständig machte und anderen Juden die Tore Leipzigs öffnete.

Der erste Hofjude im Besitz des Niederlassungsrechts in Kassel war Benedikt Goldschmidt aus Frankfurt am Main, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Dienste des Landgrafen von Hessen stand. Als Schtadlan hatte er die hessische Landjudenschaft während des Dreißigjährigen Krieges vor manchen Leiden und Verfolgungen bewahrt und für sich als Hofjude das Recht durchgesetzt, in seinem Hause Privatgottesdienst halten zu dürfen. Der eigentliche Begründer der Kasseler Gemeinde war jedoch Abraham David aus Halberstadt, ein Zeitgenosse Berend Lehmanns, ein Bruder des Braunschweiger Hoffaktors Alexander und des hannoverschen Kammeragenten Michael David. Durch die Vermittlung des Kurfürsten von Hannover nahm der Landgraf von Hessen im Jahr 1711 Abraham als Schutzjuden in Kassel auf. Sechzehn Jahre später machte er ihn, in Anerkennung seiner wertvollen Dienste, zu seinem Hofagenten.

Wie sein Bruder Alexander, der die Braunschweiger Gemeinde begründete, besaß Abraham großes Organisationstalent. Er wurde bald Schtadlan der hessischen Landjudenschaft oder, wie das hessische Constitutenbuch ihn nennt, der „weit berühmte Rabbi von Cassel“. Sein Verdienst war es, daß private Betstuben, die der Cliquenbildung Vorschub geleistet hatten, abgeschafft

¹⁷³ Johannes G. Hartenstein, *Die Juden in der Geschichte Leipzigs*, Berlin 1938.

und eine allgemeine Synagoge gegründet wurde, die bald zum religiösen und kulturellen Mittelpunkt der aufblühenden Gemeinde werden sollte.

In Hannover erwarb Leffmann Behrens das Privileg, einen eigenen Rabbiner anzustellen, einen Friedhof anzulegen, eine Synagoge zu bauen und ein Lehrhaus zu gründen und zog angesehene Kaufleute, Gelehrte und Rabbiner in die kurfürstliche Residenz. Joseph Hameln, der Schwiegervater Leffmanns und der Memoirenschreiberin Glückel, verbrachte dort seine letzten Lebensjahre. Der Rabbiner von Holleschau, Joseph Oppenheim, der Sohn des berühmten mährischen Landrabbiners und Bibliophilen David Oppenheim, ein Enkel Leffmanns und ein Schwiegersohn Samson Wertheimers, zog 1721 als kaiserlicher Hoffaktor nach Hannover. Ihm folgten zwei Söhne Berend Lehmanns, Moses Kosmann und Mordechai Gumpel, sowie Simon Wolf Oppenheimer, ein Sohn Samuels, der, mit einer Enkelin Leffmanns vermählt, in der Residenzstadt ein bedeutendes Bankgeschäft gründete. Leffmanns Nachfolger als Vorsteher der Gemeinde wurde Michael David. Nach dem Bankrott des Hauses Leffmann Behrens kaufte er die von Behrens gegründete Synagoge und übergab sie mit allen Einrichtungsgegenständen und ihrem Tora-schmuck der Gemeinde. Diese ehrte ihn in ihrem Memorbuch als einen der edelsten und vornehmsten Männer, der sich durch seine Fürsprache bei Königen die Liebe und Verehrung seiner Brüder erworben habe.¹⁷⁴

Der Mecklenburger Hofjude Michel Hinrichsen aus Glückstadt war der erste Jude, der sich nach zweihundert Jahren in der Residenzstadt Schwerin niederlassen und in seinem Haus eine Synagoge einrichten durfte. Aber die Schweriner Gemeinde wurde nicht durch ihn, sondern durch den Hofagenten Nathan und dessen Bruder, den Hofpetschierstecher Philipp Aron, neugegründet. Diese beiden Brüder hätten, so berichtete der Mecklenburger Magister Tychsens im Jahr 1769, den Juden in allen Städten des Landes, mit Ausnahme von Rostock, die „Freiheit, zu wohnen“ erwirkt.¹⁷⁵

Fast zur gleichen Zeit erteilte der Markgraf Friedrich von Ansbach-Bayreuth seinem Residenten Moses Seckel die Konzession, in der Residenzstadt Bayreuth, aus der die Juden 1515 vertrieben worden waren, zwanzig jü-

¹⁷⁴ Ein Sohn des Leffmann, Moses Jacob, wurde im November 1680 in Lüneburg zugelassen, als erster Jude, nachdem die Stadt im Jahr 1350 die Juden vertrieben hatte. Er war ein Schwiegersohn von Elias Gumperts aus Kleve und hatte eine seiner Töchter an einen Sohn Samuel Oppenheimers verheiratet.

¹⁷⁵ Otto Neumann, Tychsens origineller Bericht über die Mecklenburger Juden von 1769, in: Jüdische Familien-Forschung, Heft 17 (1929), S. 119-128; Heft 18 (1929), S. 138-149 und Heft 19 (1929), S. 162-171. In Mecklenburg-Strelitz gründete der Hofagent Wolf, während der Regierung des Herzogs Adolf Friedrich um die Mitte des 18. Jahrhunderts, eine jüdische Gemeinde, die bald auf 130 Familien anwuchs.

dische Familien anzusiedeln. Der Markgraf erlaubte Seckel den Kauf eines im Zentrum der Stadt gelegenen Hauses, damit er es als Synagoge für die Einwanderer einrichte. Vier Jahre nach ihrer Gründung zählte die Gemeinde vierunddreißig, 1771 bereits achtundsechzig Haushaltungen.

In Bayern hatte eine strenge Gesetzgebung, die selbst jüdischen Durchreisenden einen hohen Leibzoll auferlegte, Juden seit dem Jahr 1533 aus dem Land und aus der Residenzstadt München verbannt. Infolge seiner schlechten Finanzlage konnte Kurfürst Max Emanuel jedoch nicht verhindern, daß sich sein Hauptgläubiger Wolf Wertheimer und sein Militär- und Pferdelerieferant Joseph und Abraham Mändle jahrzehntelang in München aufhielten. Wolf Wertheimer und die Mändles bereiteten den Boden für die Münchner Gemeinde, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter der Führung bedeutender Hofjuden allmählich entwickelte, unter ihnen der Generalentrepreneur der bayrischen Armee, Aron Elias Seligmann,¹⁷⁶ Isaak Seligmann und Abraham Uhlfelder.¹⁷⁷

In Württemberg hatte die Landesverfassung die Ansiedlung von Juden und die Erteilung von herzoglichen Schutzbriefen strengstens verboten. Die Nachbarländer wurden gebeten, Juden aus ihren Gebieten auszuweisen und die schwäbischen Untertanen mit Landesverbannung bestraft, wenn sie Geschäfte mit Juden machten. Eine Änderung trat erst ein, als in den 1720er Jahren die Gräfin Würben, die Geliebte Eberhard Ludwigs, für ihren Hofjuden Isaak Landauer den Aufenthalt in Stuttgart durchsetzte und auf Veranlassung ihres anderen Hoffaktors Levin Fraenckel vierundzwanzig jüdische Familien in Freudenthal und Gochsheim aufnahm, zwei Orte, die ihr der Herzog geschenkt hatte. Einige Zeit später erreichte Jud Süß im Jahr 1736, daß sich in Stuttgart zwei und in der zweiten württembergischen Residenzstadt Ludwigsburg sechs jüdische Familien ansiedeln durften, die unter seiner und des Herzogs unmittelbarer Gerichtsbarkeit standen.

Samuel Oppenheimer galt als Begründer der neuen Wiener Gemeinde, weil er der erste Jude war, der nach der Vertreibung von 1670 wieder in der Stadt leben durfte. Doch war den Wiener Hoffaktoren, den einflußreichsten und bekanntesten des Reichs, zu keiner Zeit gestattet, eine wie der amtliche Ausdruck lautete, jüdische „Communität“ zu bilden. Mit Rücksicht auf die Gefühle der christlichen Bevölkerung, die den Unteren Werd, das frühere Judenviertel, in „Leopoldstadt“ umbenannt hatte, damit selbst die Erinnerung an die früheren Bewohner getilgt würde, blieb den Hofjuden verboten, sich

¹⁷⁶ Der Konvertit und spätere Baron von Eichthal.

¹⁷⁷ Er war der Großvater von Friedrich Julius Stahl, der die Idee vom christlichen Staat und damit den Konservatismus in Preußen prägen sollte.

offiziell als Gemeinde zu bezeichnen. Sie lebten unter dem Schutz des Kaisers als einzeln Privilegierte und infolge seiner besonderen Gnade als persönlich Tolerierte. Sie bildeten eine Art Kolonie, deren Mitglieder dem Staat jedes Jahr eine sogenannte „Toleranztaxe“ von 6 000 Gulden zu zahlen hatten. Erlösch ein solches Privileg, so mußte der tolerierte Jude unverzüglich die Kaiserstadt verlassen. Eine Synagoge zu bauen oder einen gemeinsamen Gottesdienst zu halten, blieb den Angehörigen der Kolonie untersagt. Samuel Oppenheimers Gesuch im Jahr 1687, in seinem Haus eine Betstube einrichten zu dürfen, wurde von der Hofkammer abgelehnt. Seine Stellung war aber stark genug, daß er für sich, seine Familie und die große Zahl seiner Angestellten und Diener auch ohne Zustimmung der Behörden in seinem Hause Gottesdienst abhalten konnte. Sei es doch keine Synagoge zu nennen, schrieb er, nachdem man ihn angezeigt hatte, wenn er nach Vorschrift seiner Religion in seinem Hause bete, wie jeder Mensch zu beten verpflichtet sei, wolle er nicht wie ein Tier leben. Auch Samson Wertheimer, Hirschel Löb Sinzheim, Berend Eskeles und andere richteten in ihren Wohnungen eigene, nach außen nicht sichtbare Betstuben ein, für die sie Torarollen, Bücher und andere Kultgegenstände anschafften und Rabbiner, Vorsänger und Diener anstellten. „Schulen hat jedermann in seinem Haus“, berichtete der jüdische Reisende Abraham Levi, als er am Anfang des 18. Jahrhunderts Wien besuchte.

Waren die Hofjuden auch gezwungen, der Hofkammer wöchentlich ein genaues Verzeichnis ihres Gesindes einzusenden und ihre Wohnungen immer wieder kontrolliert und inspiziert wurden, den Dienern und Buchhaltern weder erlaubt war, zu heiraten, noch sich in irgendeiner Weise selbständig zu machen oder eine eigene Wohnung zu nehmen, so gelang es ihnen doch, eine große Anzahl von Einwanderern unter dem Schutz ihres Privilegs zu verbergen. Wenn einer offiziellen Liste vom Jahr 1723 zufolge Oppenheimers Privileg 121 Personen einschloß, so ist anzunehmen, daß die Zahl der nicht Angemeldeten ebenso groß oder noch größer war.

Durften die Wiener Juden offiziell auch keine Gemeinde konstituieren, so versuchten sie doch zumindest, die für das Gemeindeleben notwendigen Dienste zu gewährleisten. Sie bauten Krankenhäuser und Altenheime, errichteten Institutionen des Sozial- und Wohlfahrtswesens, gründeten eine Chewra Kaddischa und stärkten damit das Zusammengehörigkeitsgefühl der jüdischen Einwohner Wiens – eine Aufgabe, die Samuel Oppenheimer wichtiger erschien als der Versuch, die Gunst des Kaisers zu erlangen.

Als die Stadt Magdeburg, die während des Mittelalters nahezu den Status einer Freistadt genossen hatte, nach heftigem Widerstand 1680 unter die Herrschaft Brandenburgs fiel, war eine ihrer Bedingungen vor der Kapitulation die Erhaltung ihres Judenregals, das heißt die Souveränität in jüdischen

Angelegenheiten. Obwohl der Große Kurfürst den Ständen aller preußischen Provinzen das Vorrecht des Judengeleits entzogen hatte, war er angesichts der starren Opposition der Stadt gezwungen, einzulenken und sie vom Zwang der Ansiedlung von Juden zu befreien. Dieses „Privileg“¹⁷⁸ wurde von seinem Nachfolger, Friedrich I. bestätigt. Er vermochte lediglich, ihnen das Recht zur Erhebung des Leibzolls von durchreisenden Juden zu entziehen und Abraham Liebmann, dem Sohn der Hofjüdin, die Handelskonzession für die gesamte Provinz Magdeburg zu sichern. Es blieb der Familie Gumperts aus Kleve vorbehalten, das eigensinnig bewahrte Privileg der Stadt zu brechen und das Niederlassungsrecht für Juden in Magdeburg zu erwirken. Friedrich Wilhelm I., der keinen Eingriff in seine Souveränität duldet und die Opposition der Stände nicht beachtet, erteilte am 24. Juni 1719 den Inhabern des Bankhauses Gumperts in Kleve, den beiden Hoffaktoren Levi und Jacob und ihrem Kompagnon Elias Ruben Gumperts, das Recht, sich in Magdeburg niederzulassen und dort ohne Beeinträchtigung des Magistrats zu handeln – als Dank für ihre seit Jahrzehnten dem königlichen Haus geleisteten treuen Dienste.

In seinem letzten Lebensjahr (1688) ließ sich der Große Kurfürst von seinem Hofjuwelier Jost Liebmann überreden, Salomon Israel, einem Sohn Esthers aus erster Ehe, einen Schutzbrief auf die Stadt Halle auszustellen, mit allen Rechten und Freiheiten der Berliner Juden. Einige Jahre später wurden der sächsische Armeelieferant Assur Marx, der in engen Geschäftsbeziehungen zu Berend Lehmann und in Israels Diensten stand, sein Sohn Marx Assur, der sächsischer und schwedischer Faktor war, der Merseburger Hofjude Berend Wolf und Elia Wulff aus Dessau auf Halle vergleitet. Diese welterfahrenen und im Umgang mit Behörden gewandten Männer erwirkten schon nach kurzer Zeit das Recht, einen Friedhof anzulegen, ein Haus zu kaufen und eine Synagoge einzurichten. Schließlich erhielten sie ein Generalprivileg, das ihnen den freien Handel in der gesamten Provinz Magdeburg gestattete. Unter der Führung Salomon Israels, der den Geschäftssinn des Vaters und den Stolz und die Selbstsicherheit der Mutter geerbt hatte, zog die Hallesche Gemeinde bald Zuwanderer aus allen Teilen des Reichs an, so daß sie im Jahr 1721 bereits dreiunddreißig, im Jahr 1733 neunundvierzig Familien zählte.

In Königsberg versuchte Anfang des 18. Jahrhunderts der Hofjude Bendix Jeremias aus Berlin zwischen den widerstreitenden Interessen des städtischen Magistrats und denen der preußischen Bürokratie zu vermitteln. Während die städtischen Ratsherren sich einer Ansiedlung von Juden heftig widersetzen, befürworteten die preußischen Beamten mit Nachdruck die

¹⁷⁸ Keine Anführungszeichen im englischen Text.

Gründung einer jüdischen Gemeinde: der preußische Handel war abhängig von den Kaufleuten aus dem Osten, die sich bitter beklagten, während ihrer wochenlangen Aufenthalte in der Stadt ihren religiösen Pflichten nicht nachkommen zu können. Als offiziell von der Regierung eingesetzter Pächter des Judenzolls beantragte Bendix Jeremias, ihm das Vorsteheramt über die polnischen, litauischen und russischen Händler und die wenigen in Königsberg wohnenden Juden zu übertragen, damit er ihre Streitigkeiten schlichtete, für den Gottesdienst, den Unterhalt der Armen und das Begräbnis der Toten sorgen und Disziplin und Ordnung aufrecht erhalten könne. Zwei Jahre nach seinem Tod wurden seine Ideen verwirklicht. Am 7. April 1722 erging aus Berlin ein Befehl an die ostpreußische Provinzialregierung, einen Vorsteher und einen Rabbiner für die Juden in Königsberg einzusetzen. Damit war auch in der Metropole am Pregel eine staatlich anerkannte Gemeinde konstituiert. Sie bestand 1737 aus dreißig Familien, meist wohlhabenden Geldhändlern, Fabrikanten und Kommissionären.

Als die Breslauer Judenschaft im Jahr 1454 zur Auswanderung gezwungen wurde, gelang es einigen ihrer Mitglieder, sich in den benachbarten Vororten niederzulassen, von wo aus sie wie die russischen, polnischen, böhmischen und mährischen Juden die Messen der Stadt besuchen konnten.¹⁷⁹ Gegen den Willen des städtischen Magistrats erhielten einzelne, für den österreichischen Münzbetrieb unentbehrliche Lieferanten und Pächter das Recht des freien Zugangs nach Breslau und des freien Handels dort. Zur Zeit Kaiser Karls V. leitete Isaak Mayer aus Prag, während des Dreißigjährigen Krieges Manasse von Hotzenplotz die kaiserliche Münze. Um die Mitte und das Ende des 17. Jahrhunderts belieferten Marcus Perlheffter aus Wien, Herz Moyses aus

¹⁷⁹ Worbs, Geschichte der Juden in Schlesien (Schlesische Provinzialblätter, Heft 6, 1804), S. 209ff.; A. Geyder, Zur Geschichte der Juden in Schlesien. Schlesische Provinzialblätter, Bd. 108 (1838); Christian Ritter d'Elvert, Zur Geschichte der Juden in Mähren und Österreichisch-Schlesien (4. Teil der Beiträge zur österreichischen Rechtsgeschichte), Brünn 1895; Colmar Grünhagen, Geschichte Schlesiens, Bde. I und II, Gotha und Breslau 1884 und 1886; Marcus Brann, Geschichte der Juden in Schlesien, Teil 1-6, in: Jahresbericht des jüdisch-theologischen Seminars „Fraenckelscher Stiftung“ in Breslau, Jge. 1896, 1897, 1901, 1907, 1910, 1917; Israel Rabin, Die Juden in Zülz, Zülz 1926; Bernhard Brillling, Die jüdischen Familien von Zülz, in: Jüdische Familienforschung, Jg. IV (1928), Heft 15, S. 72-76 und Jg. V (1929), Heft 19, S. 177-181; Israel Rabin, Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der Juden in Schlesien im 18. Jahrhundert, in: Bericht des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau (1931), S. 1-60; Bernhard Brillling, Der Prager „Schammes“ in Breslau (Zeitschrift für die Geschichte der Juden in der Tschechoslowakei, I. Jg., Heft 3 (1931), S. 139-159; Bernhard Brillling, Beiträge zur Geschichte der Breslauer Juden, Bd. I und II (1933 und 1936); Elisabeth Kupka, Die zwölf von Friedrich dem Großen 1744 privilegierten Judenfamilien in Breslau, in: Jüdische Familienforschung, Jg. V, Heft 20 (Berlin 1929), S. 186-189; Akten des Breslauer Staatsarchivs, Rep. 14, P.A.II, 43a-Rep. 199, P. XIV, Nr. 5, Bd. I.

Hamburg und Zacharias Lazarus regelmäßig das Breslauer Münzamt. Während aber Perlheffter und Moyses nach einiger Zeit die ungastliche Stadt an der Oder verließen, deren Bürger durch Exzesse und Krawalle ihre Tätigkeit zu unterbinden suchten, ließ sich Zacharias Lazarus als privilegierter kaiserlicher Münzlieferant (vermutlich um 1656) in Breslau nieder. Da er ein Neffe des bekannten Hirschel Lazarus war, jenes Mannes, der mit dem Großen Kurfürsten wegen der Aufnahme der Wiener Juden verhandelt hatte, liegt die Vermutung nahe, daß Zacharias zum Kreis jener kaiserlichen Hofjuden zählte, die bis zu ihrer Ausweisung den Handel der Monarchie beherrschten. Nach seinem Tod wurde sein Sohn Lazarus Zacharias, und als dieser 1720 starb, seine Enkel Elias, Zacharias, Joseph und Abraham zu kaiserlichen Münzlieferanten ernannt. Ihnen zur Seite stand ihr Verwandter Philipp Lazarus, der Sohn Lazarus Hirschels, dem Kaiser Leopold als Dank für die Ordnung seines Münzwesens das Niederlassungsrecht in Breslau gegeben hatte.

Neben diesen Münzjuden gab es eine zweite Gruppe, welcher der jüdenfeindliche Magistrat das Wohnrecht in der Stadt nicht versagen konnte: die sogenannten Schamoschim oder „Schammesse“. Es waren dies eidgebundene Beauftragte der polnischen, böhmischen und mährischen Juden, die die Aufgabe hatten, den gesamten polnisch-jüdischen Handel durchzuführen, die auf den Messen geknüpften Handelsbeziehungen zu pflegen und neue Geschäfte zu vermitteln. Zusammen mit ihren Angestellten, Kultusbeamten und Schulmeistern bildeten sie eine ansehnliche Gemeinschaft, die aber ohne Zusammenhang mit den übrigen Juden der Stadt lebte und keine eigenen Gemeindevorrichtungen besaß.

Wie in anderen Städten, so wurden auch in Breslau die komplizierten Gemeindeverhältnisse von den wenigen privilegierten Hofjuden, wie Zacharias, Hirschel und Kuh, geordnet. Durch ihr Wirken verbanden sich die verschiedenartigen, einander bekämpfenden und miteinander rivalisierenden Elemente nach dem Muster der übrigen Gemeinden im Reich zu einer Einheit. Aus diesen Anfängen entstand die später so große und bedeutende Breslauer Gemeinde.¹⁸⁰

Die neuen Gemeinden, welche die Hofjuden gründeten, unterschieden sich in ihrer Verfassung und Organisation in keiner Weise von den übrigen Gemeinden in Deutschland. Sie wurden in der Absicht geschaffen, den Juden ihre gewohnte Lebensweise zu erhalten und dabei die einzelnen Gruppen aus verschiedenen Ländern mit unterschiedlichen Sprachen zu einem homogenen

¹⁸⁰ B. Weinryb, Eine jüdische Gemeindeorganisation in Breslau zu Beginn des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland, II. Jg. (1930), S. 301-304.

Ganzen zusammenzufügen. Die Hofjuden dieser Epoche versuchten noch nicht, diesen Gemeinden neue Ideen zu vermitteln, das Gemeindeleben zu reformieren und es in Einklang mit den Sitten und Formen der Umwelt zu bringen wie es Jahrzehnte später Herz Samson, Israel Jacobson, David Friedländer und andere taten.

Was aber stand hinter dem unablässigen Bemühen dieser Männer, die sich selbst in Kleidung, Sprache und Lebenshaltung ihrer Umwelt angepaßt hatten, die alte Gebundenheit und Gemeindefradition zu bewahren? Es ist nirgends überliefert, welchen Einfluß die höfische Umgebung auf diese Juden hatte. Wir wissen nicht, ob sie diese Welt bewunderten, ablehnten oder sich kritisch mit ihr auseinandersetzten. Wir wissen nicht, ob es sie belastete, wenn sie eine Politik förderten, deren Zweck jedes Mittel heiligte oder ob sie moralische Bedenken trugen, einer Welt zu dienen, in der die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken zum Gesetz erhoben wurde. Auch ist keine Äußerung erhalten, aus der wir entnehmen könnten, ob die Hofjuden Anteil nahmen am Geschick des Landes, in das der Zufall sie geführt hatte; ob sie sich selbst nur als Rad in einem staatlichen Mechanismus betrachteten, der von einer Gewalt in Bewegung gesetzt wurde, für die sie keine Verantwortung trugen; ob das Geld, das sie den Fürsten verschafften, für sie nur eine Zahl ohne Bedeutung war oder ob der Zweck sie interessierte, für den man es verwandte.

Eines jedoch ist sicher: in dem Augenblick, da der Hoffaktor unter den Seinen in der Gemeinde weilte, in der Synagoge betete oder in den Heiligen Schriften las, verschwand für ihn die höfische Welt. Dann wußte er nichts mehr von französischen Subsidien oder Bestechungsgeldern für polnische Magnaten, von der Jagd nach fremden Kronen oder der Versorgung hungriger Heere. Hier galten für ihn andere Gesetze und Normen als bei Hofe. Reichtum und Freundschaft mit Fürsten vermochten hier nicht, ihm den Respekt seiner Glaubensgenossen zu sichern, so sehr sie ihn auch umschmeichelten und um seine Gunst buhlten. In der Gemeinde war nicht der Hofjude der unumstrittene Führer, sondern der Rabbiner, der Gelehrte, der Heilige. Er war das Vorbild für alle und ihr Ratgeber, der ihre Angelegenheiten ordnete und ihre Konflikte löste. Wollte der Hofjude in gleicher Weise verehrt werden wie der Rabbiner, so mußte er sich rabbinisches und talmudisches Wissen aneignen; wollte er sich seiner Position in der Gemeinde würdig erweisen, so mußten sein Charakter und sein Ruf über jeden Vorwurf erhaben sein.

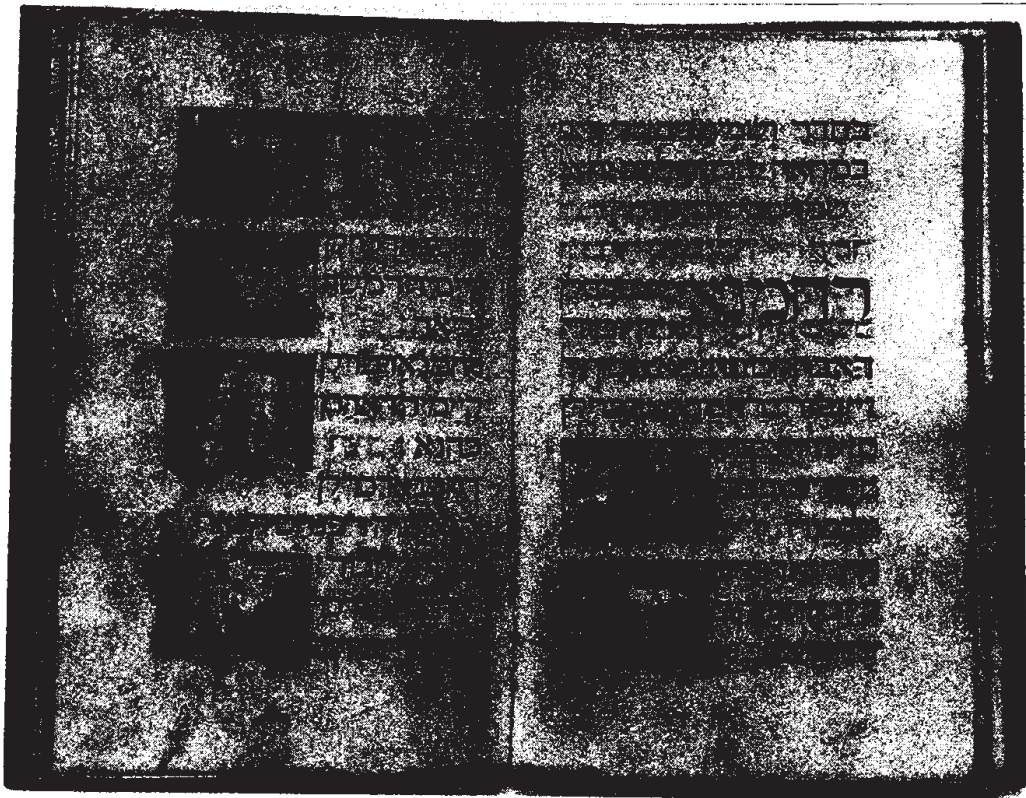
Vor diesem Hintergrund wird nicht nur verständlich, daß die Hofjuden die traditionelle Form der Gemeinde bewahrten, sondern auch, warum viele von ihnen ordinierte Rabbiner waren oder es an talmudischem Wissen mit je-

dem angesehenen Gelehrten aufnehmen konnten. Die Haltung jenes Prager Juden, der seinen in Wien lebenden Sohn schalt, weil dieser zu früh begonnen habe, sich kaufmännisch zu betätigen, anstatt sich dem Studium der heiligen Bücher zu widmen, war in dieser Zeit keine Seltenheit.¹⁸¹ So großen Wert die Hofjuden darauf legten, ihre Söhne und Töchter mit den Töchtern und Söhnen befreundeter Familien zu verheiraten – Gumperts, Leffmann, Lehmann, Liebmann, Oppenheimer, Wertheimer, Hirschel, Michael, Geldern, Reinganum, Beer, Drach, Kann, Wulff, Itzig, Ephraim oder David waren alle in irgendeiner Weise miteinander verwandt – noch größeren Wert legten sie darauf, ihre Nachkommen mit Kindern gelehrter Väter zu verloben.

Samson Wertheimer, selbst der Schwiegersohn eines Mannheimer Rabbiners, war stolzer auf die Würde eines privilegierten Rabbiners der Judenschaft des Reichs und auf seinen Namen als Fürst des heiligen Landes als auf alle Titel und Ehren, die der Wiener Hof ihm verlieh. In seinem Testament bestimmte er seinen jüngsten Sohn für das Studium des Talmuds und fügte den ausdrücklichen Wunsch hinzu, daß dieser weder auf Geld und Schönheit, noch auf äußere Größe und Ehre Rücksicht nehmen solle, wenn er sich einmal verheirate, sondern daß er ein frommes Mädchen, die Tochter eines angesehenen Rabbiners, zur Frau nähme. Für diese zukünftige Schwiegertochter setzte er 25.000 bis 30.000 Taler aus, damit sie diese Summe als Mitgift in die Ehe einbringen könne.

Leffmann Behrens, der als ein wahrer Sohn Arons gefeiert wurde, widmete sich morgens und abends trotz drängender Geschäfte seinen rabbinischen Studien. Von dem gesetzeskundigen Simon Wolf Oppenheimer, der mit einer Enkelin Leffmanns verheiratet war, hieß es, ihm sei ein bloßes Wort so heilig gewesen wie ein Schwur. Der kaiserliche Hoffaktor Joseph Oppenheim wurde als Rabbiner in Holleschau und gelehrter Bibliophile bekannt, ehe er sich als Finanzmann und Bankier in Hannover niederließ. Dem jüngsten Sohn des Kammeragenten Michael David war die Tora so geläufig, das er sie beinahe auswendig kannte. Sein Onkel, der braunschweigische Hofagent Alexander David, benutzte jede freie Minute, um sich mit Bibel und Talmud zu beschäftigen. Alexanders Schwiegersohn, der Mecklenburger Hoffaktor Jechiel Wallich, war ein Schüler des Rabbiners Jonathan Eibeschütz und der Verfasser des geistreichen Werkes „Beth Halewi“. Elias Gumperts, selbst der Sohn und Bruder eines Landrabbiners, verheiratete seine Tochter mit dem Hofjuden Löb Kleve, der den ehrenden Titel „Gaon“

¹⁸¹ Alfred Landau/Bernhard Wachstein, Jüdische Privatbriefe aus dem Jahre 1619, Wien und Leipzig 1911.



Gebete für Jom Kippur Katan von Aaron Wolf Herlingen, Wien 1725. Das in aramäisch handgeschriebene und -gemalte Gebetbuch stammt aus dem Besitz der Wiener Hoffaktorenfamilie Wertheimer. Nahariya/Israel, Sammlung Moller, aus: Vivian B. Mann/Richard I. Cohen, From Court Jews to the Rothschilds, (AK) München/New York 1996, S. 171.

trug. Ein Enkel von Elias, Bendit Gumperts, war der erste schlesische Landesrabbiner in Breslau.

Der Portugiese Michel Hinrichsen ließ einen polnischen Rabbiner nach Schwerin kommen, um mit ihm talmudische Studien zu treiben. Von Marx Assur, dem sächsischen und schwedischen Hoffaktor, erzählt der Geschichtsschreiber der Stadt Halle, daß er ein bedeutender Gelehrter und Besitzer einer großen Bibliothek gewesen sei.¹⁸²

Die Eltern von Süß wollten, so heißt es, daß der Knabe studiere und Rabbiner werde, da Joseph schon als Kind einen scharfen Verstand und eine rasche Auffassungsgabe zeigte.¹⁸³ Daß er über gute Kenntnisse der hebräischen Sprache verfügte, geht aus manchen seiner Äußerungen hervor. Möglicherweise geht auch ein Teil seines juristischen Wissens, seine treffenden rechtskundigen Ratschläge, seine schneidende Art, Gegner zu widerlegen und seine kunstvolle Argumentation in Gutachten und Memoranden, auf die Talmudstudien seiner Jugend zurück.

Die zahlreichen Synagogen, welche die Hofjuden errichteten – in Kleve, Emmerich und Wesel,¹⁸⁴ in Hannover,¹⁸⁵ Halberstadt,¹⁸⁶ Kassel,¹⁸⁷ Sulzbach,¹⁸⁸ Bayreuth,¹⁸⁹ Baiersdorf,¹⁹⁰ Braunschweig¹⁹¹ und andernorts – sind sämtlich im Stil und mit den Mitteln ihrer Epoche erbaut. Die Kunstwerke, mit denen man sie ausstattete – die Torakronen aus Bronze und Silber, die marmornen Säulen, die vergoldeten Geräte und Gefäße, die feingewirkten Tapisserien mit ihren exotischen Mustern wie auch die in kostbares Leder gebundenen illuminierten Pergamenthandschriften –, sind bis ins Detail Erzeugnisse der zeitgenössischen Barockkunst, wenn auch jüdische Künstler sie gefertigt haben.¹⁹² Aber diese Synagogen wurden nicht gebaut, diese Kunst-

¹⁸² Joh. Chr. von Dreyhaupt, Ausführliche diplomatisch-historische Beschreibung des zum ehemaligen Primat- und Erzstift, nunmehr aber durch den westfälischen Friedensschluß secularisierten Herzogthum Magdeburg gehörigen Saal-Creyses, 2 Bde., Halle 1755.

¹⁸³ Merkwürdige Staatsassemblée in dem Reiche der Toten zwischen einem ganz besonderen Kleeblatt oder dreyen unartigen Staatsministern, nemlich dem Duc de Ripperda, dem Grafen von Heymb und dem Juden Süß Oppenheimer, Amsterdam 1738.

¹⁸⁴ Elias, Salomon und Ruben Elias Gumperts

¹⁸⁵ Leffmann Behrens, 1703

¹⁸⁶ Berend Lehmann, 1712

¹⁸⁷ Feidel David

¹⁸⁸ Jacob Joseph, 1739 oder 1740

¹⁸⁹ Moses Seckel, 1760

¹⁹⁰ Salomon Samson, 1711

¹⁹¹ Alexander David

¹⁹² Hauptsächlich: Franz Landsberger, *New Studies in Early Jewish Artists*. Hebrew Union College Annual, Vol. XVIII, 1943/1944; Franz Landsberger, *Old Time Torah Curtains*. Hebrew Union College Annual, Vol. XIX, 1945/1946; Franz Landsberger, *A History of Jewish Art*,

werke nicht verschenkt, weil der Geist der Zeit den Sinn für Form und Farbe bis zum Übermaß gesteigert hatte. Das Mäzenatentum der Hofjuden war anderen Ursprungs als die Bau- und Gebefreudigkeit der adligen und fürstlichen Herren. Moses Benjamin Wulff enthüllt uns in schlichter Frömmigkeit, was ihn bewog, ein Großteil seines Vermögens für die Gemeinde auszugeben: er hoffe, so schrieb er, daß seine Gaben nicht nur seine eigenen Sünden tilgen, sondern auch die Tage der Erlösung rascher herbeiführen würden.

Und wenn die Hoffaktoren miteinander wetteiferten, durch die Gründung von Talmudhochschulen jungen Menschen das Studium und durch großzügige Subventionen Gelehrten das Schreiben und den Druck ihrer Bücher zu ermöglichen, so erfüllten sie nur die Forderung der mittelalterlichen *halachischen* Autorität Jacob ben Ascher,¹⁹³ wonach derjenige, der nicht selbst studieren könne, anderen die Mittel dazu liefern solle und eine solche Handlung jedem zu seinen Gunsten angerechnet werde, als betreibe er diese Studien selbst. Zu diesen Motiven kamen praktische Gründe hinzu, welche die Hofjuden veranlaßten, in den Städten, in denen sie lebten, hervorragende Lehranstalten zu errichten. Infolge der großen Katastrophen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts zahlreiche Gemeinden in der Ukraine, Litauen und Polen vernichtet hatten, waren die meisten Gelehrten dieser Länder obdachlos. Während es nach der Vertreibung der Juden aus den deutschen Territorien und Städten im 15. und 16. Jahrhundert üblich geworden war, die Kinder in polnischen Jeschiwen ausbilden zu lassen, standen nun die jüdischen Gemeinden vor der Aufgabe, Flüchtlingen aus dem Osten Unterkunft und Lebensunterhalt zu verschaffen. Durch die Gründung von Lehranstalten im Reich konnte man nicht nur den Vertriebenen die Weiterführung ihrer Studien ermöglichen, sondern auch die eigenen Kinder zu weit geringeren Kosten als bisher im eigenen Land unterrichten lassen und sie dem höheren Talmudstudium zuführen.

So erbaute im Jahr 1698 Berend Lehmann, nachdem ihm Friedrich I. die Erlaubnis dazu erteilt hatte, in Halberstadt ein Studierhaus, das er mit einer großen Bibliothek und einer Synagoge ausstattete.¹⁹⁴ Er wollte einen Ort

Cincinnati 1946; Rudolf Hallo, Jüdische Kult- und Kunstdenkmäler im Hessischen Landesmuseum Kassel, in: *Der Morgen* Bd. IV, 1928/1929, S. 3-26; Rudolf Hallo, Religiöse Kunst aus Hessen und Nassau, Kassel 1932; C. Rulf, Das Museum der israelitischen Gemeinde Braunschweig, in: *Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde*, XIX Jg. (1906), Heft 3; Kurt Wilhelm, Die Braunschweiger Gebetbuchhandschriften, in: *Menorah*, Bd. VII (1929), S. 153-160.

¹⁹³ Salo W. Baron: *Jewish Communities*, II, S. 169ff.

¹⁹⁴ Selma Stern, *Der Preußische Staat und die Juden*, Bd. I, Aktenband, Nr. 363, 364, 369, 370. Isaak Unna, *Die Lemle Moses Klaus Stiftung in Mannheim*, Frankfurt am Main 1908-1909; P. Hirsch, Kurpfälzische Hoffaktoren, in: *Mannheimer Geschichtsblätter*, Bd. XXIII (1922). Bekannt als „Modelsche Stiftung“.

schaffen, an dem Kinder reicher wie armer Leute von kompetenten Lehrern in hebräischer Sprache und Talmud unterrichtet werden sollten. In der Hauptsache diente das Lehrhaus aber als Unterkunft für bekannte Gelehrte, die sich dort ungestört und ohne Sorgen um ihren Lebensunterhalt ganz ihren Studien, dem Gottesdienst und der Wohltätigkeit widmen konnten. Ihre einzige Aufgabe bestand darin, die Ausbildung der älteren Studierenden zu übernehmen und am Sabbat vor der Halberstädter Gemeinde aggadische Vorträge zu halten.

Unter ähnlichen Bedingungen gründete fast zu gleicher Zeit der kurpfälzische und kaiserliche Milizfaktor Lemle Moses Reinganum eine Klaus in Mannheim, für die er 100.000 Gulden in einer Stiftung festlegte, deren Zinsen dem Unterhalt von zehn Klausrabbinern und drei Lehrern dienen sollten.

Seinem Beispiel folgten die Hoffaktoren Michael May und Elias Hayum in Mannheim, Daniel Jechiel Wallich in Hamburg, die Ephraim und Itzig in Berlin. Zuvor hatten Elias Gumperts in Kleve, Leffmann Behrens und Michael David in Hannover, Alexander David in Braunschweig, Moses Benjamin Wulff in Dessau, Manuel Teixeira in Hamburg, Simon Michael in Preßburg¹⁹⁵ und Samson Wertheimer in Frankfurt Lehrhäuser gegründet und sie großzügig mit Büchern, Lehrmaterial und Stiftungsgeldern ausgestattet. In Teixeiras Lehrhaus fand Jacob Sasportas nach Jahren der Unrast die Ruhe (1666-1672), seine Streitschrift gegen den falschen Messias zu verfassen, Hillel Mintz, Samuel Wolf und andere kommentierten in der Mannheimer Klaus des Lemle Moses Reinganum die Mischna; in Kleve lebte eine Zeitlang Salomon Hanau, der eine neue Epoche im Verständnis der hebräischen Grammatik einleitete; im Lehrhaus des Daniel Itzig, das von seinem Gründer mit kostbaren hebräischen Handschriften und Drucken beschenkt worden war, schrieb Israel Samocz seinen Kommentar zum Kusari.

Andere Hofjuden wie die österreichischen Hoffaktoren Berend Gabriel Eskeles, Raphael Sinzheim, Samson und Löw Wertheimer bestimmten in ihren Testamenten bedeutende Summen für schon bestehende Lehrhäuser, gewährleisteten Privatgelehrten und deren Familien auf Lebenszeit eine sorgenfreie Existenz oder zahlten wie Moses Jacob, Isaak und Gumpert Leffmann, Elias Wulff, Herz Lehmann, Löb Kleve, Emanuel Oppenheimer, die Berliner Liebmann die Druckkosten für Mischnakommentare, Responsensammlungen, Talmudtraktate und Andachtsbücher.

¹⁹⁵ Ovidius Faust, *Die Juden und die Judengemeinden in Bratislava in Vergangenheit und Gegenwart*, hg. von Hugo Gold, Bratislava 1932; S. Bettelheim, *Geschichte der Preßburger Jeshiwah*, ebendort; Alfonso Cassuto, *Aus den Testamenten des Abraham Senior Teixeira*, in: *Jüdische Familienforschung*, VIII. Jg. (1932), Heft 29, S. 449ff.

Mancher Gelehrte jener Zeit bekundete dankbar, daß ohne die Hilfe der Hofjuden, die auf Lehre und Gebet so Großes hielten, die jüdische Wissenschaft zugrunde gegangen wäre. Nach der Zerstörung der jüdischen Gemeinden im Osten und einer Reihe von Bränden in verschiedenen Judenvierteln des Reiches, in deren Folge allerorten Talmudexemplare fehlten, wäre, so bezeugten die Rabbiner von Frankfurt und Prag, die Tora vergessen worden, hätte nicht Berend Lehmann seine Zeitgenossen „mit der unschätzbarsten Gabe im Himmel und auf Erden“, dem Neudruck des Babylonischen Talmud, beglückt.

Im Jahr 1697 erschien zu Frankfurt an der Oder in der großen hebräischen Druckerei des Gottschalck die erste vollständige, 5.000 Exemplare in zwölf Foliobänden umfassende und nach der Basler Edition von 1581 hergestellte Ausgabe des Talmuds. Jüdische Setzer, Drucker und Lektoren, die unter dem Schutz und der Gerichtsbarkeit der Universität standen, hatten an dem Projekt mitgearbeitet, der Frankfurter Professor Bekmann hatte den Druck beaufsichtigt. Die Druckkosten in Höhe von 50 000 Talern waren von Berend Lehmann bereitgestellt worden, der auch von der preußischen Regierung die Druckkonzession erwirkt hatte.¹⁹⁶ Wie aus der Approbation der Rabbiner nach Erscheinen des Werkes hervorgeht, war die Ausgabe in guten und deutlichen Typen gedruckt, mit vielen Kommentaren und Varianten versehen, sorgfältig korrigiert und ediert.

Wenige Jahre später (1721/1722) wurde mit ausdrücklicher Genehmigung Lehmanns, der auf sein Exklusivprivileg verzichtet hatte, eine noch gründlichere, durch zahlreiche Randglossen, Exzerpte und Erläuterungen ergänzte Talmudausgabe in Frankfurt am Main veröffentlicht. Herausgeber war der Rabbinatsassessor Jehuda Arje Löb, der Sohn von Rabbiner Samuel aus Krakau,¹⁹⁷ der ihn unterstützte; die Kosten für das Werk übernahmen Samson Wertheimer und sein Schwiegersohn Moses Kann aus Frankfurt am Main.

Eine Talmudausgabe, wie sie von Berend Lehmann und Samson Wertheimer durchgeführt wurde, hatte bereits Moses Benjamin Wulff geplant, doch war er aufgrund geschäftlicher Schwierigkeiten nicht imstande, ein solch teures Werk zu finanzieren. So gründete er im Jahr 1694 in seinem Haus in Dessau eine hebräische Druckerei, die er nach dem Vorbild der jüdischen Druckereien in Sulzbach, Wilhermsdorf, Fürth, Altona, Dyhernfurth, Jessnitz, Hanau und Frankfurt an der Oder einrichtete. Seit 1696 erschienen in dieser

¹⁹⁶ Selma Stern, *Der Preußische Staat und die Juden*, Bd. I, S. 43 und Bd. II, S. 161ff.; Bernhard Brillung, *Gründung und Privilegien der hebräischen Buchdruckerei in Frankfurt an der Oder*, in: *Monatsschrift*, Bd. 80, (1936).

¹⁹⁷ David Kaufmann, *R. Jair Chajjim Bacharach (1638-1702) und seine Ahnen*, Trier 1894.

Druckerei eine Reihe kabbalistischer Schriften und wissenschaftlicher Werke, sowie eine große Zahl von Gebetbüchern, teils in jüdisch-deutscher Übersetzung, welche die alten, fehlerhaften Editionen ersetzen sollten.

Aber der Wunsch des Moses Benjamin Wulff, in endloser Folge Bücher zu drucken, ließ sich nicht realisieren. Die Druckerei mußte 1703, infolge der Prozesse, die der Hoffaktor in dieser Zeit zu führen gezwungen war, ihre Tätigkeit einstellen. Doch fand der Drucker Israel ben Abraham, der das Werk des Moses Benjamin Wulff erst in Köthen, dann in Jessnitz weiterführte, in Berend Lehmann und Assur Marx aus Halle, freigebige Mäzene. Einige Zeit später eröffnete Elias Wulff, der Sohn des Moses Benjamin, noch einmal in Dessau eine Druckerei, wo er den großen, von Rabbiner David Fraenckel, dem Lehrer Moses Mendelssohns, verfaßten Kommentar zum Jerusalemer Talmud herausgab. Von der rabbinischen Kritik wurde es enthusiastisch aufgenommen als ein Werk, „wie seit Raschis Tagen kein ähnliches ans Licht getreten sei.“

IX. Die Persönlichkeit des Hofjuden

So sehr die Hofjuden sich auch voneinander unterschieden, das heißt, ihre Charaktere und Temperamente, Lebensumstände und Schicksale, so viele Cliques und Gruppen sie auch bildeten und Gegensätze sie trennten – etwas war ihnen allen gemeinsam: ihr Lebensstil, ihr Lebensgefühl und ihre Weltanschauung. In einer Zeit, da allerorts Sozietäten, Gesellschaften, Orden, Ligen und Kongregationen mit bestimmten religiösen, literarischen und philosophischen Zielen entstanden, da eine Gruppe sich von der anderen durch Kleidung und Abzeichen unterschied, bildeten auch die Hofjuden eine elitäre, europaweit agierende, gleichwohl eng verbundene Gemeinschaft, die sich durch einen gemeinsamen „esprit de corps“ auszeichnete. Wie der Adel jener Tage nach dem Hof blickte, um sich zu orientieren und genauestens höfische Vorschriften, Regeln und Manieren befolgte, so richteten die Hofjuden sich nach der Haltung und dem Lebensstil der aristokratischen Gesellschaft. Sie übernahmen den Sinn für Zeremoniell und Form, Pomp und Luxus, für kostbare Kleidung und schmückenden Bau, höfische Sitte und Sprache, die Freude an Titel und Rang, das Verlangen nach Prestige und Ruhm. Aber sie übernahmen auch ein gewisses Maß an Großzügigkeit, Weitblick und das Bewußtsein, daß Adel verpflichtete.

Wie die Fürsten und Herren aus politischen Gründen Ehen schlossen, um ihre Länder zu vergrößern, Städte und Provinzen zu erwerben oder ihren Nachkommen Herrschaft und Ansprüche zu sichern, so verheirateten die Hofjuden ihre Kinder, um ihre Geschäfte auszudehnen oder zusammenzuschließen, neue Handelsstützpunkte zu schaffen oder Ansehen und Wohlstand der Familie zu erhöhen. Wie die Barockfürsten Dynastien gründeten und durch strenge Primogeniturgesetze die zerstreuten Gebiete ihres Hauses vereinigten, so versuchten die Hofjuden, durch legale Bindungen und geschäftliche Verträge, durch Testamente und Vorschriften die neu gegründeten Firmen zu sichern und sie dem Sohn und Enkel für alle Zeiten zu bewahren.

Und wie die Herrscher von ihren Hofdichtern und -Künstlern als Jupiter und Herkules, als Solon und Caesar, als Jehova auf Erden gar gepriesen wurden, so ließen sich auch die Hofjuden von ihrem Gefolge als Auserwählte Gottes und Fürsprecher der gerechten Sache rühmen. Stolz ließen sie sich als wahre Söhne Arons umjubeln und mit Jacob, Joseph oder anderen Gestalten

der biblischen Geschichte vergleichen oder, wie Samson Wertheimer, als Fürst Israels und Wunder seiner Zeit feiern, dessen Erleuchtung, Einsicht und Weisheit einem göttlichen Wesen gleichkam.

Wie der Adel in prächtigen, von weiten Gärten umgebenen Schlössern ein glanzvolles Leben führte, so kauften oder bauten die Hofjuden stattliche Häuser, in denen sie, inmitten von zahlreichen Angestellten, Dienern, Schreibern, Gehilfen und Geschäftspartnern, Talmudgelehrten und Jeschiwaschülern, patriarchalisch residierten.

Die Juden aus Wien, heißt es in einer Reisebeschreibung des Abraham Levi aus Horn in Lippe-Detmold, der 1719 die Kaiserstadt besuchte, seien die reichsten von ganz Europa. Der vornehmste unter ihnen sei der achtbare, weithin berühmte Herr Samson Wertheimer, dessen Haus von zehn kaiserlichen Soldaten durch eine besondere Gnade des Herrschers Tag und Nacht bewacht werde. Dieser Wertheimer besitze viele Paläste und Gärten in Wien, aber auch Güter und Häuser in Frankfurt am Main, in Worms und in vielen anderen Städten des Reichs.¹⁹⁸

Von Emanuel Oppenheimer schreibt ein Zeitgenosse, er habe „ein lustig Palast in Wien und noch mehr Häuser haussen vor der Stadt, hat auch einen schönen Palast gebauet in der Stadt Mannheim bei dem Rhein. Dieser Oppenheimer ist ein Mann kurz von Statur, führt keinen Bart, hat auch gar viele Bediente und ist sehr reich. Er speist alle Tage eine Tafel mit Silbergeschirr vor die Armen gleich auch fremden Juden. Wer nur will, kann hier zur Mahlzeit kommen. Sobald als 12 h schlägt, wird die Tafelglocke geläutet, so mag kommen wer nur will, hier sein Bediente, die diese Tafel bedienen gleich ihr Herren Tisch. Nach sothaner Mahlzeit geht ein jeder, sondern sich zu bedanken, wieder weg.“¹⁹⁹

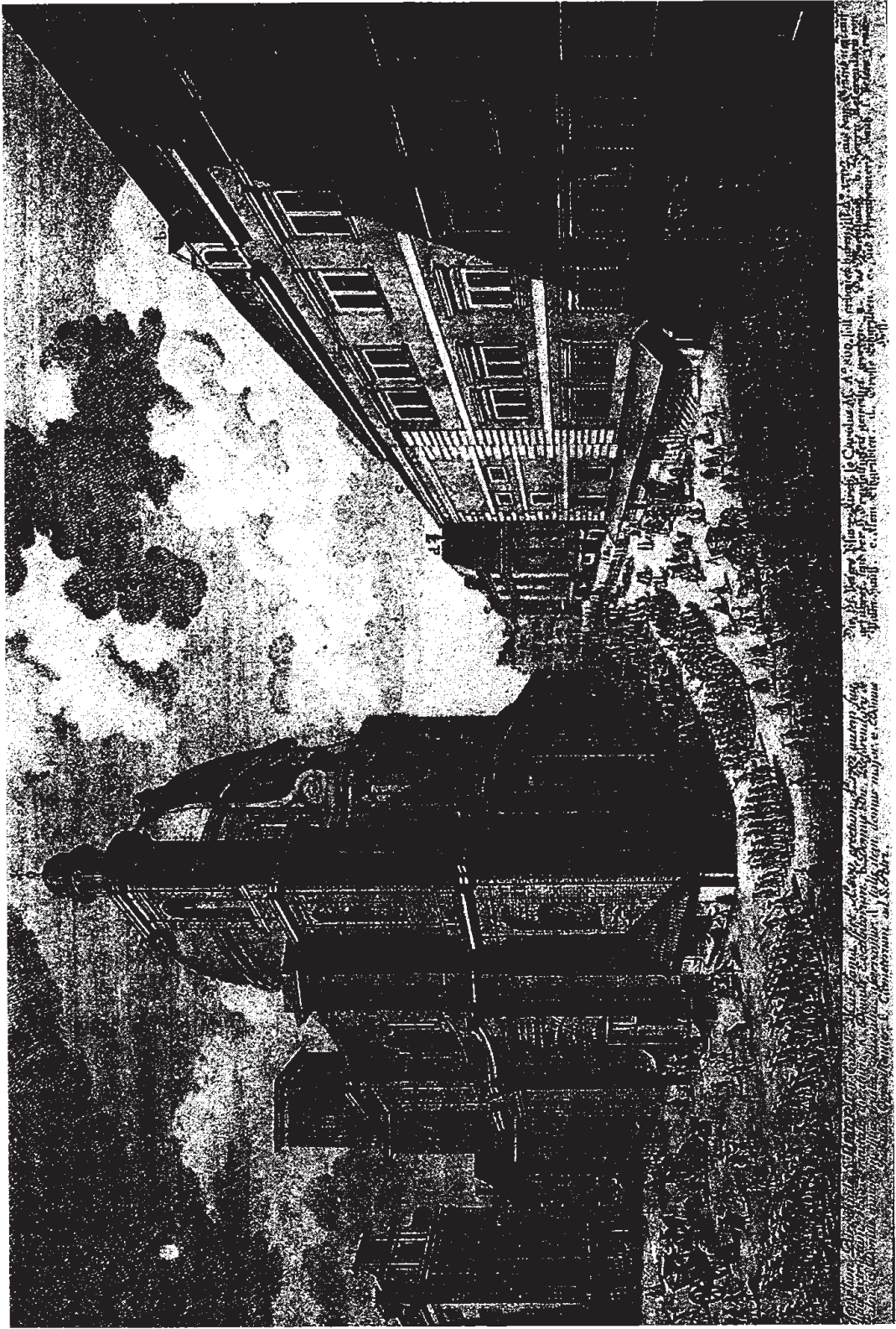
Wie Samuel Oppenheimer am Bauernmarkt und Wertheimer in der Kärntnerstraße in Wien eigene Paläste besaßen, so baute sich Wertheimers Stiefsohn Isaak Nathan Oppenheimer (1717) in Frankfurt ein vierstöckiges, schön verziertes Haus, dessen hohe Fenster, breite Fassade und kostbares Barocktor den Unwillen des Frankfurter Rates erregten, der den Bau „allzu magnifice“ fand.²⁰⁰

Der Grundriß eines „ungemein köstlichen Hauses von lauter Steinen“ ist noch vorhanden, das Emanuel Oppenheimer beinahe zur gleichen Zeit in

¹⁹⁸ Er besaß Häuser in Heiligenstadt, Nikolsburg, Marktbreit, Oberbreit und Prag.

¹⁹⁹ David Kaufmann, Samson Wertheimer, S. 47.

²⁰⁰ Isidor Kracauer, Die Geschichte der Judengasse in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1906.



Samuel Oppenbeimers Haus in Wien, zeitgenössischer Stahlstich.
 (Aus: LBI Year Book XXII (1977), London 1977, nach S. 196 [ohne Bildnachweis])

Frankfurt zu bauen beabsichtigte, für das er aber vom städtischen Rat keine Erlaubnis erhielt. Er zeigt einen dreistöckigen Bau mit reichem Pfeiler- und Gesimswerk, Säulen und Pilastern und mit schöner Ornamentik verziert.²⁰¹

Berend Lehmann, dem August der Starke im Jahr 1717 gestattete, für den Preis von 13.000 Talern auf zwanzig Jahre das Dresdner Posthaus zu kaufen, besaß auch in Halberstadt ein Wohnhaus mit Garten und einem hübschen Gartenhaus und in Blankenburg im Harz ein adliges Gut von acht bis zehn Hufen Land, auf dem er sich inmitten eines Parks ein repräsentatives Anwesen errichtet hatte.

Der Mecklenburger Hofjude Nathan Aron habe sich, so berichtet Tychsen, in der Salzstraße zu Schwerin ein großes Haus erbauen lassen, das ihn etwa hunderttausend Taler gekostet habe. In den Grundstein habe er einige Mecklenburger Münzen gelegt.

In ihren Memoiren rühmt Glückel von Hameln das prachtvolle, kostbar eingerichtete Heim des Elias Gumperts von Kleve. Es war die „Wohnung eines Königs, in allen Manieren wohl möbliert als eines Herrschers Palast.“

In Berlin kauften Moses und Elias Gumperts in einer der vornehmsten Straßen der Residenz und ganz in der Nähe des königlichen Schlosses die Villa eines brandenburgischen Geheimrats.

Der Rat der Stadt Mannheim rügte die Tatsache, daß Hofjuden in den bevorzugten Straßen der Stadt die attraktivsten Häuser bewohnten und in prachtvollen Kutschen gefahren kämen. Lemle Moses Reinganum hatte dort mehrere große Bauten errichtet und nicht weit vom Rhein einen „kostbaren Garten und ein Lusthaus zum Decor der Stadt“ angelegt.²⁰² Auch der Karlsruher Hofjude Salomon Mayer, dessen Haushalt so groß war, daß er wöchentlich achtzig Pfund Fleisch bestellen mußte, besaß mehrere Gebäude.

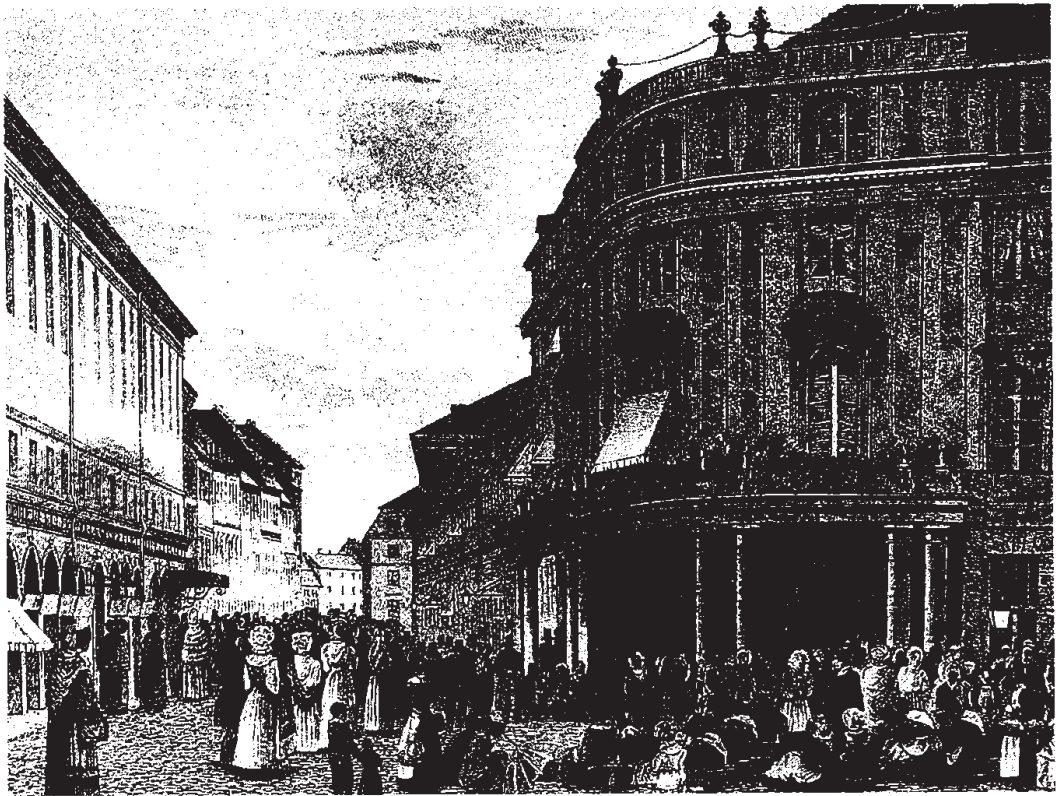
Veitel Ephraim, der von seinem Vater ein Haus in der Spandauer Straße, einem der besten Wohnviertel des damaligen Berlin, geerbt hatte, war gleichzeitig der Besitzer eines Stadtpalais in der Königstraße, eines weiteren in der Poststraße, das als „Palais Ephraim“ durch seinen mit acht tragenden Monolithen geschmückten Balkon berühmt geworden ist. Anfang der 1760er Jahre errichtete er außerdem am Schiffbauerdamm, außerhalb der eigentlichen Stadt, eine Sommerresidenz mit zwei Seitenflügeln und legte – eine Seltenheit in jener Zeit – daneben eine Orangerie an. Neben Objekten in der Spandauer Straße und der Wilhelmstraße in Berlin und am Kanal in Potsdam erwarb er Geschäftshäuser in Breslau, Magdeburg und Ostpreußen – im ganzen einen Grund- und Hausbesitz im Wert von 400.000 Talern.

²⁰¹ Ibid.

²⁰² Berthold Rosenthal, Heimatgeschichte der badischen Juden.



*Das Haus Berend Lehmanns in Halberstadt im Jahr 1980. Es wurde 1987 abgerissen.
Erhalten blieb das Portal, das sich heute in einen Teil der Stadtmauer einfügt.
(Foto: Ralf Busch, Hamburg)*



Das Ephraim-Palais, Berlin, Mühlendamm. Stahlstich nach einer Zeichnung von Stock, um 1830.

(Gidal-Bildarchiv im Salomon Ludwig Steinheim Institut, Duisburg)

Der Geschäftspartner Ephraims, Daniel Itzig, ließ vom Architekten Neumann, dem Jüngeren, eine Reihe von Häusern, die er in der Burgstraße besaß, in eine fürstliche Residenz umbauen, die im Gegensatz zu den üppig geschmückten Barockbauten einer früheren Epoche dem schlichteren Geschmack seiner Zeit entsprach. Nicolai erzählt in seinen Aufzeichnungen, daß das Haus eine erlesene Gemäldesammlung, eine stilvolle Synagoge und – einen Baderaum besessen habe, und daß im Garten verschiedene Springbrunnen zu sehen waren. Neben dem Badezimmer erregte auch ein „überaus schöner und großer Garten in der Köpenicker Straße“ nahe dem Schlesischen Tor die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen.²⁰³ Er war vom Hofgärtner Heydert in französischem Stil angelegt und enthielt außer einigen tausend Obstbäumen auch ein Freilichttheater ähnlich den Gartenbühnen fürstlicher Lusthäuser. Noch hundert Jahre später fühlte sich ein Besucher dieses Parks, dessen verfallene Labyrinth, verwilderte Rasenflächen, verrottete Pavillons und Lauben, verwahrloste Gewächshäuser, bemooste Wasserbecken und verwitterte Skulpturen von der reichen Kultur einer vergangenen Zeit erzählten, von „fast märchenhaftem Zauber umweht“.²⁰⁴

Jacob Hannover, ein Nachkomme Berend Lehmanns, der in so große Armut geriet, daß er sich um die Stelle eines Klausrabbiners in Halberstadt bewerben mußte, erinnerte sich wehmütig des verlorenen Glanzes seiner Familie. Wie ein Prinz, wie in einem Königspalast, sei er im elterlichen Hause aufgewachsen, bevor ihm der bittere Kelch gereicht wurde, klagte er.

Im Hause des Frankfurter Hofjuden Aron Beer schmückten zahllose Gemälde die mit Tapisserien bekleideten Wände, selbst im Treppenhaus der Wohnung hing ein Bild neben dem anderen: Porträts, Landschaften und Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Der Boden war mit schweren Teppichen ausgelegt, die Tische mit seidenen Tüchern gedeckt. Von den Decken hingen vielarmig geschwungene Glas- und Messingleuchter, die Lehnstühle waren mit Plüsch gepolstert, Tischbestecke, Messergriffe, Gabeln, Löffel, Tintenfässer, Stockgriffe, Taschenuhren, Schnupftabakdosen aus Gold, Silber, Elfenbein oder Bronze.²⁰⁵ Im Paradezimmer des Hauses, das der Wiener Hofjude Meyer Hirschel bewohnte, standen Sessel und Lehnstühle, zwei englische Schreibtische, zwei vergoldete Tische mit Schnitzwerk, ein rotsamtenes Prunkbett, an den Wänden hingen sechs Wandleuchter und ein Spiegel mit vergoldetem Rahmen.

²⁰³ Hugo Rachel/Paul Wallich, *Berliner Großkaufleute und Kapitalisten*, Bd. 2, Die Zeit des Merkantilismus 1648-1806, Berlin 1938 (ND Berlin 1967)

²⁰⁴ Vossische Zeitung vom 3. Mai 1865, Nr. 103, zit. bei Wallich.

²⁰⁵ Isidor Krakauer, *Geschichte der Juden in Frankfurt am Main*, Frankfurt am Main 1925-1927.

Jud Süß, der in Frankfurt und Stuttgart Häuser besaß, füllte diese mit alt-deutschen, italienischen und spanischen Möbeln und Kunstwerken, die mit der Einrichtung von Fürsten und Bischöfen konkurrieren konnten. In Kommoden und Schränken sammelte er fein geschliffenes Glas und Dresdner Porzellan, seltene Radierungen und Kupferstiche, goldene Schalen, bemalte Tabakdosen, kupferne Medaillen und Petschaften, aber auch samtene und seidene Röcke, gold- und silbergestickte Westen, echte Spitzen und feine Wäsche. An den Wänden hingen Bilder von Rubens und Teniers, Jordaens und van der Velde, Floris und Valckenborch. In seiner Bibliothek standen aufwendig gebunden die gesammelten Werke der berühmtesten Staatsrechtslehrer und Politiker, Nationalökonomien und Juristen, Historiker und Philosophen, Dichter und Schriftsteller seiner Zeit.²⁰⁶

Wie im Stil ihrer Häuser und Möbel, so suchten die Hofjuden auch in ihrer Kleidung zu zeigen, daß sie auf der Höhe ihrer Zeit waren. Anstelle des langen, körperverhüllenden Mantels begannen sie, farbige, bauschige, nur bis zu den Knien reichende Gewänder zu tragen. Ihre Frauen kleideten sich in farbenfrohe, schwere und ausladende seidene, samtene und spitzenübersäte Reifröcke mit weiten Puffärmeln und langen Schleppen.²⁰⁷

„Sie gehen einher mit goldenen und silbernen Stücken, mit köstlichen Perlen und Edelsteinen“, wettete um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Hamburger Senior Müller in einer Streitschrift.²⁰⁸ Wenig später untersagte der Senat von Hamburg den Juden das fürstliche Auftreten und verbot ihnen, auf der Börse mit Stock, Degen und Gewehr zu erscheinen und dadurch für Unruhe zu sorgen. In der Mannheimer Kleiderordnung von 1717 verwehrte der Stadtrat der jüdischen Bevölkerung, unter der sich eine sehr große Anzahl namhafter Hofjuden befand, das Tragen kostbarer Kleider und Mäntel aus

²⁰⁶ Inventarium über des gewesenen Finanzen Rathen Joseph Süß Oppenheimer in Frankfurt vorgefundene und gerichtlich versiegelte Effekten, 1. Oktober 1737. Württembergisches Staatsarchiv Stuttgart, Krim. Prozeßakten, Bd. 38 und Selma Stern, *Jud Süß*, S. 288ff.

Auch andere Hofjuden besaßen umfangreiche Bibliotheken wie Samuel Emanuel Oppenheimer, der bei seiner Verheiratung von seiner Mutter Judith Bücher im Werte von 1 950 Gulden bekam. Die Bibliothek des Berend Gabriel Eskeles wurde auf 2.000 Gulden geschätzt. Die Bücher von Samuel Wertheimer in seinem Lehrhaus in Frankfurt besaßen einen Wert von 8.000 Gulden, die des Nikolsburger Lehrhauses einen solchen von 5.000. Am berühmtesten jedoch wurde die Bibliothek des Rabbiners David Oppenheim. Vgl. Samuel Hugo Lieben, *David Oppenheim*, in: *Jahrbuch der Jüdisch Literarischen Gesellschaft*, Bd. 19 (1928), S. 1-38.

²⁰⁷ Ida Posen, *Judentrachten*, in: *Menorah*, Bd. VI (1928).

²⁰⁸ *Judaismus oder Judenthum, das ist ausführlicher Bericht von des jüdischen Volkes Unglauben, Blindheit und Verstockung, Hamburg 1644*, in: Ismar Elbogen, *Geschichte der Juden in Deutschland*, Berlin 1935.



*Palais Joseph Süß Oppenheimers in der Stuttgarter Seegasse.
(Stadtarchiv Stuttgart)*

Damast und Seide und den Frauen die gold- und silberverbrämten Gewänder.²⁰⁹

In gleicher Weise versuchten die Rabbiner, den zunehmenden Begehren nach Luxus zu steuern. Den Männern verboten sie den samteneu und seidenen Rock und die Perücke, den Frauen die modische Krinoline, den Kopfputz, die goldenen und silbernen Borten, Pelzkragen und bunten Lederschuhe.

Daß die Hofjuden sich gern auch mit jüdisch-religiösen Kunstwerken umgaben, beweisen einige Gegenstände, die sich im Besitz ihrer Nachkommen erhalten haben. Juspa von Geldern zum Beispiel, Hoffaktor eines kunstliebenden deutschen Fürsten, ließ sich von dem mährischen Künstler Mose Jehuda, genannt Löb aus Trebitsch, eine reich illustrierte Haggadah auf Pergament schreiben. In einer der Szenen dieser Haggadah ist er selbst dargestellt, wie er, in weißer Kleidung, von seiner Frau und seinen Gästen umgeben, die Sederfeier abhält.

Ein Verwandter der Familie von Geldern, Meier Michel Simon aus Preßburg, schenkte seiner Frau ein Gebetbuch, das Aron Schreiber aus Herrlingen in kunstvoll gestalteten hebräischen Buchstaben geschrieben und in leuchtenden Farben illustriert hatte.

Die Sedertafel des Hamburger Hoffaktors Jechiel Wallich schmückten kleine silberne Wagen, auf denen mit Wein gefüllte Fäßchen standen. Sie konnten zu jedem einzelnen der Gäste gefahren werden, wann immer sein Becher leer war.

Der Sederabend spielte eine besondere Rolle in den Häusern der Hofjuden, denn er bot die beste Gelegenheit, eine große Gästeschar, aber auch durchreisende Fremde zu bewirten. Isaak Berend aus Hannover, ein Enkel Leffmanns, schildert in seiner Familien-Megillah einen solchen Sederabend, den er im Haus des Elia Wulff in Dessau erlebte, das „offen war wie das Haus Abrahams, für jeden Wanderer, hoch und niedrig.“

Mit ähnlichem Glanz wurden auch andere Familienfeste gefeiert. Das pompöse Beschneidungsfest, das der Hofjude Michel Hinrichsen in Mecklenburg feierte und zu dem auch zahlreiche Gäste von Adel und Stand eingeladen waren, war derart üppig, daß es den Unwillen des Herzogs erregte. Der hessische Hofjude Abraham David wurde gleichfalls verwarnt, weil er als Kurgast in Hofgeismar für sein Patenkind, den Sohn des dortigen Vorsängers, das Beschneidungszeremoniell mit Musik, Tanz und in Gegenwart vieler

²⁰⁹ Hochzeits- und Kleiderordnung der Hamburger Juden von 1715 und 1731, hg. von Max Grunwald in den Mitteilungen des Vereins für Hamburger Geschichte, VIII, Heft 1, Nr. 3/4.



Auszug aus der Von Geldern Haggadah, frühes 18. Jahrhundert (mit freundlicher Genehmigung des Brandstätter Verlags, Wien). „Als Hoffaktor versorgte Juspa den kurfürstlichen Hof vor allem mit Finanzmitteln, Luxus- und Heeresgütern. Zugleich war er oberster Repräsentant der Schutzjuden in den Jülich-Bergischen Landen. In Düsseldorf führte er ein großes Haus, dem auch eine der gesamten Gemeinde zur Verfügung stehende Synagoge angegliedert war.“ (Falk Wiesemann, Die ‚Von Geldern Haggadah‘. Odyssee eines jüdischen Kunstwerks, in: Die Von Geldern Haggadah und Heinrich Heines „Der Rabbi von Bacherach“, hg. von Emile G. L. Schrijver und Falk Wiesemann, Wien, München 1997, S. 19.

Personen ausrichten ließ. Und über Teixeira, dessen Koch einmal der Glückel von Hameln eine Mahlzeit bereitete, „die auf eine königliche Tafel hätte kommen dürfen“, beschwerte sich die Hamburger Bürgerschaft, weil er seinen Sohn mit „Solemnitäten“ habe beschneiden lassen.

Am meisten Aufsehen erregten jedoch die Hochzeiten. Sie wurden oft von den hohen und höchsten Herrschaften besucht und mitunter neun Tage lang gefeiert. Dabei ginge es zu, so klagte der Mannheimer Stadtrat, wie in Häusern von Fürsten und Grafen. „Sie speisen auf ihren Hochzeiten aus silbernen Gefäßen und fahren in solchen Karossen, die nur hohen Standespersonen zustehen und gebrauchen obendrein Vorreiter und eine große Gefolgschaft“, murrte der griesgrämige Senior Müller. Als die Tochter der Glückel von Hameln mit dem Sohn des Elias Gumperts verheiratet wurde, fuhr die Familie Hameln in großem Stil zur Hochzeit ins Rheinland. Den ganzen Tag habe man, so erzählt Glückel, keine Ruhe gehabt vor den vornehmen Herren und Damen, die gekommen seien, um ihre schöne Tochter zu sehen. Bei der Trauung selbst waren der Kurprinz von Preußen, der spätere König Friedrich I., der Statthalter von Kleve und andere Fürstlichkeiten zugegen, die nach dem Zeremoniell im Prunkgemach des Elias Gumperts mit den feinsten Leckerbissen und auserlesensten Weinen bewirtet wurden. Den Abschluß der Feier bildete ein heiteres Possenspiel, gefolgt von einem dem Geschmack der Zeit gemäßen Totentanz. „Der junge Prinz samt dem Fürsten Moritz und allen Vornehmen sind sehr vergnügt hinweggegangen und kein Jude hat wohl in hundert Jahren solche Ehre gehabt. Also ist die Hochzeit in aller Freude zu Ende geführt worden.“

In Ansbach wurde wie in Kleve die Hochzeit eines Sohnes des Residenten Isaak Nathan im Schloßhof in Gegenwart der ganzen Hofgesellschaft gefeiert; bei der Vermählung des Ansbachischen Hofjuden Amson vergnügten sich die Kavaliere und ihre Damen bei Musik und Tanz mit den jüdischen Gästen; in Frankfurt beehrten Grafen und Herren das Haus Kann anlässlich der Hochzeit eines Familienmitgliedes, und die Heirat zweier Waisenkinder im Haus des Heine Ephraim in Berlin wurde vom Hof als besondere „Ergötzlichkeit“ angesehen. Die Schwester Friedrichs des Großen, Ulrike von Schweden, berichtete ihrem Bruder einmal nach dem Besuch einer jüdischen Hochzeit, sie sei beeindruckt von der Bildung des auserwählten Volkes und habe sich unter Personen von Rang und Stand gewähnt.²¹⁰

Die hohen Würdenträger waren aber nicht nur bei Hochzeitsfeierlichkeiten in jüdischen Häusern zu Gast. Als Jonas Meyer, der sächsische Hofjude,

²¹⁰ Politische Korrespondenz Friedrich des Großen, Bd. XXXII, S. 102.

in Dresden ein glänzendes Fest gab, erschienen der sächsische Kronprinz und seine Frau, um den Faktor seines Vaters zu ehren. Der Schwager Friedrichs des Großen, der Markgraf Friedrich von Bayreuth, der als Liebhaber jüdischer Speisen galt, aß mit Behagen am Familientisch seines frommen Kammerresidenten Seckel; der Herzog von Gotha bezog auf seiner Reise durch Anhalt Quartier im Haus des Moses Benjamin Wulff in Dessau. An den großen Jagdveranstaltungen des Wolf Wertheimer auf seinen Gütern in der Nähe von Wien nahmen adlige Standesherrn und die Gesandten fremder Staaten teil. Dem Vertreter der Frankfurter Juden in Wien, Isaak Speier, war es oft tagelang nicht möglich, Wolf Wertheimer um eine Unterredung zu bitten, da dieser, wie Speier nach Frankfurt berichtete, dem Jagdvergnügen nachgehe. Er habe stets viele hohe Gäste bei sich, wie den Prinzen Eugen, den englischen Gesandten und den Fürsten von Lichtenstein.

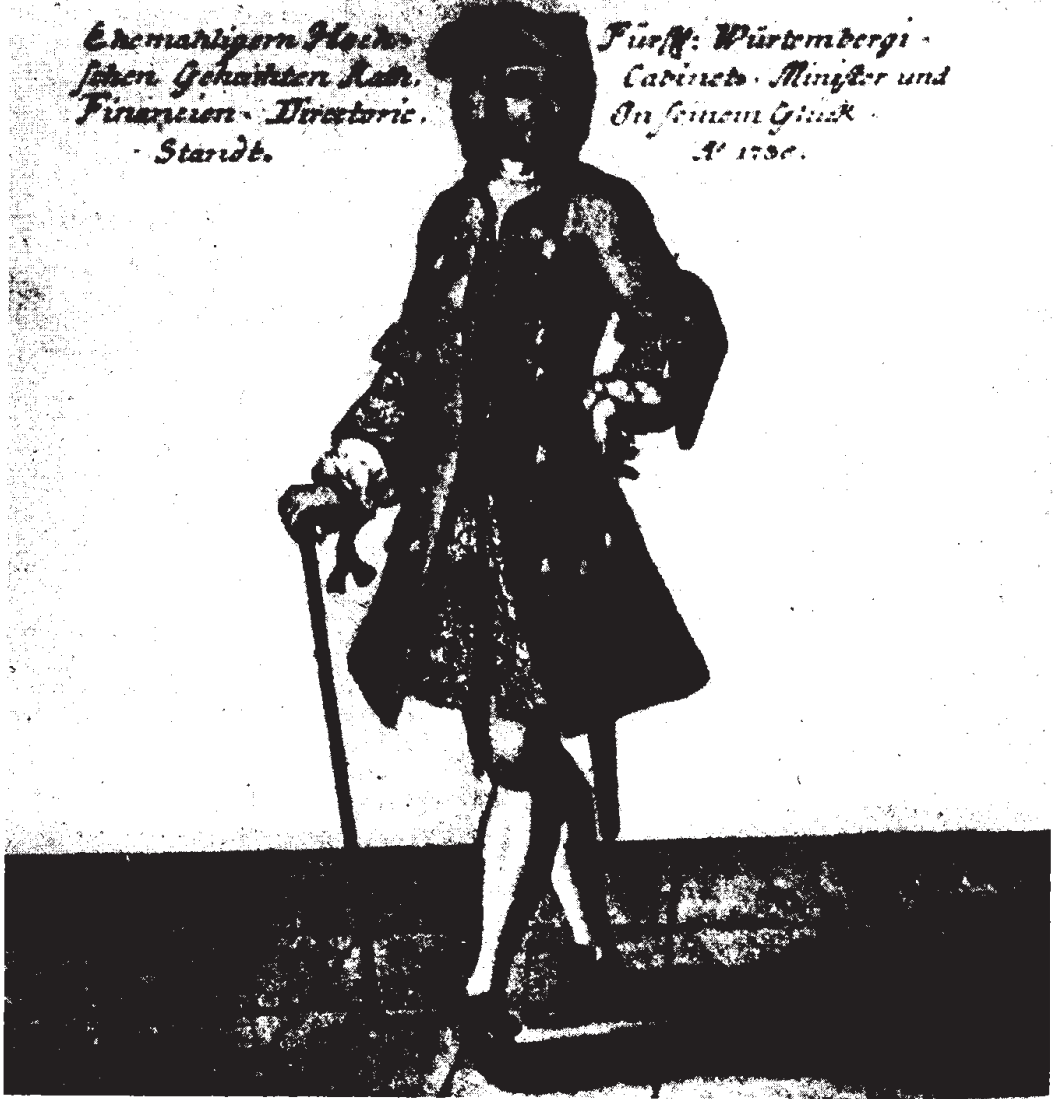
Die adlige Haltung des Süß und seine sicheren weltmännischen Umgangsformen beeindruckten selbst seine Feinde. Wie die Standesherrn und Fürsten wählte er adlige Damen und reiche Patrizierinnen als Gefährtinnen für seine Liebesstunden, und wie ein regierender Monarch hatte er eine anerkannte Mätresse. Doch nicht nur in bezug auf höfische Manieren und Mode, Sinn für Farbe und Form, für Anstand und Höflichkeit suchten die Hofjuden, die Sitten ihrer Zeit zu übernehmen. Sie nahmen auch Eigenschaften an, die für die aristokratische Gesellschaft des Barock typisch waren: ein überspanntes Ichgefühl, das nur in ununterbrochener Tätigkeit und im persönlichen Erfolg Befriedigung fand und ein außergewöhnliches Maß an Selbstsicherheit. Man vergleiche nur Jost Liebmann, wie er zwölfspännig zu einer Familienfeier nach Kleve fährt und auf Grund seiner kurfürstlichen Freipässe alle Zollstellen ungehindert passiert mit dem armen, bescheidenen Lehrersohn aus Dessau, der an den Toren Berlins den Leibzoll entrichtet – jene Steuer, die an der Stadtgrenze auch auf Vieh erhoben wurde. Oder man vergleiche Jud Süß, wie er in seinem berühmten roten Seidenkleid im Schloß von Stuttgart mit der Herzogin und den Hofdamen geistreich und graziös plaudert, mit dem demütigen Bewohner der grauen Judengasse, der keine andere Freude kennt als den Besuch des Lehr- oder Bethauses und die Heiligung des Sabbat.

Zahlreiche Aktenstücke und Anekdoten sowie einige Briefe bezeugen, wie umfassend dieser Wandel war. Als ein gebildeter christlicher Arzt einem Juden vorwarf, sein Volk sei so stolz, obwohl es keine Fürsten in seinen Reihen besäße, antwortete dieser schlagfertig: „Wir sind keine Fürsten, aber wir beherrschen sie.“

Eigentliche Abbildung des
JOSEPH SÜß OPPENHEIMERS.

*Ehemaligern Hoch-
löblichen Gehärdten Rath.
Finanzen-Directoric.
Standt.*

*Fürstl. Württembergi-
Cabinets-Minister und
In seinem Glück
A. 1736.*



*Joseph Süß Oppenheimer (1698, Heidelberg - 1738, Stuttgart)
(Gidal-Bildarchiv im Salomon Ludwig Steinheim Institut, Duisburg)*

Die Frankfurter Hofjuden, die an Sonn- und Feiertagen erst nach der Zahlung eines Guldens verreisen durften, wehrten sich energisch gegen diese Demütigung. Sie erhielten sogar ein eigenes Postamt, weil sie es mit ihrer Würde nicht in Einklang zu bringen vermochten, länger als andere Bürger auf ihre Post warten zu müssen. Stolz erklärte Samuel Oppenheimer oft, er habe dem Kaiser geholfen, Länder und Provinzen zu erobern. Samson Wertheimer rühmte sich seiner zahlreichen wichtigen Missionen und machte die Regierung darauf aufmerksam, daß ohne die Millionen, die er ihr in kritischer Zeit verschafft habe, die Armee sich nicht hätte behaupten können.

Als Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seiner barschen Art auf ein Memorandum der beiden Oberhoffaktoren Moses und Elias Gumperts antwortete, er wolle mit Betrügern nichts zu tun haben, lehnten diese entrüstet eine solche Beschimpfung ab. Sie seien ehrliche Leute, die dem König treu gedient und keinen Menschen mit Wissen je betrogen hätten. Sie verlangten ihr Memorandum zurück, auf das der König die beleidigenden Worte geschrieben hatte, damit es nicht zu ihrem „ewigen Nachteil“ bei den Akten bliebe.

Veitel Ephraim konnte es wagen, 50.000 Taler zu konfiszieren, die der berühmte Kaufmann Gotzkowsky in verbotener Valuta nach Preußen gebracht hatte, ohne daß der Günstling Friedrichs des Großen ihn daran zu hindern vermochte.

Die Berliner Hofjuden wiesen immer wieder in stolzem Ton darauf hin, daß durch ihre Korrespondenten im Ausland, ihre guten Waren und die Gründung ihrer Manufakturen sich Handel und Verkehr in Preußen entwickelt hätten. Ihnen sei es zu verdanken, daß der Handel in Hamburg, Lübeck, Danzig und Breslau abgenommen, in Berlin dagegen zugenommen habe.

Auch teilten die Hofjuden die Vorliebe des Barock zur Selbstdarstellung, was die eingehende Schilderung ihrer Gedanken, Emotionen und inneren Konflikte umfaßte. Ihr Stil ist lebendig, stürmisch und beredt: sie liebten Vergleiche, Bilder, Parabeln und Superlative, viele, wie Süß, auch Wortspiel und Witz und schwelgten in gezierten und koketten Manierismen, wie wir sie aus der zeitgenössischen Literatur, den Schriften Lohensteins, Hoffmanswaldaus und Abraham a Sancta Claras kennen.

Die Briefe Samuel Oppenheimers an den Kaiser, die Hofkammer, die Generäle, sind immer dramatisch und eindringlich, sei es, daß er seinen bevorstehenden Bankrott in düsteren Farben malt, die Not und Verzweiflung seiner Angehörigen schildert oder von den Gläubigern erzählt, die ihm Tag und Nacht auflauerten und ihn bedrohten. Ebenso bewegend ist die pathetische Klage von Süß, daß er um seiner Treue willen sein Leben auf der Hand trage und er täglich befürchten müsse, vergiftet zu werden, da es keinen Mini-

ster gebe, der ihm und dem Herzog nichts Böses wolle. Die Briefe, die der Ansbacher Hofjude Elkan Fraenckel und sein Bruder, der Rabbiner Hirsch Fraenckel, wechselten, offenbarten eine melancholische Grundstimmung. Was auch immer das Thema ist – der Charakter des Markgrafen und seiner Minister, das Verhalten ihrer Geschäftspartner, die Intrigen ihrer Feinde oder die schlechten Sitten am Hofe –, immer scheinen die Schreibenden sich eines drohenden Verhängnisses bewußt, dem sie machtlos gegenüberstehen.

Von allen Hofjuden war es Jud Süß, der sich in seinem Lebensgefühl und Habitus am meisten der Barockzeit anpaßte. Man hat den Barock die „herrlichste Synthese der Antithese“ genannt,²¹¹ die Zeit des „Dualismus zwischen einem Unendlichen, dem man sich gläubig zugehören fühlt und einem Endlichen, das mit allen Fasern nach der Erde strebt.“ Dieser Dualismus des Barockmenschen charakterisiert auch die Persönlichkeit des Jud Süß. Wie in ihm der Kaufmann mit dem Staatsmann, der Kriegslieferant mit dem Finanzpolitiker, der Abenteurer mit dem Bürokraten in Konflikt geriet, so stritt in ihm auch der Orient mit dem Okzident, die Welt des Judentums mit der Welt des Barock. Wie er mit Ministern, Feldherren und Fürsten korrespondierte, so korrespondierte er auch mit jüdischen Bankiers, Hoffaktoren und Händlern.²¹² Während er Affären mit adligen Hofdamen hatte, begehrte er die Tochter eines orthodoxen Juden zur Frau.²¹³ Während er alles tat, um vom Kaiser ein Adelspatent zu erhalten, bekannte er sich voll Stolz und Würde zu seinem jüdischen Gott.

Dieser äußere Dualismus fand seine Entsprechung im inneren Dualismus seines Charakters. Ohne jeden Übergang lagen Gutes und Böses nebeneinander, Sanftheit und Brutalität, Sachlichkeit und Affekt, kühle Berechnung und Idealismus, tyrannische Herrschsucht und treue Hingabe, Sinnliches und Geistiges, Heidnisches und Religiöses. Es war nicht nur der Mangel an psychologischem Verständnis oder persönliche Animosität, wenn die Zeugen des Prozesses über den Charakter des Süß die widersprechendsten Aussagen machten, wenn die einen seine Güte und Menschlichkeit rühmten, die anderen voller Haß sich von ihm abwandten. Die Versicherung der fürstlichen Räte, Süß habe ihnen mit Landesverweisung, Gefängnis und Enthauptung ge-

²¹¹ Zitat von Hausenstein in einem Aufsatz von Waldemar George, Frankreich, der Barock und die neue Gotik (Frankfurter Zeitung, erstes Morgenblatt vom 25. August 1927); Siehe auch: A. Hübscher, Barock als Gestaltung antithetischen Lebensgefühls, in: Euphorion, Bd. 24, (1922), S. 517ff; Max Wehrli, Das barocke Geschichtsbild in Lohensteins Arminius, in: Zürcher Schriften zur Literaturgeschichte, Bd. 31; Martin Winkler, Der Mensch des Barock, in: Preußische Jahrbücher, Bd. 216 (1929), S. 297-312.

²¹² Stuttgarter Staatsarchiv Kriminalprozeßakten, Bd. 44.

²¹³ Die Tochter eines Bankiers Nathan Cahn aus Meth, Kriminalprozeßakten, Bd. I.

droht,²¹⁴ war ebenso zutreffend wie die Aussage seiner Geliebten, er habe mit nahezu väterlicher Güte für sie gesorgt.

Seine sarkastischen Bemerkungen kosteten Freunde und Feinde nicht selten ihre Position. Doch setzte er auch Namen und Beruf, selbst seine persönliche Sicherheit aufs Spiel, um eine unglückliche Frau, wie die verstoßene Geliebte des Kurfürsten von Köln, vor Not und Nachstellung zu bewahren. Ohne Skrupel benutzte er Drohung und Arrest als Mittel, um Geschäftspartner zum Abschluß eines Handelsvertrages zu zwingen. Gleichwohl empfand er im Gefängnis tiefes Mitleid für einen armen Juden, weil er ihm sein Lebtag noch nichts Gutes getan habe²¹⁵ und vermachte noch wenige Stunden vor seiner Hinrichtung 1.000 Gulden seinem Sekretär, weil „der liebe Mann durch ihn so unglücklich geworden sei“.

Derselbe Gegensatz zeigt sich in seiner Vorliebe für Form und Würde auf der einen, seinem völligen Mangel an Disziplin und guten Manieren auf der anderen Seite. Während ihn die einen als Kavalier priesen, seine Höflichkeit und eleganten Umgangsformen schätzten, berichteten andere von Ausbrüchen unbeherrschter Wut.²¹⁶ Während er seinen Freunden verschwenderische Geschenke machte und seine Geliebten mit Perlen und Brillanten überhäufte, verzeichnete er Tag für Tag pedantisch seine Einnahmen und Ausgaben. Sein Machtstreben steigerte sich zu einem gefährlichen Despotismus, und doch blieb er dankbar für jede ihm erwiesene Freundlichkeit und widmete sich hingebungsvoll seiner Familie und seinen Freunden.

Mit der gleichen Herrschsucht, mit der er die Menschen seiner Umgebung seiner Willkür unterwarf, machte er sich die Frauen und Mädchen des Hofes und des Landes gefügig. Es heißt, daß er in einem Anfall von Eifersucht seine Magd verprügelte, nachdem sie einer seiner Mätressen ermöglicht hatte, heimlich einen Maskenball zu besuchen. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er die Geliebte wie einen kostbaren Besitz vor aller Welt verbarg, stattete er das Mädchen auf das freigebigste aus, damit es sich später standesgemäß verheiraten konnte.

In Fragen der Religion war Süß ein ironischer und skeptischer Freigeist, ein Spötter und Verächter aller Einrichtungen und Sitten. Und er war durchdrungen vom Geist der Frühaufklärung. Der gesunde Menschenverstand eines Christian Thomasius, die nüchterne Vernunftlehre eines Christian Wolf waren die besten Wegweiser für den praktischen Kaufmann, den realpoliti-

²¹⁴ Kriminalprozeßakten, Bd. 14.

²¹⁵ Kriminalprozeßakten, Bd. 66.

²¹⁶ Leben, Uebelthaten und gerechtes Urtheil des Jud Süß, von einem aufrichtigen Spiel-Wercks-Manne, 1738.

schen Diplomaten. Er sei ein „Volontär aller Religionen“, gestand er, das solle heißen, er habe gegen keine Religion ein Vorurteil und sei daher weder der einen geneigt noch der anderen abhold. In einer Art Glaubensbekenntnis erklärte er, er fürchte und liebe den höchsten Beherrscher des Himmels und der Erde, verehere den Herzog in Treue und Ergebenheit und diene seinen Nächsten, armen und reichen, gern. Solche Prinzipien hielte er für die beste und sicherste Religion.

Trotz allem – obwohl er immer wieder verächtliche Worte über Juden fand, mit denen er seine Geschäftsfreunde auf das schwerste kränkte²¹⁷ – band ihn der uralte Glaube seines Volkes. Immer wieder bewies er die Nähe zu seinen Glaubensgenossen, auch wenn er die Speisegesetze nicht einhielt und am Versöhnungstag die Synagoge nicht besuchte. Mochte er sie mit seinen Launen und Stimmungen auch verärgern – am Ende machte er doch nur mit ihnen die Geschäfte und übertrug ihnen allein die Heeres- und Silberlieferungen. Mochte er sich auch innerlich von der Welt des Ghettos entfernt haben, so erwirkte er doch die Ansiedlung der Juden in Württemberg und ertrug dafür die Feindschaft der Öffentlichkeit. Mochte er sich auch einer anderen Kultur zugehörig fühlen, die nicht die Kultur seiner Ahnen war, so wollte er doch „Jude bleiben und kein Christ werden, auch wenn er römischer Kaiser werden könnte.“

Es war nicht nur die Angst vor dem Tod, nicht nur die Umkehr des reuigen Sünders, wenn er im Gefängnis um ein hebräisches Gebetbuch bat, wenn er auf dem Schaffott sich zum Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs bekannte. Trotz allen Spotts und aller Freigeisterei besaß er eine tiefe Religiosität, die die antagonistischen Kräfte seines Inneren zusammenhielt und letzten Endes seine Persönlichkeit bestimmte und seine Größe.

Aufgrund dieses jüdischen Erbes, das die anderen Hofjuden viel stärker in sich trugen als Süß und das den Mittelpunkt ihres Seins bildete, blieben sie – ungeachtet ihrer Lusthäuser und Gärten, Bücher und Bilder, Karossen und Diener – immer mehr Juden als Hoffaktoren. Wenn sie sich auf dem Parkett eines Schlosses sicher bewegten, die Sprache des Landes sprachen, die Staatstheorien der Zeit kannten und die Wirtschaftsbedingungen ihrer Umwelt verstanden, so entsprach dies eher einer Rolle, die sie – zuweilen meisterhaft – spielten. Das Wort eines Barockdichters besagt, der Mensch sei ein Chamäleon, die Welt eine Bühne und das Leben ein Spiel, das als Komödie beginne und als Tragödie ende. In Anlehnung daran können die Hofjuden als Schauspieler verstanden werden, die versuchten, sich mit einer Rolle zu iden-

²¹⁷ Hier folgen wir der deutschen Vorlage.

tifizieren, die das Leben ihnen zugewiesen hatte. So wie die Dichter jener Epoche ihre Helden aus der unmittelbaren Gegenwart in die fernste Vergangenheit zu versetzen pflegten und deren Gestalt in sogenannten „Schlüsselromanen“ verschleierten, so verbarg der Hofjude sein wahres Ich in der Mode seiner Zeit.

Wenn die Juden am Ende des 18. Jahrhunderts eine gewisse Synthese zwischen Judentum und europäischer Kultur erreichten und sich von den Zwängen und Regeln des Ghettos befreiten, ohne die Religion ihrer Vorfahren aufzugeben, so war diese Synthese nur möglich, weil ihr Streben nach bürgerlicher, sozialer und wirtschaftlicher Gleichheit sich im Einklang mit den literarischen, pädagogischen und philosophischen Ideen der Zeit befand. Die Ideen der Aufklärung und der Vernunft, des Deismus und Humanismus, die Lehren von Toleranz und Menschlichkeit, von Maß und Form waren dem Geist des Judentums nicht fremd. Die Sittenlehre Kants und die Sittenlehre des Talmuds, das Pathos Schillers und das Pathos der Propheten, die Sprache Herders und die Sprache der Bibel miteinander in Einklang zu bringen, war weder ein gewaltsamer noch ein unmöglicher Versuch. Was aber den Juden der Aufklärung unter völlig anderen geistigen, psychologischen und kulturellen Bedingungen erreichbar war, blieb den Juden der Barockzeit versagt. Was verband den Mann, der aus Bibel und Talmud Wissen und Bildung gewann, dem Leiden und Beten, Lernen und Lehren Lebensform und -inhalt war, mit einer Zeit, die sich in Genuß und Sinnlichkeit erschöpfte? Was hatte seine Vernunft und Besonnenheit mit der schwärmerischen Ekstase, seine Selbstdisziplin mit der unruhigen Spannung, seine Gebundenheit an Traditionen mit der Gelöstheit barocken Lebensgefühls gemein? Welcher Zusammenhang bestand zwischen der unbedingten Forderung der rabbinischen Schriften und dem Schäferspiel des verliebten Amadis, zwischen der Formlosigkeit der Zena-Urena und der feierlich-höfischen Dichtung der Asiatischen Banise?

Die Tatsache, daß sie in einer Epoche lebten, in der eine Synthese von Judentum und Zeitgeist schlichtweg unmöglich war, daß sie sich ständig zwischen zwei Polen bewegten, die in keiner Beziehung zueinander standen, machte ihr Leben unwirklich, ja, unheimlich. Folglich versuchten sie nicht einmal (mit Ausnahme von Süß), ihre Existenz zu verstehen oder sich mit den Inhalten der Kultur ihrer Umwelt auseinanderzusetzen. Die geistige Welt, in der sie lebten und der sie sich zugehörig fühlten, war nicht die der modernen Wissenschaft. Ihr Weltbild war anders als das der Philosophen und Psychologen, für die der Mensch ein zerlegbares Ganzes war, mit Aktionen und Reaktionen und der sich in gleichsam technischen Begriffen beschreiben ließ. Weder glaubten sie, daß die Ursachen und Folgen historischer Ereignisse sich

kritisch analysieren ließen noch, daß der Verlauf ihrer Geschichte vom Zufall oder der Vorsehung bestimmt war, wie die Barockhistoriker lehrten.

Die Grundlage allen geistigen Seins bildete die Lehre des Talmuds, die von den Rabbinern und Gelehrten gehütet, Tag für Tag in den Talmudhochschulen erforscht und an die jüngere Generation weitergegeben wurde. Er bedeutete Schule und Universität, Weltanschauung und Wissenschaft, Philosophie und inneres Erlebnis. Er grenzte sie von der Welt ab, aber er bewahrte ihnen das Alte Gesetz. Er war restriktiv und unbeweglich, aber er gab auch Kraft und Geduld, Widerstandsfähigkeit und Bescheidenheit. Er duldete weder Träumerei noch Gefühl und ließ für eigenes Gottsuchen keinen Raum, aber er erhielt die Einheit und Harmonie des Lebens und die seit Jahrhunderten geheiligte Tradition.

Nicht die gefeierten zeitgenössischen höfischen Romane, die Geschichten von Arminius und Thusnelda²¹⁸, von der Sophonisbe²¹⁹ oder der Adriatischen Rosamunde²²⁰ lasen sie in ihren Mußestunden, sondern die tiefe und innige, belehrende und erbauliche jüdisch-deutsche Literatur. Sie gingen nicht ins Theater, um die Märtyrerdramen der Jesuiten oder die schwermütigen Tragödien des Gryphius zu sehen, sondern die jüdisch-deutschen Stücke von Esther und Ahasverus, Joseph, König David und Goliath“.²²¹

In einer Zeit bedeutender weltgeschichtlicher Ereignisse, in der auch die Hofjuden ihre Rolle spielten, lebten sie ihr eigentliches Leben entweder in der Vergangenheit, in der Erinnerung an das Heilige Land und seine nie vergessenen Helden und Propheten oder in der Zukunft, in der Erwartung des kommenden Gottesreiches. Während die Gegenwart vom Krieg und Lärm der Schlachtfelder erfüllt war und während sie selbst gewissermaßen die Kriegsführung ermöglichten, waren sie tiefer bewegt von der Auseinandersetzung zwischen Kabbala und Rabbinismus, dem Streit zwischen mystischer

²¹⁸ *Arminius. Galanter Roman von Daniel Casper von Lohenstein, Erstausgabe Breslau 1689/90.*

²¹⁹ *In Deutschland wurde das Sophonisbe-Thema durch die Übersetzung Ph. von Zesens (Die Afrikanische Sophonisbe) im Jahr 1647 bekannt, 1682 dramatisierte Caspar von Lohenstein den Stoff zu einem Stück mit verwickelter, blutrünstiger und für den Spätbarock typischen Handlung. (Vgl. Elisabeth Frenzel, Stoffe der Weltliteratur, Stuttgart 1970, S. 698).*

²²⁰ *Adriatische Rosemund (Erstausgabe Amsterdam 1645). Der Liebesroman von Philipp von Zesen schildert die Beziehung zweier Liebender, die an der Verschiedenheit ihrer Glaubensbekenntnisse scheitert.*

²²¹ Moritz Steinschneider, Artikel Jüdische Literatur bei Ersch und Gruber, Allgemeine Encyclopädie, II. Sektion, 27. Teil, S. 357ff.; Moritz Steinschneider, Über die Volksliteratur der Juden (Archiv für Literaturgeschichte, II, 1872); Max Grünbaum, Jüdischdeutsche Chrestomathie. Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur, Leipzig 1882; Meyer Waxmann, A History of Jewish Literature, Vol. II, 1933 (ND: New York 1947).

Schau und geoffenbartem Gesetz, von der sabbatianischen Bewegung²²² und dem Verrat des falschen Messias. Während große diplomatische Aktionen die Welt in Spannung hielten und sie selbst die Fäden der Handlungen knüpften oder lösten, berauschten sie sich am Wunder und an der Magie, an Weissagung und Offenbarung, am Symbol der Sterne und dem Geheimnis der Zahl.

Während sie Handelsgesellschaften, Fabriken, Monopole und Banken gründeten und in das wirtschaftliche und staatliche Leben des Volkes, dem sie dienten, hineinzuwachsen schienen, ersehnten sie sich nichts mehr als die Rückkehr ins Gelobte Land. Während sie autokratisch ihre Gemeinden beherrschten und ihre Gegner verfolgten, suchten sie durch Buße und Gebet die sündhafte Welt mit Gott zu vereinen.²²³

Nichts zeigt diesen Widerspruch besser als die intensive Beschäftigung der nüchternen, rationalen Hofjuden mit der Kabbala, dieser höchst emotionalen und esoterischen jüdischen Lehre, die alles weltliche Leben, alles Streben nach Reichtum und Erfolg verachtete und Leiden, Selbstentsagung und Demut zur Ehre und zum Lobe Gottes pries. Während Leffmann Behrens, Berend Lehmann, Samuel Oppenheimer, Wertheimer und andere im traditionellen Sinn talmud- und gesetzesgläubig blieben, ist bekannt, daß Manuel Teixeira ein Anhänger des Messias von Smyrna war und daß Jost Liebmann, Elkan Fraenckel und Jud Süß sich mit der Kabbala beschäftigten und eine Reihe kabbalistischer Werke in der Druckerei des Moses Benjamin Wulff erschien. Sabbatianische Schwärmer, Löbele Pressnitz, Nehemija Chajon und Chajim Melach, die sich einige Zeit in Berlin aufhielten,²²⁴ fanden in der Familie des Hofjuden Liebmann herzliche Aufnahme, insbesondere Nehemija Chajon. Die Familie Liebmann bezahlte bereitwillig die hohen Kosten für den Druck seiner kabbalistischen Schriften, denen der Rabbiner Arend Benjamin

²²² Vgl. Gershom Scholem, *Sabbatai Zwi. Der mystische Messias*, Frankfurt/Main 1992 sowie Nathan Peter Levinson, *Der Messias*, Stuttgart 1994, insbesondere die Kapitel „Erlösung durch Sünde. Sabbatai Zwi und Nathan aus Gaza“ sowie „Schöpse und Dönneh. Sabbatianer nach Sabbatai Zwi“, S. 67-95.

²²³ Erich Bischoff, *Die Kabbala. Einführung in die jüdische Mystik und Geheimwissenschaft*, Leipzig 1903; S. A. Horodetzky, *Religiöse Strömungen im Judentum mit besonderer Berücksichtigung des Chassidismus*, Bern 1920; Meir Wiener, *Die Lyrik der Kabbala. Eine Anthologie*, Wien 1920; Ernst Müller, *der Sohar und seine Lehre*, Wien[?] 1920; Lazar Gulkowitsch, *Der Hasidismus religionswissenschaftlich untersucht*, Leipzig 1927; Abba Hillel Silver, *A History of Messianic Speculation in Israel. From the first to the seventeenth century*, New York 1927; Gershom Scholem, *Kabbala, Encyclopaedia Judaica*, Bd. 9; Martin Buber, *Die Deutung des Chassidismus. Drei Versuche*, Berlin 1935; Martin Buber, *Die „Frommen Deutschlands“*. Ein Kapitel jüdischer Religionsgeschichte, Berlin 1938; Gershom Scholem, *Major trends in Jewish Mysticism*, Jerusalem 1941; Julius H. Greenstone, *The Messiah Idea in Jewish History*, Philadelphia 1943.

²²⁴ Max Freudenthal, Michel Chossid und die Sabbatianer, in: MGWJ, Bd. 76, Neue Folge, (1932), S. 40.

Wolff, Jost Liebmanns Schwiegersohn, die Druckerlaubnis erteilte, so daß sie 1713 erscheinen konnten.

Im Prozeß der Brüder Elkan und Hirsch Fraenckel in Ansbach spielte ein kabbalistisches, von Rabbiner Hirsch Fraenckel geschriebenes Buch eine entscheidende Rolle. Aus diesem Buch habe er, so wurde ihm vorgeworfen, die Kunst gelernt, Geister zu beschwören, den Teufel herbeizurufen, die Geheimnisse anderer Menschen zu ergründen, Gefangenen den Kerker zu öffnen, zum Tode Verurteilte zu befreien, Feinde zu verfluchen, den Fürsten den eigenen Willen aufzuzwingen und sie von sich abhängig zu machen. Durch seine „abscheulichen und höchstschädlichen Künste“ habe er bewirkt, daß sein Bruder Elkan sich so großer Beliebtheit bei Hofe erfreue und sich in das Vertrauen des Markgrafen eingeschlichen habe.

Die öffentliche Meinung machte auch Süß zum Kabbalisten. Man sprach von einem Horoskop, durch das er Karl Alexander die württembergische Herzogskrone prophezeit habe. Sie schrieb dessen Macht und Einfluß den magischen Künsten des Süß zu und die standhafte Liebe des Herzogs zu dem Juden einem kabbalistischen Geheimnis.

Die Barockkunst schuf das Helldunkel, die Gegensätze von Licht und Schatten, die sich später miteinander mischten und ihre Umrisse verhüllten, so daß, wie Simmel einmal Rembrandts Bilder deutete, „des Todes Schatten schon in das Leben sich einschlingen“. Auch das Wesen des Hoffaktors war durch diese Gegensätzlichkeit gekennzeichnet. Im Unterschied zu den Malern seiner Zeit vermochte er jedoch nicht, die Grenzen zwischen den Welten, in denen er lebte, aufzuheben und die Wirklichkeit im Traum, das Dunkel im Licht aufgehen zu lassen. Weil diese Grenzen so scharf umrissen blieben, im Hoffaktor immer der Jude, im Juden immer der Hoffaktor sichtbar blieb, besaß die Gestalt des Hofjuden etwas Unstetes und Schwankendes. Weil er der Welt, der er diente, nicht zugehörte, weil er sich einsam, verachtet und fremd fühlte inmitten der etablierten Eliten, mit ihren uralten Privilegien und Rechten, war er gehemmt und unter ständigem Druck. Während diese innere Spannung infolge seines ständigen Kampfes gegen die machtvolle, feindliche Welt einerseits seine Kreativität freisetzte, erfüllten ihn andererseits seine Hemmungen mit dem Verlangen, durch Reichtum und Besitz auszugleichen, was ihm an Adel und Geburt fehlte.

Weil er sich seiner inneren Konflikte bewußt war, suchte er Halt in der äußeren Form und dem höfischen Zeremoniell. Er schmückte sich mit Orden und Titeln, damit sie einer Rüstung gleich seine Wehrlosigkeit verdeckten. Er zeigte sich voller Anmaßung und Hochmut, damit sein Mangel an Selbstgefühl und Selbstbewertung niemandem offenbar würde. So ist es nicht einfach,

der Persönlichkeit des Hofjuden gerecht zu werden, denn Wesentliches und Unwesentliches, Licht und Schatten, Schein und Sein, Inhalt und Form verbanden sich nicht in harmonischer Balance.

Doch steht nicht die vergängliche Gestalt des Hofjuden im Mittelpunkt dieser Studie, sondern vielmehr sein Leben und Werk, als Beispiel jüdischer Wirklichkeit, die [*Glanz enthält, aber auch*] Leid und Opfer und als Symbol jüdischen Seins schlechthin.

X. Schicksale

Zu den bevorzugten Themen der Barockdichter und -dramatiker zählte die Launenhaftigkeit des Schicksals. Mit Vorliebe zeigten sie, wie Menschen, denen das Leben Glück, Ruhm und Erfolg beschert hat, plötzlich durch ein rätselhaftes Verhängnis in Not und Tod getrieben werden. Eine durch lange Kriege, soziale und politische Umwälzungen und kirchliche Spaltung aufgewühlte Generation erfand Helden, deren Leben die Nutzlosigkeit menschlichen Strebens und die Eitelkeit alles Irdischen zeigte.

Diese Helden sind zumeist glänzende Gestalten, Auserwählte Gottes und Menschen, denen nichts versagt zu sein scheint, bis das Leben sie aus ihrer Bahn wirft. Dann aber verfolgen sie Neid und Rachsucht; Bösewichter verdrängen sie aus der Gunst ihrer Herren, Glaubensfanatiker peinigen sie, Usurpatoren jagen sie aus dem Land, Despoten stoßen ihnen den Dolch ins Herz und Henker lassen sie auf dem Schaffott verbluten. Als ritterliche Streiter, nicht als duldende Märtyrer, suchen sie allen Hemmnissen zum Trotz sich ihrer Feinde zu erwehren, um sich schließlich, innerlich ungebrochen, in ihr Los zu fügen, wohl wissend um die Unabwendbarkeit ihres Schicksals. Auch die Fürsten mit ihrer unbegrenzten Macht über Länder und Menschen erliegen dieser dunklen Gewalt, die sie so wenig zu beeinflussen vermögen wie den Lauf der Sterne in ihrer Bahn. Nicht der Charakter des Helden ist es, der die Handlung bestimmt, sondern, wie die Schriftsteller jener Epoche es nannten, die „Tyche“: bald Zufall, bald launisches Geschick, das die Menschen dem Untergang oder der Erlösung zuführt.

Solche Lebensläufe bewiesen nicht nur die Abhängigkeit der Menschen von einem allgewaltigen Schicksal, sie zeigten dem Leser oder Zuschauer zugleich, daß jede Größe mit Elend, jedes Glück mit Unglück, jeder Erfolg mit einer Niederlage vergolten wurde. „Das Allerbeständigste fällt, das Allerstärkste zerbricht, das Allerewigste nimmt ein Ende“, schrieb Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, der Verfasser des „Simplicius Simplicissimus“, der sich beizeiten bewußt war, daß nichts Beständigeres in der Welt ist als die Unbeständigkeit. Und daß es nur Himmel oder Hölle gebe, Seligkeit oder Verdammnis, war die letzte Weisheit, die Moscherosch seinem Philander von Sittewald in den Mund legte.

Diesen Barockdichtern hätte der Lebensweg so mancher Hofjuden als Beweis für ihre Theorie dienen können, daß alle Herrlichkeit auf Erden zu Rauch und Asche werden muß. Denn die meisten von ihnen gerieten nach Jahren des Reichtums und Glanzes nicht nur in bittere Armut, sondern erlitten darüber hinaus Folter und Pein, Kerkerhaft und Hinrichtung, so wie es Gryphius in seinen Theaterstücken und die Jesuiten in ihren Märtyrerdramen ausdrucksstark und voller Pathos beschrieben. Um nur einige Beispiele zu nennen: Samuel Oppenheimer, der „Fugger seiner Zeit“, starb, ohne Vermögen zu hinterlassen. Da die Hofkammer, anstatt seiner Firma die Millionen zu zahlen, die sie ihr schuldete, lieber den Konkurs über sie verhängte, gerieten Samuels Nachkommen in schlimmste Bedrängnis. Der Prozeß, den Samuels Sohn Emanuel um den Nachlaß seines Vaters mit der Regierung führte, endete 1719 mit dem Urteil, daß nicht die Hofkammer ihm sondern er der Hofkammer viele Millionen schulde und daß auch seine Außenstände zu konfiszieren seien.

Emanuel, der Freund des Prinzen Eugen, starb vorzeitig im Jahr 1721, gebrochen und ruiniert. Seine Witwe Judith, eine mutige und kluge Frau, suchte den Niedergang des Hauses, des einst mächtigsten in Deutschland, durch die Gründung eines neuen Unternehmens aufzuhalten. Doch vermochte sie nicht, die Schulden fürstlicher und privater Personen, noch weniger die der kaiserlichen Regierung einzuziehen. Kurz nach Emanuels Tod wurde ihr befohlen, zusammen mit ihrer Familie und ihren Angestellten, die Kaiserstadt zu verlassen, da ihr Privileg erloschen sei. In einem Brief an die Hofkammer, in dem sie um eine Verlängerung ihres Aufenthaltes bat, um ihre Forderungen und Außenstände zu regeln, beschreibt Judith in bewegenden Worten die tragischen Ereignisse, die der Familie Oppenheimer widerfuhren: Sie sei, so schreibt sie, über den Ausweisungsbefehl so bestürzt, daß sie lieber den Tod als eine solche Ungnade erleiden wolle. So werde eine Familie behandelt, die vierundvierzig Jahre lang dem Staat und dem Hof die wichtigsten Dienste geleistet, ihm mehr als hundert Millionen zugeführt, Armaden und Festungen erhalten und in Zeiten größter Not, da sich niemand anderes fand, geholfen habe. Daraufhin erhielt sie die Erlaubnis, bis zur Regulierung des Falles in Wien zu bleiben. Die Abwicklung scheint sie aber nicht mehr erlebt zu haben, denn als sie im Jahr 1738 starb, betrug die Summe, die man in ihrem Nachlaß fand, zehn Gulden und achtundreißig Kreuzer.

Herz Löw Manasse, ein Schwiegersohn von Judith und Emanuel und einer ihrer wichtigsten Geschäftspartner, war in späteren Jahren so arm, daß er seinen Erben mehr Verbindlichkeiten als Vermögen hinterließ. Die Frau Wolf Oppenheimers, eines Enkels von Samuel, beschloß ihr Leben als Almo-

senempfängerin. Elias, ein Sohn Emanuels, mußte aus Wien fliehen, weil er seine Schulden nicht bezahlen konnte.

Wolf Wertheimer, Samsons Sohn, machte Konkurs, als die bayrische Regierung die von ihm gewährten Anleihen nicht zurückzahlte. Samsons Stiefsohn Isaak Nathan Oppenheimer, der als reicher Mann gegolten hatte, besaß 1737 weder Mittel noch Kredit. Löw Wertheimer, ein anderer Sohn Samsons, forderte in seinem Testament aus dem Jahr 1758 Frau und Söhne auf, „mit Rücksicht auf seinen schlechten Vermögenszustand“ von der kaiserlichen Regierung gnädige Behandlung zu erbitten. Samuel Wolf Wertheimer, ein Enkel Samsons, starb als armer Mann, da er „durch verschiedene mißliche Umstände und Zufälle“ in Schulden geriet.

Der kaiserliche Hoffaktor Marx Schlesinger, einer der Hauptgläubiger des Wiener Hofes, verbrachte seine letzten Lebensjahre als Almosenempfänger der jüdischen Gemeinde. Testamentarisch bat er seine Verwandten, für seine noch unmündigen Kinder zu sorgen und versicherte, daß er sein Vermögen nicht verschwendet, sondern durch unglückliche Umstände verloren habe.

Der Hofjude Ruben Hinrichsen, der Sohn des Michel Tabakspinner, brachte den verschwenderischen Herzog von Mecklenburg nicht dazu, die ihm gewährten Anleihen zurückzuzahlen. Indessen mußte Hinrichsen seine eigenen Gläubiger um ein Moratorium bitten. „So reich er ehemals war, so arm ist er jetzt“, schrieb Tychsens über den anderen Mecklenburger Hofjuden Philipp Aron, „welches das gewöhnliche Schicksal fast aller reich gewordenen Juden ist und daher ist sein ehemaliges Ansehen bei den Juden jetzt ganz gefallen.“ Der Frankfurter Resident Aron Beer beschloß sein bewegtes Leben in Armut und Not, da ihm der Markgraf von Bayreuth eine Schuld von 120.000 und der Kurfürst von der Pfalz eine solche von 50.000 Gulden nicht beglichen.²²⁵

Samuel Weil aus Donaueschingen, der Hofjude des Fürsten Anton Egon von Fürstenberg, kam nach dem Tod seines Herrn in ernste finanzielle Schwierigkeiten, da die Regierung des Landes sich nicht nur weigerte, die Schulden des Fürsten zu bezahlen, sondern zugleich hohe Gegenforderungen stellte, die Weil in einen kostspieligen und langwierigen Rechtsstreit verwick-

²²⁵ Das gleiche Schicksal teilten der gelehrte Moses Kann und sein Bruder Beer Löw Isaak, der angesehenste Jude des Frankfurter Ghettos, an den der Kurfürst von Mainz, die Landgrafen von Hessen-Homburg und Hessen-Darmstadt stark verschuldet waren. Liebmann zum Vogel-sang, der Würzburger Finanzagent und Faktor, war 1712 zur Zahlungseinstellung gezwungen. Die Nachkommen der meisten Ansbacher Hofjuden gerieten in Konkurs oder in finanzielle Schwierigkeiten. Die Fränkels, die von den reichsten jüdischen Familien Wiens abstammten, waren am Ende ihres Lebens ebenso ruiniert wie die Familien des Residenten Isaak Nathan und Seligmann.

kelten. Resigniert resümmierte er, daß er durch die „innegehabte Charge“ als Hoffaktor um all das Seine gekommen und als „ehedem wohlhabender Mann“ nun hilflos geworden sei.

Lazarus von Geldern und sein Bruder, die Söhne des reichen Düsseldorfer Hofjuden Juspa von Geldern, erlitten infolge einer großen Teuerung im Jahr 1739 und kostspieliger Proviantlieferungen an die kurfürstliche Armee so schwere Verluste, daß sie auf dem Landtag von Düren 1746 erklären mußten, sie seien nicht länger in der Lage, ihr Einkommen zu schätzen und ihre Steuern zu zahlen.²²⁶

Glückel von Hameln erzählt in ihren Memoiren, daß die Hochzeitsfeier ihres Sohnes Moses mit der Tochter des Hoffaktors Samson von Baiersdorf auf längere Zeit hinausgeschoben werden mußte, weil Samson durch die Intrigen eines Günstlings des Fürsten in große Unannehmlichkeiten verwickelt war. Glücklicherweise wurde sein Widersacher gestürzt, und der Hofjude konnte sich wieder der besonderen Gunst seines Herrn erfreuen. Als aber einige Zeit später Samsons Söhne, die Hoffaktoren Veit und Salomon, beim Reichskammergericht Klage führten, weil ihnen eine große Forderung nicht bezahlt worden war, wurden sie in einen unangenehmen Strafprozeß verwickelt und schließlich auf die Festung Plessenburg gebracht. Erst als sie förmlich erklärten, in Zukunft keinen Anspruch mehr an den Markgrafen zu erheben und auf ihre Forderungen zu verzichten, erhielten sie ihre Freiheit zurück.²²⁷

²²⁶ Dem Sulzbacher Hofjuden, dem Oberhof- und Kabinettsfaktor Jacob Joseph, der auch Bayreuther Hofagent und Bayrischer Salzkontrahent war, schuldete die Regierung große Summen. Als sein Schwiegersohn, der kurpfälzische Kammerfaktor Nathan Isaak Schwabacher, Jahre nach dem Tode Josephs, auf dessen Verdienste um das Land hinweisend, um Rückzahlung bat, wurde er durch ein kurfürstliches Gutachten belehrt, die Schulden seien verjährt und würden deshalb nicht mehr bezahlt. Stattdessen erhielt der völlig verarmte Erbe eine Gegenforderung von 21.000 Gulden – als Entschädigung für angebliche Unterschlagungen, die der Gläubiger begangen haben sollte.

Abraham Isaak Auerbach, der Befehlshaber und Obervorgänger der Juden von Münster und Faktor des Bischofs von Galen, wurde 1674 in einer Zeit politischer und sozialer Unruhen im Bistum eingekerkert, seines Vermögens beraubt und seine Familie des Landes verwiesen. Die Gründe für dieses Vorgehen sind unklar. Auerbach selbst klagt in Buß- und Lobgedichten, die er im Gefängnis verfaßte, er sei durch einen seiner engsten Freunde verleumdet worden. Wahrscheinlicher aber ist, daß er zum Sündenbock für die allgemeine Unzufriedenheit im Land gemacht wurde, die sich sogar in Anschlägen gegen das Leben des Bischofs entlud. Nach der Niederschlagung des Aufruhrs wurde Auerbach aus der Kerkerhaft entlassen.

²²⁷ In Bayreuth wurde der Kammerresident und Münzverwalter des Markgrafen, Seckel, infolge einer Hofkabale gestürzt. Eines Nachts drang eine Schar von Leuten, die der Geheime Rat Schröder gedungen hatte, in die Privatwohnung des Residenten ein und kündigte eine Untersuchung der Münzverwaltung an, die darin bestand, daß man einen Silbervorrat im Wert von 40.000 Gulden beschlagnahmte. In ähnlicher Weise wurde auf Anraten eines anderen Bayreuther

Ein Prozeß, den Moses Benjamin Wulff aus Dessau jahrzehntelang mit der Regierung von Gotha zu führen gezwungen war und der Gerichte und Universitäten beschäftigte – das Reichskammergericht zu Wien, die Regierungen von Preußen, Sachsen, Anhalt und Österreich –, führte zur wiederholten Inhaftierung des Hoffaktors. Er hatte, auf dringende Bitte der Regierung Gothas, das Finanz- und Münzwesen des Landes geordnet und zur Verbesserung des Kredits Anleihen im Wert von vielen hunderttausend Gulden gegeben, die er nur gegen hohen Zins und Verpfändung seiner Juwelen und Wechsel und seines gesamten persönlichen Vermögens hatte aufnehmen können. Immer wieder verzögerte Gotha die Rückzahlung der Schuld, so daß Wulffs Kredit großen Schaden litt und er mehrmals von seinen eigenen Gläubigern in Schuldhaft genommen wurde. Der Einspruch befreundeter Staaten zugunsten Wulffs blieb ohne Erfolg. Die Gothaer Regierung erklärte schließlich, daß nicht sie Wulff, sondern dieser ihr Geld schulde, und brachte ihn „wegen allerhand pflichtvergessener und dem Lande höchst nachteiliger Unternehmungen“ vor Gericht.

Obwohl Leopold von Dessau seinen Faktor energisch verteidigte, sächsische und preußische Kommissare Gothas Vorgehen für rechtlos erklärten und Wulff selbst vor Gerichten und Kommissionen und auch vor der Öffentlichkeit über die Höhe der von ihm gegebenen Anleihen einwandfrei Rechenschaft ablegen konnte, kam es in dem Prozeß zu keiner Entscheidung. Auf Betreiben Gothas hin wurde Wulff unter dem Vorwand des Münzvergehens mehrmals eingekerkert und erst gegen Zahlung hoher Geldsummen wieder freigelassen. Er verlor wertvolle Monate und Jahre in aufreibenden Verhandlungen, opferte Geld, Gut und geschäftliche Unternehmungen, ohne daß er zu Lebzeiten sein Recht erhalten hätte. Als er 1729 starb, hinterließ er das schwebende Verfahren seinen Nachkommen.

Das Schicksal, das die Enkel Leffmann Behrens traf, erscheint wie eine Erzählung aus der spanischen Inquisitionszeit. Gumpert und Isaak Behrens, ersterer mit einer Tochter der Familie Kann aus Frankfurt verheiratet, letzterer mit einer Tochter Berend Lehmanns, waren nach dem frühen Tod ihres Vaters Moses Jacob Oberhof- und Kammeragenten des Kurfürsten von Hannover geworden. Wie ihr Großvater, so erfreuten auch sie sich der Gunst des Fürstenhauses. Als Isaak Behrens auf einer Geschäftsreise, die ihn 1720 durch anhaltisches Gebiet führte, von den Soldaten Leopolds von Dessau

Ministers der Kammerresident Simon Männlein seines Vermögens beraubt. Auf Grund einer Denunziation, die der Minister selbst angezettelt hatte, wurde er verhaftet, seiner gesamten Wertgegenstände beraubt und viele Jahre gefangen gehalten. Nachdem eine immer wieder aufgeschobene Untersuchung seine Unschuld an den Tag gebracht hatte, war er durch die lange Haft ein gebrochener Mann.

gleichsam als Geisel festgehalten wurde, setzte sich Georg von Hannover entschieden für seinen Hofjuden ein. Er erklärte, er könne nicht zulassen, daß ein privilegierter Handelsmann vor aller Welt in Mißkredit gebracht würde und verlangte von Leopold Satisfaktion und hohen Schadensersatz.

Aber schon ein Jahr später machte sich derselbe Kurfürst eines noch größeren Rechtsbruches schuldig. Es ist nie ganz geklärt worden, was die hannoversche Regierung dazu bewog, die beiden Faktoren, die sie zu den wichtigsten politischen Verhandlungen hinzugezogen hatte, einem, wie Berend Lehmann es bezeichnete, so grausamen und widerrechtlichen Verfahren zu unterwerfen. Unter der Anklage, im Rahmen eines betrügerischen Bankrotts Vermögenswerte verschleiert zu haben, wurden beide Brüder während einer Geschäftsreise festgenommen und in militärischer Bewachung nach Hannover zurückgebracht. Mittlerweile waren dort ihre Häuser mit Soldaten belegt, ihre Papiere versiegelt und ihre Angestellten verhaftet. Nach kurzem Hausarrest und einem strengen Verhör wurden die Brüder ohne Urteil ins Stadtgefängnis überführt, gefesselt und gezwungen, Vorschläge zur Befriedigung ihrer Gläubiger auszuarbeiten.

Die Universität Ingolstadt, an die sie ihre Verteidigungsschrift einsandten, sprach sich zu ihren Gunsten aus und verlangte, daß man die Angeklagten auf freien Fuß setze. Gegen dieses Urteil protestierten aber die Gläubiger und legten ihrerseits Berufung beim königlichen Oberappellationsgericht ein. Das Gericht kam nach einem Jahr dem Verlangen der Kreditoren nach und schlug vor, gegen die beiden Brüder die Folter anzuwenden, falls sie nicht gestehen wollten, sich der betrügerischen Konversion schuldig gemacht zu haben.

Obwohl die jüdischen Gläubiger ihre Forderungen an das Behrenssche Bankhaus fallenließen und Berend Lehmann sowie andere Freunde sich bereit erklärten, die christlichen Kreditoren mit 80 bis 90 Prozent zu befriedigen, wurden Gumpert und Isaak bestialisch gefoltert. Da trotz Folter von den Angeklagten kein Geständnis einer Schuld erpreßt werden konnte, ließ man sie schließlich im Jahr 1726 frei. Über ihr Vermögen wurde jedoch der Konkurs verhängt. Die Enkel des Mannes, der dem Haus Hannover die neunte Kurwürde verschafft hatte, wies man wie Schwerverbrecher aus der Stadt. Sie wandten sich zuerst nach Halle, suchten dann in Hamburg, später in Altona ihr Auskommen. Auch Leffmanns Witwe traf das gleiche Los, nachdem man ihr noch aus der Konkursmasse zweieinhalb Taler wöchentlich für ihren Lebensunterhalt und 60 Taler im Jahr als Rente bewilligt hatte. Um den gleichen Betrag mußte Lea, die Tochter Berend Lehmanns, einen heftigen Kampf führen, während Gumperts Frau die Geschehnisse nicht verkräftete und die Befreiung ihres Mannes nur wenige Monate überlebte.

Auch Berend Lehmann, der Schwiegervater Isaaks, war in die Tragödie des Hauses Behrens verstrickt. Er hatte, um den Konkurs abzuwenden, den Brüdern große Geldsummen vorgeschossen und von ihnen dafür, wie es üblich war, Wertpapiere, Obligationen und Juwelen als Sicherheiten erhalten. Der Kurator der Konkursmasse erklärte jedoch, daß eine solche Zession einem Betrug gleichkäme und verlangte von dem sächsischen Residenten, die an ihn abgetretenen Wertgegenstände oder aber die entsprechende Geldsumme zurückzuerstatten. Als Lehmann sich weigerte, der überzogenen Forderung nachzukommen, da er ja selbst berechtigt sei, Entschädigungsansprüche an die Konkursmasse zu stellen, ließ der Kurator einen Teil seiner Effekten außerhalb Preußens beschlagnahmen. Lehmann, den die preußische Regierung wirkungsvoll unterstützte, starb, ehe das Urteil gefällt wurde.

Sein Sohn Lehmann Berend machte im Jahr 1731 bankrott, nachdem ihm in Dresden die Handelserlaubnis entzogen worden war. Er sei, so heißt es in einem sächsischen Bericht von 1747, in merklichen Abfall seines Vermögens geraten und befinde sich schon seit etlichen Jahren in Wechselarrest. Er selbst appellierte an das Mitgefühl des sächsischen Ministers Heinecke, indem er erklärte, er sei alt und wisse nicht, wohin er sich wenden solle.

Sein Bruder Elias Berend Lehmann wurde kurz nach dem Einmarsch der Preußen in Sachsen im Jahr 1745 inhaftiert, vermutlich weil er preußischer Untertan, war und mußte Dresden verlassen. „Schwerste, mit den bittersten Tränen nicht genügsam zu bejammernde Ungnade“ werde auf ihn gelegt, schrieb seine tapfere Frau, die versuchte aus dem Ruin zu retten, was noch zu retten war.

Auch Ruben Elias Gumperts, der Sohn Elias Gumperts' aus Kleve, erlitt das bittere Schicksal so vieler Hofjuden. Gefängnis- und Kerkerhaft ließen ihn erkennen, daß Kammerdiener und Münzmeister selten Freunde bei Hof gewannen (Moses Mendelssohn).

Im Jahr 1697 lebte in Wesel, dem Wohnsitz des Ruben Elias, ein gewisser Herr von Edelack, der sich für einen savoyischen Oberst ausgab, in der Hauptsache aber sich als Wechselfälscher, Heiratsschwindler und Zechpreller betätigte. Durch seinen Verkehr mit Verwandten Rubens, mit denen dieser verfeindet war, aber auch durch lose Geschäftsbeziehungen zu Gumperts selbst erfuhr er von der konkurrierenden Tätigkeit Samuel Oppenheimers und Samson Wertheimers am Wiener Hof, von Gumperts' Geschäftsverbindung mit Oppenheimer und Kardinal Kollonitschs Judenfeindschaft. Auf diese Konstellation und auf des Kardinals feindliche Haltung gegenüber Samuel Oppenheimer gründete Edelack seinen teuflischen Plan. Er tauchte in Wien mit einem gefälschten Protokoll auf, aus dem hervorging, daß er von Gumperts und Oppenheimer bezahlt worden war, um Samson Wertheimer

zu ermorden und daß Oppenheimer beabsichtigte, Kollonitsch aus seinem Amt zu entfernen, um selbst Hofkammerpräsident zu werden. Der Kardinal, dem es zu diesem Zeitpunkt vor allem darauf ankam, Oppenheimers Tätigkeit als Kriegslieferant zu unterbinden, machte sich bereitwillig zum Komplizen des Oberst und verlangte vom Kurfürsten von Brandenburg, gegen eine geringfügige österreichische Gebietsabtretung, Gumperts in der Mordsache unter Anklage zu stellen.

Im August 1697 wurde Ruben Elias, ohne daß man ihm mitteilte, wessen er beschuldigt wurde, in die Weseler Zitadelle geworfen und seine Geschäftspapiere beschlagnahmt, womit sein Kredit in der Handelswelt ruiniert war. Einen Monat später nahm man auch Samuel und Emanuel Oppenheimer fest – ein Vorgang, der die gesamte deutsche und österreichische Geschäftswelt in höchste Aufregung versetzte. Oppenheimers Unentbehrlichkeit in jener Zeit vor und nach der Schlacht von Zenta war so groß, daß er wieder aus der Haft entlassen und in aller Öffentlichkeit rehabilitiert wurde. Gumperts dagegen verbrachte man, nach vier Monaten Festungshaft in Wesel, in die preußische Staatsfestung nach Spandau.

Es würde hier zu weit führen, die Einzelheiten des Prozesses zu schildern – die Forderung des Kardinals, Gumperts an die Wiener Behörden auszuliefern, das schwankende Verhalten der preußischen Regierung, die Intervention des Hauses Hannover und des Markgrafen Ludwig von Baden zu seinen Gunsten. Gumperts' Gesundheit hatte durch sechs Monate Festungshaft so gelitten, daß auch er schließlich freigelassen wurde. Die preußische Regierung ging sogar so weit, in einer Abolitionsschrift Ruben Elias von allen gegen ihn erhobenen Anklagen freizusprechen. Gleichsam als Schadensersatz wurde er von König Friedrich I. zum kurfürstlichen Steuereinnehmer in Kleve ernannt, was zu Schwierigkeiten mit den Klever Ständen und der Regierung führte sowie zu erneuter Gefangenschaft. Im Gefängnis erkrankte er ein weiteres Mal und starb kurz nach seiner Freilassung.

Der Sturz des Ansbacher Hofjuden Elkan Fraenckel im Jahr 1712 war eine Folge der im Zeitalter des Absolutismus üblichen höfischen Intrigen, die sich auch gegen christliche Staatsmänner und Feldherren richtete. Fraenckel selbst war sich dieser Tatsache wohl bewußt. In seinem Prozeß sagte er aus, daß er durch die Verleumdungen seiner Feinde zu Fall gekommen sei. Man könne in Historienbüchern lesen, wie oft durch Feinde und Intriganten die treuesten Diener der Herrscher auf die Seite geschoben werden.

An dem Komplott, das ihn vom Schauplatz seiner Tätigkeit entfernte, waren der auf den markgräflichen Günstling und dessen Einfluß neidische Minister Appold, die Markgräfin und allem Anschein nach die Hofjudenfamilie Model, Elkans Todfeinde, beteiligt. Die Anklage vertraten zwei getaufte Ju-

den, von denen der eine einen zweifelhaften Leumund besaß und der andere für seine Ressentiments gegenüber früheren Glaubensgenossen bekannt war. Elkan und sein Bruder Hirsch Fraenckel, der kabbalistische Rabbiner von Ansbach, wurden verhaftet. Elkan wurde des Besitzes gotteslästerlicher Bücher angeklagt sowie der Einmischung in Staats- und Zivilsachen. Darüber hinaus beschuldigte man ihn, das Ansehen des Markgrafen durch Stellenverkäufe und Ämterhandel untergraben, gefährliche Dekrete dem Markgrafen zur Unterschrift vorgelegt und herrschaftliche Gelder veruntreut zu haben.

Elkan war in der Lage, den Hintergrund der Verschwörung aufzudecken, während die Untersuchungskommission ihm nicht nachweisen konnte, daß er sich auf Kosten des Staates bereichert hatte. Selbst Minister Appold, der Hauptankläger in diesem Prozeß, mußte zugeben, daß Elkan seinem Fürsten wertvolle Dienste geleistet habe. Dennoch wurde er zu einer schweren Strafe verurteilt. Henkersknechte führten ihn am 2. November 1712 auf den Marktplatz zu Ansbach, wo er, fast vollständig entkleidet, mit Stricken an einen Pfahl gebunden und vor versammelter Menge ausgepeitscht wurde, indes man sein „lästerliches“ Buch zerriß und auf dem Erdboden zertrat. Anschließend wurde Elkan auf einen Schinderkarren gesetzt und zu lebenslanger Kerkerhaft auf die Festung Würzburg überführt, wo er nach acht Jahren starb. Der Staat konfiszierte sein Vermögen und verwies seine Frau und seine Tochter des Landes.

Sein Bruder Hirsch Fraenckel wurde wegen Zauberei und Gotteslästerung gleichfalls zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. 24 Jahre verbrachte der Kabbalist, Psalmenkommentare und Märtyrergedichte schreibend, in Haft, bis er wie durch ein Wunder befreit wurde. Als eine Überschwemmung den Turm, in dem er eingesperrt war, gefährdete, nahm man ihm die Fesseln ab und brachte ihn in Sicherheit. Auf die Bitte des städtischen Bürgermeisters hin, der sich des Gefangenen erbarmte, wurde Hirsch aus der Haft entlassen. Doch weder der mitleidige Magistrat noch die wundersame Flut konnten ihm die verlorenen Jahre und seine Gesundheit wiedergeben. Er starb 1740, einsam und fast vergessen.

So wie das Leben von Jud Süß farbiger und aufregender war als das der anderen Hofjuden, so war auch sein Ende tragischer und erschütternder. Die einzigartigen Umstände seines Todes beeindruckten schon seine Mitwelt. In Flugschriften, Gedichten und Bildern hielt sie den letzten Akt im Drama des Jud Süß, die Tage der Gefangenschaft auf dem Hohenneuffen und dem Ho-

henasberg, den langen Strafprozeß und schließlich die Hinrichtung im eisernen Käfig breit und anschaulich fest.²²⁸

Wir erinnern uns, daß Süß gleich nach dem plötzlichen Tod Karl Alexanders gefangengenommen und auf die Festung Hohenneuffen gebracht worden war. Die triumphierende Landschaft begann sofort, die Spuren seiner Herrschaft zu beseitigen und den Status quo ante in Recht und Religion wiederherzustellen. Das Testament Karl Alexanders wurde für ungültig erklärt. Die von Süß ernannten Beamten wurden entlassen und durch die früheren ersetzt, die nun den alten, unfähigen Administrator, der für die unmündigen Kinder des verstorbenen Herzogs die Regierungsgeschäfte führte, vollständig in ihrer Hand hatten. Die Herzogin und einstige Freundin von Süß, ergab sich, zermürbt durch den Verrat, dessen Zeugin sie geworden war, der überlegenen Partei. Die Sieger ihrerseits waren entschlossen, sich für ihre Unterdrückung zu rächen und zur Stabilisierung ihrer Macht ein Exempel zu statuieren.

Gleich nach der Verhaftung von Süß wurde sein gesamtes Personal festgenommen, seine Wohnung versiegelt, sein Vermögen konfisziert. Geschäftsbücher, Korrespondenzen, Verträge und Privatbriefe wurden beschlagnahmt, seine Möbel, Gemälde, Bücher und übrigen Wertgegenstände, Pferde, Kutschen und Weinvorräte teils verkauft, teils versteigert. Alle Diener, Beamte, Geschäftspartner und Frauen, die in Beziehung zu Süß gestanden hatten, unterzog man einer eingehenden Vernehmung.

Wenige Tage nach der Verhaftung fand am 28. März 1737 auf dem Hohenneuffen das erste provisorische Verhör statt, das ein persönlicher Feind von Süß leitete. Die einleitenden Fragen nach Alter, Stand und Tätigkeit des Gefangenen ließen die Schwere der Anklage nicht erkennen. Deshalb bewahrte Süß seine stolze Haltung und beschränkte sich in seinen Antworten auf die Behauptung, er habe stets nur auf Befehl des Herzogs und nur auf Grund staatlicher, im Kabinett ausgefertigter Reskripte gehandelt. Die Forderung, die Namen seiner Mitarbeiter oder der Frauen zu nennen, mit denen er liiert war, wies er entrüstet als Zumutung zurück. Noch war er ganz der Ka-

²²⁸ Der jüdische Schelmische Heilige und Schand-Märterer Joseph Süß Oppenheimer oder Abdruck und Übersendung eines unter denen Juden herumgehenden öffentlichen hebräischen Ausschreibens betitult: Relation von Auflösung Joseph Süß gesegneten und seeligen Gedächtnuss... 1738; Guthe Arbeit giebt herrlichen Lohn, in einer Predigt über das Evangelium Math. 20, V. 1-16 in einer eingeflossenen Anweisung, wie die an dem verurteilten Juden Joseph Süß Oppenheimer geschehene Exekution anzusehen und zu gebrauchen sei, samt einiger Nachricht von dessen kläglichen und schmähhlichen Ende, gezeigt von M. Rieger, Pfarherrn in Stuttgart, 1738; Das lamentierende Jud Süßsche Frauenzimmer unter dem großen eisernen Galgen vor Stuttgart draußen, 1738; Des justifizierenden Juden Joseph Süß Oppenheimers Geist in den elysäischen Feldern..., 1738.

valier vergangener Zeit, gebieterisch und selbstbewußt, seiner Bedeutung und seiner Rechte gewiß. Immer wieder verlangte er zu erfahren, welchen Verbrechens man ihn anklagte und „Guth und Bluth, Seel und Seeligkeit einbüßen“ ließ.

Daß er dem Verfahren mit Zuversicht begegnete, beweist sein argloses Angebot von 1.000 Talern für eine Audienz beim Administrator Karl Rudolf oder sein noch argloserer Vorschlag, dem Regenten als Ratgeber zu dienen, damit er ihn groß machen und dem Lande von Nutzen sein könne.

Die Situation änderte sich unerwartet, als am 22. Mai ein Dekret erlassen wurde, wonach gegen den auf dem Hohenneuffen arrestierten Juden wegen verschiedener Kapitalverbrechen der Strafprozeß eingeleitet würde. Die Anklage lautete auf Majestätsbeleidigung und Hochverrat, auf „Aussaugung des Landes“ durch unlautere Machenschaften, auf Gründung neuer Ministerien und Ämter und Bestechung der Justiz, auf Errichtung von Monopolen, Schädigung der Münze sowie auf Vergehen gegen Religion und Verfassung.

Süß und die übrigen Mitgefangenen wurden wegen des Verdachts auf Fluchtgefahr von Hohenneuffen auf die Festung Hohenasperg gebracht. Hier wurde Süß in Ketten gelegt und wie ein Schwerverbrecher in einen kleinen, dunklen, ungeheizten Raum gesperrt. Wachen im Raum und vor der Tür verboten jeden Besuch, verhinderten jedes Schreiben und ließen keinen Brief an den Gefangenen durch.

In einem monatelangen gerichtlichen Verfahren, das mit der gleichen Gründlichkeit das Vorleben von Süß, seine kaufmännische Tätigkeit in der Pfalz, in Hessen und Frankfurt behandelte wie seine politische Tätigkeit im württembergischen Dienst, suchte man durch verwirrende Fragen, boshafte Bemerkungen und offene Beschuldigungen den Gefangenen zu belastenden Aussagen zu provozieren und ein Schuldbekenntnis zu erzwingen. Es war wohl der erste Prozeß in der Geschichte, in dem ein Angeklagter in derart voyeuristischer Weise über sein Liebesleben und seine persönlichsten Angelegenheiten befragt wurde. Es war wohl auch das erste Mal, daß Frauen, weil sie den Angeklagten kannten, dem taktlosesten Verhör unterzogen, gedemütigt und mißhandelt wurden.

Während des weiteren Prozeßverlaufs auf dem Hohenasperg verteidigte sich Süß weiterhin, er habe keinen Eid geleistet, kein Amt bekleidet und keine Verantwortung übernommen. Der Titel „Finanzrat“ sei ein Name ohne eigentlichen Inhalt gewesen. Sein Vermögen habe er nicht in Württemberg erworben, sondern in Mannheim und Frankfurt, wo er einen kostspieligen Haushalt geführt und für Gemälde, Mobiliar, Kutschen, Pferde, Kleidung und Nahrung mehr ausgegeben habe als in Stuttgart.

Seine intelligenten und überlegten Ausführungen machten aber ebenso wenig Eindruck wie die lange juristische Defensionsschrift seines Verteidigers Michael Andreas Mögling aus Tübingen. Süß hatte die Untersuchungskommission um einen auswärtigen Juristen gebeten, was ihm aber schroff verweigert wurde. Stattdessen erhielt er einen Verteidiger „ex officio“. Die Rechtfertigungsschrift²²⁹ ist die Arbeit eines aufrechten Mannes, auch Süß hielt Mögling für einen „ehrlichen Kerl“. Sie spricht eingehend über den Fleiß, die Zuverlässigkeit und den Eifer des Angeklagten im Dienste seines Herrn und von seiner Bereitwilligkeit, Vermögen, Kredit und selbst sein Leben zu opfern, um dem Staat treu und nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen. Aber Mögling war, folgen wir den Worten von Süß, „ein blutschlechter Doktor“, ohne Initiative und Schwung. Vor allem aber war er, wie Süß bald erkannte, durch und durch ein Württemberger und nicht unbesorgt um seine Stellung, so daß er ihm wenig dienen konnte. Hinzu kam, daß die Untersuchungskommission alles aufbot, die Verteidigung zu erschweren. Die wichtigsten Aktenstücke und Protokolle der einzelnen Verhöre wurden Mögling vorenthalten. Man gestattete ihm nicht, seinen Klienten zu besuchen, so oft er es für nötig hielt oder Briefe des Angeklagten zu empfangen.

Diese Monate auf dem Hohenasperg sind von Augenzeugen ausführlich überliefert, vor allem vom Kommandanten der Festung, Major Glaser, einem brutalen und boshaften Mann, der den Gefangenen grausam quälte wie auch von einigen Geistlichen.²³⁰ Allen fiel auf, wie sich das Äußere des Gefangenen in kurzer Zeit verändert hatte. Aus dem schönen, eleganten Höfling war ein ausgezehrter, gebückter und weißhaariger Mann geworden, der seine Kleidung auffallend vernachlässigte. Süß sei so dürr geworden, berichtete die Untersuchungskommission, daß ihm die engsten Fesseln von den Händen fielen. Er esse fast nichts oder nur unregelmäßig, so daß bei längerer Haft zu befürchten sei, daß er sich vor der Zeit sein Leben verkürze.

Offensichtlich hatte die Zuversicht ihn verlassen. Es kamen Stunden, in denen seine frühere Lebenslust und sein Selbstbewußtsein wieder erwachten, in denen er erfüllt war von Verachtung für die Kommission, den Major und die Geistlichkeit und auf Rache sann, in denen er sich empörte, „daß ein Mann von solchem Reichtum, von solchem Verstand, von solcher Ehre, der

²²⁹ Rechtliche Defensionsschrift des Juden Joseph Süß Oppenheimer pcto. imput. diveror. Criminum Peinl. Beklagten an ein Hochansehnlich-Peinliches Inquisitionsgericht zu Stuttgart. Die 11. Novembris 1737 (Univ. Bibl. Tübingen, M.h.470).

²³⁰ Arnoldus Liborius, Von dem, was mit Jud Süß der Bekehrung wegen auf dem Hohenasperg vorgegangen... 1738; Vollkommene Historie und Lebensbeschreibung des fameusen und berühmten Württembergischen Aventuriers Joseph Süß Oppenheimer, Frankfurt und Leipzig 1738.

sein Lebtage mit Fürsten, Grafen und Edelleuten umgegangen, der so viele Meilen herum in der Welt bekannt sei, eines schändlichen Todes sterben sollte.“ Und es gab Zeiten, da er versuchte, durch Hunger oder Gift sich seinen Feinden für immer zu entziehen.

Immer öfter aber überkam ihn nun wehmütige Resignation. Dann lag er tagelang, ohne zu sprechen, zu essen oder zu trinken, die Augen in weite Fernen gerichtet. Es waren jene Tage und Nächte, die er in tiefer Verzweiflung verbracht haben muß. Alle, denen er größtes Vertrauen entgegengebracht hatte, verließen ihn. Seine Mitarbeiter, denen er zu Stellung und Ansehen verholfen hatte, entlasteten sich im Verhör und machten Aussagen im Sinne der Anklage. Seine jüdischen Freunde, die durch ihn zu Reichtum und Wohnsitz gelangt waren, verweigerten ihm ihre Hilfe oder beschuldigten ihn in kleinmütiger Weise. Die Herzogin, auf deren Hilfe er gehofft hatte, hatte sich längst mit der ständischen Macht arrangiert. Und die bischöfliche Partei von Würzburg hatte genug zu tun, General Remchingen den Händen seiner Feinde zu entreißen.

In dieser qualvollen Zeit vollzog sich in Süß die große Umkehr. Abgeschlossen von der Außenwelt, stellte er sich zum ersten Mal die Frage nach seiner Existenz. Indem er sein Leben noch einmal an sich vorbeiziehen ließ, erkannte er, wie töricht und sinnlos die Macht und der Reichtum war, den er genossen hatte. Es war in jenen Tagen und Nächten, da er seinen Weg zu Gott suchte und seinen Gott fand, wie ihn einst seine Ahnen in der Wüste gefunden hatten.

War er bisher Jude gewesen aus Stolz, aus einem Gefühl der Würde und der Gemeinschaft heraus, so wurde er nun Jude in der tiefen Erkenntnis seines Seins, seiner Identität und der seines Volkes. Hatte er noch vor kurzem erklärt, ein „Volontär aller Religionen“ zu sein, so war er nun erfüllt von der Gewißheit und dem Wissen um den gerechten, gnädigen und barmherzigen Gott. Hatte er einst danach gestrebt, in Sprache, Kleidung und Lebensart der Erscheinung eines Aristokraten zu gleichen, so glich er nun dem Bildnis eines demütigen und frommen jüdischen Gelehrten. So elementar brach dies jüdische Erlebnis in ihm durch, daß seine Lippen hebräische Laute formten, die sie beinahe verlernt, daß er hebräische Gebete sprach, die er fast vergessen hatte. Hatte er sich einst seiner Unabhängigkeit von den jüdischen Speisegesetzen gerühmt, so weigerte er sich nun, andere als rituell zubereitete Nahrung zu sich zu nehmen. Hatte er sich einst als freies, nur den eigenen Gesetzen gehorchendes Individuum gefühlt, so wurde er sich nun der starken Verbundenheit mit seinen jüdischen Glaubensgenossen bewußt. Der Gedanke, daß sein eigenes Leben erlosch, erschreckte ihn weniger als die Vorstellung, daß sein Tod den glanzvollen Namen seiner Familie entehren könnte.

War er einst ein Anhänger der modernen Philosophie und Dichtung gewesen, so fand er nun Trost in den Lehren der Heiligen Schrift und den Gestalten der jüdischen Geschichte. Er dachte an Hiob, der litt und nicht verzweifelte und an die jüdischen Märtyrer, die ihren Gott noch im Tode bezeugten. „Ich bin ein Jud‘ und bleib ein Jud‘,, erklärte er Pastor Rieger, der versuchte, ihn zur Taufe zu bekehren. „Ich würde kein Christ werden, wenn ich gleich ein Kaiser werden könnte. Religion ändern ist eine Sache für einen freien Menschen und steht gar übel an einem Gefangenen.“

Er habe viel Theologie im Leib, entgegnete er dem Vikar Hoffmann, der einen ebenso vergeblichen Bekehrungsversuch unternahm. Er habe viele evangelische und katholische Bücher wider die Juden gelesen und sein altes Testament dageengehalten und wisse nun, was er zu glauben habe. Man solle ihn bei seinem Glauben lassen, er wolle als Märtyrer für seine Religion sterben. Er wolle leben und sterben auf den Glauben Abrahams, Isaaks und Jakobs, welcher seiner Väter Glaube und seit über vierzig Jahren auch sein eigener war.

So vertraut Süß allmählich der Gedanke an den Tod geworden war, so überraschend kam ihm doch das endgültige Todesurteil. Die Anklage hatte ihn tatsächlich der schwersten Verbrechen, des Hochverrats und des Verfassungsbruchs, bezichtigt. Die Richter selbst, das wußte er genau, waren zum größten Teil seine persönlichen Feinde, die es ihm nicht vergessen hatten, daß sie seinethalben von Karl Alexander in Ungnade entlassen worden waren. Das Urteil, das am 13. Dezember 1737 gefällt wurde, erkannte die Anklage als zu Recht bestehend und durch die Untersuchung als erwiesen an und hielt den Tod durch den Strang für gerechtfertigt.

Der einzige, der das Urteil anzweifelte, war Professor Dr. Georg Friedrich Harpprecht, der bedeutendste Jurist des Landes. Als es der Untersuchungskommission der Universität Tübingen vorgelegt wurde, erklärte er, die Verurteilung des Angeklagten sei gegen die bestehenden Gesetze des deutschen Reiches und des Landes Württemberg. Man solle Süß seinen Raub, soweit er erwiesen sei, abnehmen und ihn aus dem Herzogtum verbannen.

Es heißt auch, der Administrator Karl Rudolf habe lange gezögert, ehe er, von seinen Ministern gedrängt, das Todesurteil unterschrieb. Er tat es mit dem berühmt gewordenen Wort, es sei ein seltenes Ereignis, daß ein Jude „für Christenschelme die Zeche bezahle“. Von zeitgenössischen Stimmen ist uns noch die Äußerung des bekannten württembergischen Landschaftskonsulenten Johann Jacob Moser überliefert: Es liefen sowohl Beschnittene als Unbeschnittene, und meistens ärgere Schelme als Süß, als ehrliche Leute noch frei und ungestraft herum. Ebenso meinte der württembergische Geheimrat Pfau in einer anonymen Schrift, es sei nicht zu leugnen, daß im

Süß-Prozeß viele Illegalitäten begangen worden seien. Er sei wirklich mehr in die Hände passionierter Feinde als gerechter Richter gefallen.

Von dem Todesurteil erfuhr Süß zunächst nichts. Einige Wochen später, am 29. Januar 1738, teilte man ihm mit, er werde am nächsten Tag nach Stuttgart überführt. Für einen Moment gewann er seinen früheren Optimismus zurück und hoffte auf baldigen Freispruch. Als er aber dann „kreuzweis geschlossen“²³¹ unter starkem Geleitschutz in den offenen Wagen gesetzt wurde, verkehrte sich, so ein Chronist „seine Freude in Ungeduld“. Von Grenadieren mit aufgepflanzten Bajonetten begleitet, wurde er durch die Menge auf das Ständehaus und dort ins Armesünderstübchen gebracht. Am anderen Morgen verkündete ihm eine Deputation des Kriminalgerichtes, daß er am 4. Februar hingerichtet werde. Daß es der Tod am Galgen sei, wurde ihm verschwiegen.

Die Gnade, die man dem Verurteilten noch gewährte, bestand im wiederholten Besuch christlicher Geistlicher und des Lektors Bernard, eines getauften Juden, die mit allen Mitteln Süß zur Taufe zu bewegen suchten. Tag für Tag erschienen die Priester, und Tag für Tag erklärte ihnen Süß, sie möchten um Gottes Barmherzigkeit willen von ihm ablassen und ihn nicht irremachen in seinem Glauben, sonst sei er verloren. Er sei mit seinem Gott versöhnt. Er habe sich kasteit und vor Gott gedemütigt. Er wisse nun, daß er in Frieden sterben werde. Sei er schuldig, so werde Gott ihn finden, wenn nicht, so werde er seine Unschuld rächen. Den übereifrigen Vikar Hoffmann wehrte er mit den Worten Jesus von Nazareths ab: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen.“ Das einzige, was er noch verlangte, war ein jüdisches Gebetbuch und den Besuch einiger jüdischer Freunde. Wie die Chronik berichtet, boten seinerzeit die Juden für die Auslösung von Süß dem Administrator 50.000 Gulden. Karl Rudolf aber habe das Angebot abgelehnt.

Am 4. Februar, einem Dienstag, wurde Süß am frühen Morgen in den großen Saal des Rathauses geführt, wo ihm vor vielen Zuschauern die schwarzgekleideten Richter den Tod durch den Strang verkündeten. Während Süß sich heftig gegen das Urteil wehrte und immer wieder schrie, daß ihm Gewalt und Unrecht geschehe, wurde der Stab zerbrochen und der Strick ihm umgebunden.

Noch einmal brachte man ihn zurück in seine Zelle, wo er jüdischen Freunden seinen Letzten Willen bekanntgab. Einige Legate wurden für seine Mutter, Geschwister und die christlichen Geistlichen als Dank für ihre Bemühungen bestimmt. Den Rest seines Vermögens vermachte er den Synagogen, damit man für ihn bete, lerne und das Seelenlicht anzünde. Einen seiner

²³¹ Vgl. Selma Stern, *Jud Süß*, Berlin 1929, S. 172

Freunde, Rabbiner Mordechai Schloß, bat er inständig, an alle jüdischen Gemeinden zu schreiben, daß man von ihm nichts Übles denke noch ihm nachrede, und daß er auf den heiligen Namen Gottes gestorben sei.

Noch einmal mußte er den Bekehrungsversuch des Vikars Hoffmann ablehnen, ehe der Schinderkarren ihn zum Richtplatz führte.

„Der Jude hatte einen scharlachroten Rock mit einer schmalen goldenen Tresse an, auch ein Camisol und Beinkleider von derselben Farbe, ein feines Oberhemde, ohne Manschetten, weiße, seidene Strümpfe, eine Péruque und einen Hut ohne Tresse. In dieser Kleidung wurde er mit Gewalt von den Schinderknechten auf den Karren gehoben, weil er gutwillig nicht hinauswollte, wo er an beiden Armen und an einem Fuß angeschlossen wurde. Neben dem Karren gingen zur rechten und linken Seite zwei Schinderknechte, davon der eine einen Krug, der andere aber einen Becher mit Wein trug. Die übrigen Schinderknechte gingen hinter dem Karren gliederweise. Die Bedekung bestand aus Grenadiers, nämlich einhundert Mann vorher, hundert Mann hernach und hundert auf beiden Seiten, alle mit aufgesteckten Bajonetten; auch waren schon hundert Mann zu Pferd von der Stadtgarde hinaus ans Gerichte gerücket und hatten den gewöhnlichen Kreis gemacht. Unter Weges nach dem Gerichte hielt man mit dem Karren einmal stille, und die Schinderknechte fragten den Malefikanten, ob er zu trinken verlange, worauf er aber zur Antwort gab: Ihr spottet meiner nur! Fahret fort. Als er in den Kreis gekommen, ward er von dem Karren, auf dem er ganz allein gesessen, losgeschlossen und ihm von seiner Kleidung nichts als die Schuhe ausgezogen... Der Zulauf des Volkes war unbeschreiblich groß, indem nicht nur die Stadt- und Landleute aus allen benachbarten Oertern, sondern auch viele Fremde aus entlegenen Städten als Zuschauer zugegen waren.“²³²

Süß stieg laut betend die Stufen der Leiter hinauf. Man hatte über dem Galgen, ihm zu Hohn und Spott, einen rotgestrichenen Käfig angebracht, an dem die gesamte Schlosserzunft gearbeitet haben soll. In diesem Käfig endete das Leben des Jud Süß. Er starb, auf den Lippen das „Höre Israel“, daß Gott unser Gott ist und daß er der einzige ist.

Hätte man einen Historiker der Barockzeit nach dem Sinn eines solchen Geschehens gefragt, so hätte er vermutlich geantwortet, daß die Hofjuden nur „Steine im Brettspiel des Schicksals“ gewesen seien oder daß eine blinde Tyche sich willkürlich und wahllos ihrer bedient habe.

²³² Arnoldus Liberius, *Vollkommene Historie*, S. 112/113, zitiert in: Selma Stern, *Jud Süß*, S. 174-175.



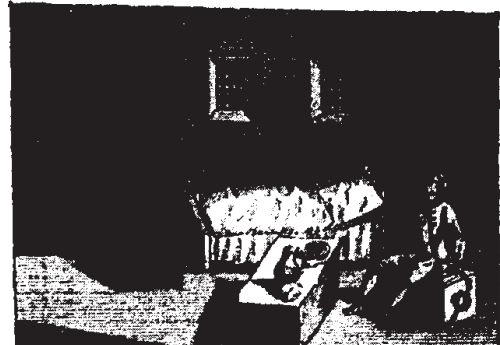
Da ich zum Gericht soll, | Begibst dich das Dorf,
 der liebe Kopf bruchst, | der herrsch' angst beschien.



Da ich vom Herrn soll mit | D'hängt rechtsch' mein Glied
 wech' nach' Hölle bringen! | dort mit der anke blühen



Du schöner Ehren Staat: | der Schinder soll mich gut
 den manen letzten Seiten, | dem Kuchl Plaher geben.



Das Letzte laugt mir recht: | ma solch' Schmech'g betred
 ich hab' bei meimn Casch' | und Silber - Gelbman' d'her



Das Urtheil ist verthut: | und ich darf doch Kamillort
 ich seh den Stab zerbrechen. | Du manndortheil sprechen



Nur nicht mehr mich zum Tod, | und heru' ich eine Stund
 men geht es an den Krugre. | so kam sehr schon vertragen.

Verhaftung und Hinrichtung des „Jud Süß“, 1738
 (Gidal-Bildarchiv im Salomon Ludwig Steinheim Institut, Duisburg)

Von den Juden jener Epoche hätten uns die einen auf unsere Frage hin vermutlich bedeutet, daß Gott jene strafe, die voller Herausforderung und Hochmut die ihnen gesetzten Grenzen übertraten. Andere hätten in ihrem Geschick das Martyrium gesehen, durch das ihr Volk sich immer und immer wieder bewährt und den Namen seines Gottes geheiligt hat.

Wenn wir heute versuchen, mit den gegenwärtigen Mitteln historischer Erkenntnis und vor dem Hintergrund unserer persönlichen Erfahrung das Phänomen des Hofjuden zu erfassen, so glauben wir sein Schicksal erklären zu können, indem wir es als Resultat der spezifischen historischen Konstellation verstehen, in der er sich bewegte.

Der absolutistische Fürst bediente sich des Hofjuden als eines Werkzeugs, durch das er die feudalen und patrimonialen Gewalten des Mittelalters, die ihm im Wege standen, beseitigte. Er machte den Hofjuden zu seinem Mitarbeiter und Berater seines Vorhabens, eine moderne merkantilistische Volkswirtschaft einzuführen und einen zentralistischen Staat zu errichten. In dieser Doppelrolle im Prozeß der Beseitigung der alten Ordnung und des Aufbaus einer neuen wurde der Hofjude für die reaktionären Kräfte jener Zeit das Sinnbild des Wandels, der ihre Position gefährdete. Tief saß der Haß einer Elite, die ihre jahrhundertealten Privilegien und überkommenen Vorrechte bedroht sah. Wenngleich er vordergründig dem Juden und dem Andersgläubigen galt, so war es nicht so sehr der Ketzer und der Fremde, den sie zu treffen suchten. In erster Linie griffen sie den Mitbegründer der Banken und der Monopole an, der Industrien und Handelskompanien, den Träger des Luxus und des Geldhandels. Wenn sie ihn auch vor aller Welt als Christenfeind anklagten, so war es nicht die christliche Kirche und Religion, die sie zu wahren suchten, sondern der Zunftzwang, die ständisch gegliederte Gesellschaft und die patrimoniale Staatsverwaltung.

In diesem Kampf, dessen Tragweite und Bedeutung ihm verborgen blieben, war der Hofjude unterlegen. Denn die Kräfte, die ihn für ihre Zwecke geschaffen hatten, zerstörten ihn, als ihr Ziel erreicht war.

So hat die Geschichte der Hofjuden symbolische Bedeutung für das Zeitalter des Barock – jene Zeit des Übergangs von der mittelalterlichen in die neuzeitliche Welt. Die Geschichte der Hofjuden steht aber auch für das Schicksal der Juden zu allen Zeiten. Denn immer wieder gerieten sie zwischen die Fronten der alten, reaktionären und der neuen politischen Kräfte, die mit ihrer Hilfe den Weg in eine bessere Zukunft bereiteten.

MARINA SASSENBERG

Selma Stern und *The Court Jew*.
Bemerkungen zur deutschen Erstveröffentlichung

Die Rolle der jüdischen Hoffaktoren an den europäischen Fürstenhöfen des 17. und 18. Jahrhunderts rückt zunehmend in den Blickpunkt akademischen und öffentlichen Interesses. 1994 wurde zu diesem Thema ein Forschungsprojekt an der Technischen Hochschule Darmstadt eingerichtet, das nach und nach seine Ergebnisse veröffentlicht; 1996/1997 zeigte The Jewish Museum, New York die Ausstellung „From Court Jews to the Rothschilds“; 1999 veranstaltete die Moses Mendelssohn Akademie, Halberstadt eine wissenschaftliche Tagung unter dem Titel „Ökonomische Potenz und Interkulturalität. Bedeutungen und Wandlungen der mittel-europäischen Hofjudenschaft auf dem Weg in die Moderne“. Ihr bedeutendster Protagonist – Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß – erlebt derzeit ein regelrechtes „Revival“: Zwei Publikationen, eine Oper und ein Theaterstück widmen sich dem Leben und Werk des württembergischen Hoffaktors.²³³

Das Interesse an einer Neubewertung ist groß: Immer mehr deutsche und europäische Wissenschaftler und kulturhistorisch Interessierte fragen nach dem jüdischen Erbe ihrer Geschichte.²³⁴ Am Beispiel der Hofjuden lassen sich zentrale Fragen der deutsch-jüdischen bzw. europäisch-jüdischen Geschichte thematisieren: ideengeschichtlich ihre Rolle als Wegbereiter der Emanzipation und Akkulturation; sozialgeschichtlich der Kontrast zwischen

²³³ Bei den Büchern handelt es sich um folgende: Barbara Gerber, *Jud Süß. Aufstieg und Fall im frühen 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur historischen Antisemitismus- und Rezeptionsforschung*, Hamburg 1990 und Hellmut G. Haasis, *Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß*, Reinbek 1998. Am Stuttgarter Schauspielhaus wurde im November 1999 ein Theaterstück in der Dramaturgie von Klaus Pohl über Joseph Süß Oppenheimer inszeniert. Die Kritiken des Stücks waren überschwänglich (ZDF-Aspekte-Sendung vom 22.10.99). Detlev Glanert, *Joseph Süß. Oper in dreizehn Szenen. Libretto von Werner Fritsch und Uta Ackermann, Uraufführung am Bremer Theater am Goetheplatz (Premiere: 13. Oktober 1999)*.

²³⁴ Dies war eines der Ergebnisse einer Tagung zum Thema „Jüdisches Erbe in Europa“ (*La Patrimoine Juif Européen*) im Januar 1999 in Paris, veranstaltet vom „Musée d'art et d'histoire du Judaïsme“.

Landjudentum und städtischer Oberschicht, ihre Funktion als Mäzene und soziale Förderer der Gemeinden, identitätsgeschichtlich die Frage der Ambivalenz deutsch-jüdischer bzw. europäisch-jüdischer Existenz. Hinzu kommt, daß sich im Kontext eines fortschreitenden europäischen Integrationsprozesses zwangsläufig Fragen nach einer gemeinsamen europäischen Geschichte, nach historischen Zusammenhängen stellen. Die Hofjuden sind ein europäisches Thema par excellence. In ihm spiegeln sich neben deutschen und österreichischen spanische, englische, polnische, niederländische und italienische Facetten der europäischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte, der Sozial- und Geistesgeschichte. Dennoch mischen sich bis heute auch Klischees und Vorurteile in die Auseinandersetzung mit der historischen Thematik und zeichnen das eindimensionale Bild der Hofjuden als „Marionetten ihrer Fürsten“.²³⁵ Journalisten und Politiker benutzen den Begriff „des Hofjuden“²³⁶, um zu polarisieren und zu emotionalisieren.

Die Forschung hat sich nach 1945 lange Zeit schwer getan, der Instrumentalisierung des Hofjuden-Themas als Projektionsfläche für antisemitische Klischees entgegenzuwirken. Ein zeitlicher Abstand von zwei Generationen war erforderlich, um eine wissenschaftliche Auseinandersetzung auf breiter Basis in Gang zu bringen. Eine umfassende Regionalforschung hat in den letzten Jahren eine Reihe von Beiträgen zur Erforschung des Hofjudentums vorgelegt, die die Grundlage bieten für eine Neubewertung des Themas.²³⁷ Die deutsche Erstveröffentlichung von *The Court Jew* versteht sich als historischer Beitrag zu dieser Diskussion.

Die deutsche Rezeptionsgeschichte des *Court Jew* ist in ihren Anfängen durch das rassistische Bild geprägt, das die Nationalsozialisten „vom Hofjuden“ entworfen hatten. Nachdem Lion Feuchtwangers Roman²³⁸, Selma Sterns historische Biographie²³⁹ und Paul Kornfelds Theaterstück über Oppenheimer²⁴⁰ 1933 verbrannt worden waren, blieb die Vorstellung „vom Hofjuden“ bis in die Nachkriegszeit durch antisemitische Schriften wie Hans Peter Deegs „Hofjuden“, 1939 erschienen im Nürnberger Streicher Verlag,

²³⁵ Philipp Gessler, in: DIE ZEIT Nr. 40 vom 26.9.1997, S. 44.

²³⁶ Dies zeigte letzthin noch die Debatte um den rechtskonservativen Politiker Peter Sichrovsky, Kandidat der FPÖ im Europaparlament und Mitglied der Jüdischen Kultusgemeinde Wien, der als „Haiders Hofjude“ bezeichnet wurde. Vgl. Mariele Schulze-Berndt, Peter Sichrovsky – Haiders Hofjude? In: Der Tagesspiegel vom 29. März 2000.

²³⁷ Vgl. das Literaturverzeichnis im Anhang dieses Bandes.

²³⁸ Lion Feuchtwanger, *Jud Süß*, München 1925.

²³⁹ Selma Stern, *Jud Süß. Ein Beitrag zur deutschen und zur jüdischen Geschichte*, Berlin 1929.

²⁴⁰ Paul Kornfeld, *Jud Süß. Tragödie in drei Akten und einem Epilog*, Berlin 1930.

vor allem aber durch die visuelle Omnipotenz von Veit Harlans 1940 gedrehtem Hetzfilm „Jud Süß“ beeinflusst.

Als *The Court Jew* 1950 in den USA erschien, nahm die deutsche Öffentlichkeit davon wenig Notiz. Die starke Akzentuierung der deutsch-jüdischen Geschichte im *Court Jew* verlangte im Grunde danach, daß der Band, mit geringer Verzögerung, auch einer deutschsprachigen Leserschaft zugänglich gemacht würde. Darauf wies Antoni Gronowicz hin, der das Buch im März 1951 für den *Saturday Review of Literature* rezensierte. Daran war jedoch zu einer Zeit, da sich die beiden deutschen Nachkriegsstaaten im Wirtschaftsaufbau befanden und die Zeit des Nationalsozialismus zu verdrängen suchten, nicht zu denken. Deutsch-jüdische Geschichte blieb vorerst ein Tabuthema.²⁴¹ Wenig später dominierte in den Jahren 1953 bis 1967 Heinrich Schnee mit seiner sechsbändigen Studie „Die Hoffinanz und der moderne Staat“²⁴² die wissenschaftliche Diskussion. Erst allmählich wurde Selma Sterns *Court Jew* von einer deutschen Fachöffentlichkeit rezipiert. Neueste Schriften zur deutsch-jüdischen und europäisch-jüdischen Geschichte zählen den Band zur historischen Standardliteratur.²⁴³

In der amerikanischen Öffentlichkeit waren die Reaktionen auf *The Court Jew* von Beginn an positiv: „without doubt the finest work in the field of Jewish history in recent years“, lautete mit den Worten Albert Friedlanders die nahezu einhellige Meinung. Was sich verändert hatte, war das Publikum. *The Court Jew* wurde in erster Linie von einer englischsprachigen jüdischen Leserschaft rezipiert, viele dieser Leser hatten ihre Wurzeln im deutschen Sprachraum. Ihnen mag es als längst fälliger Akt der Gerechtigkeit erschienen sein, daß mit diesem Band das über Jahrzehnte antisemitisch geprägte Bild des Hofjuden zurechtgerückt wurde. Der „apologetische Unterton“ der Studie²⁴⁴, wurde verstanden und in seinen historischen Kontext eingeordnet: entstanden in einer Zeit, da die Figur des Jud Süß den Nationalsozialisten als Instrument ihrer antisemitischen Propaganda diente, lag es nahe, daß der Band stellenweise den Charakter einer Verteidigungsschrift erhielt. Dennoch, so der

²⁴¹ Vgl. dazu auch Wilhelm Treue, *The Court Jew*, in: *Historische Zeitschrift*, Jg. 1951, S. 571.

²⁴² Heinrich Schnee, *Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus*, 6 Bde., Berlin 1953-1967.

²⁴³ So unter anderem in: Mordechai Breuer und Michael Graetz, *Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. 1, 1600-1780, hg. im Auftrag des Leo Baeck Instituts von Michael A. Meyer unter Mitwirkung von Michael Brenner, München 1996, S. 371.

²⁴⁴ (B.H.), in: *Jewish Frontier*, undatiert, in: *NL Stern*, Basel.

Rezensent, stehe nicht die Apologetik im Vordergrund, sondern die Analyse der Rolle der Hofjuden in der Gesellschaft des absolutistischen Europa.

In historischen wie auch in literarischen Periodika wurde der Band rezensiert, das Schreiben im Grenzbereich von Literatur und Wissenschaft thematisiert. Immanuel Lewy, der den Band für den *Reconstructionist* besprach, entschied jedoch, im Ganzen sei *The Court Jew* „not fictional, but factional history“.²⁴⁵ An anderer Stelle wurde er als herausragende Leistung der jüdischen Geschichtsforschung gewürdigt.²⁴⁶ Selma Stern, schreibt Victor E. Reichert in *Liberal Judaism* im März 1951, „takes you below the surface and gives insights into the deeper forces of historic change at work.“

Kritik kam, soweit bisher bekannt, lediglich aus zwei Richtungen: von dem deutschen Historiker Wilhelm Treue und von der Philosophin und Publizistin Hannah Arendt. Der Historiker konzentrierte sich vor allem auf den Vorwurf einer „mindestens zum Teil“ politischen Konzeption des Bandes und einer damit verbundenen ideologischen Einseitigkeit. Obwohl er richtig erkannte, daß es darin um „die jüdische Seite des Problems“ ging, zog er eine perfide Analogie: Im *Court Jew*, so Treue, sei „eine Seite des Geschehens überbelichtet worden [...], wie das auch früher so oft geschah – nur von der anderen Seite und mit furchtbaren politischen Folgen.“²⁴⁷

Ein Jahr nach der Fertigstellung ihres Buches „The Origins of Totalitarianism“ (New York 1951, dt.: „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“, Frankfurt am Main 1955) reagierte Hannah Arendt mit einem deutlichen Verriß auf *The Court Jew*.²⁴⁸ Zwischen den Positionen Selma Sterns und Hannah Arendts lagen Welten. Während Stern in ihrem Band die Rolle jüdischer Hoffaktoren als Wegbereiter der Emanzipation der Juden hervorhob, vertrat Hannah Arendt eine gegenteilige Ansicht: „Diese frühe Entwicklung [des Hofjudentums im 17. und 18. Jahrhundert; d. Hg.] hatte weder auf die Bevölkerung der betreffenden Länder, die fortfuhren, in feudaler Ordnung ihr Leben zu verbringen, noch auf das jüdische Volk irgendeinen nennenswerten Einfluß.“²⁴⁹ Im Mittelpunkt ihrer Kritik, die weitgehend am Rande der Sachlichkeit geschrieben ist, stand der Vorwurf der Apologetik, aber auch mangelnde Klarheit: „The result seems to be

²⁴⁵ In: *The Reconstructionist*, vol. 17, No. 10, 29. Juni 1951.

²⁴⁶ So explizit von Adolf Leschnitzer, in: *Aufbau* vom 2. Februar 1951, sinngemäß von: Alexander Feinsilver, in: *Chicago Jewish Forum* (o. Datum, in: *NL Stern*, UB Basel, C 5,2).

²⁴⁷ In: *Historische Zeitschrift*, Jg. 1951, S. 573.

²⁴⁸ Hannah Arendt, *The Court Jew*, in: *Jewish Social Studies*, 14 (1952), S. 176-178.

²⁴⁹ Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, S. 45.

that she [Selma Stern; d.Hg.] is no longer sure of precisely what the court Jews were forerunners of or where the process of emancipation would eventually lead.“ Hannah Arendt forderte Antworten, die Selma Stern und mit ihr eine Generation deutsch-jüdischer Wissenschaftler im Exil nicht geben konnte. Die Kritik Hannah Arendts blieb jedoch isoliert. Eine Reaktion darauf erfolgte nicht, weder in der Öffentlichkeit noch als privater Disput.

The Court Jew hat sich dennoch in der wissenschaftlichen Fachöffentlichkeit durchgesetzt. 1996 ordnete ihn die amerikanische Historikerin Natalie Zemon Davis in die Reihe der großen historischen Traditionen der Weimarer Republik ein und würdigte den Band als „Pionierleistung“ der jüdischen Geschichtsforschung.²⁵⁰ Damit stellte sie die Publikation zum ersten Mal in einen historischen Kontext, der unerlässlich ist für das Verständnis des Werks wie auch für die Biographie seiner Autorin.

Selma Stern wurde 1890 als zweitältestes von vier Kindern des Ehepaars Emilie Stern, geb. Durlacher (1865-1931) und Julius Stern (1861-1908) im badischen Kippenheim geboren, einem Dorf am Rande des Schwarzwalds. Die Familien der Eltern lebten seit Generationen im Badischen. Die jüdische Gemeinde des Ortes blickte zu diesem Zeitpunkt auf eine fast zweihundertjährige Geschichte zurück. Es war die akkulturierte Welt des deutsch-jüdischen Bürgertums, in die Selma Stern hineinwuchs. Goethe, Schiller und die klassische Musik hatten darin ihren festen Platz, aber auch jüdische Traditionen, die vor allem an den Feiertagen gelebt wurden.

Wie der Vater, der in Kippenheim als Landarzt praktizierte, besuchte sie das Großherzoglich Badische Gymnasium in Baden-Baden und, nach einem Abitur mit Auszeichnung, die Universität Heidelberg. Ihre Studienfächer dort wie später in München waren Alte, Mittelalterliche und Neuere Geschichte, Literatur, Philosophie, Kunstgeschichte und Sprachen. An der Universität nahm sie das Lebensgefühl der weiblichen Studentenschaft jener Zeit auf, weniger reflektierend, sondern vielmehr als lebendige Erfahrung von Emanzipation und neuer Freiheit, von Traditionsbruch und beruflichen Perspektiven.

²⁵⁰ „The classic portrait of the Court Jew owes much to the pioneering work of Selma Stern, whose broad contextualization of Jewish history and careful archival research place her within one of the strongest historiographical traditions to emerge from the Weimar Republic.“ (Natalie Zemon Davis, *Riches and Dangers: Glikl bas Judah Leib on Court Jews*, in: Vivian B. Mann/Richard Cohen, *From Court Jews to the Rothschilds*, München/New York 1996, S. 45.)

Die nach ihrer Dissertation über den rheinischen Revolutionär Anacharsis Cloots²⁵¹ angestrebte Habilitation scheiterte am Unverständnis und Unwillen einer männlichen Professorenschaft, die sich nur langsam an eine weibliche potentielle Konkurrenz gewöhnte. Dennoch schuf sich die abgelehnte Bewerberin mit ersten eigenen Veröffentlichungen den Zugang zu wissenschaftlichem Arbeiten. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs wurde Selma Stern, wie fast ihre gesamte Generation, mitgerissen von der anfänglichen Kriegsbegeisterung. An die Stelle nationaler Begeisterung traten jedoch bald Entsetzen und Grauen angesichts der zunehmenden Zahl von Kriegstoten, unter denen auch Verwandte und Freunde waren.

Die Zugehörigkeit zum Judentum hatte für sie bis dahin, wie für die Mehrheit der deutsch-jüdischen Gesellschaft, keine bedeutende Rolle gespielt. Antisemitismus hatte Selma Stern, wie sie selbst betonte, persönlich nicht erlebt. Erst im Verlauf des Krieges und in der ersten Nachkriegszeit, da Juden öffentlich als „Drückeberger“ verunglimpft und Antisemitismus allmählich wieder salonfähig wurde, stellte sich zum ersten Mal die Frage nach der Identität als deutsche Jüdin.

In diese, wie sie es nannte, „Zeit des inneren Konflikts“ fiel 1919 das Angebot Eugen Täublers zur Mitarbeit an der Berliner Akademie für die Wissenschaft des Judentums. Der Althistoriker, Bibelwissenschaftler und ehemalige Leiter des Gesamtarchivs der deutschen Juden war Gründungsdirektor der Akademie und auf der Suche nach einem jungen Forscherteam zum Aufbau der Institution. In Täublers Konzeption deutsch-jüdischer Beziehungsgeschichte fand Selma Stern ihre eigenen Vorstellungen bestätigt: der Vielfalt der deutsch-jüdischen Geschichte mit einer Vielfalt von Methoden sich anzunähern. Im Mittelpunkt stand das Denken einer „lebensverbundenen und lebensbestimmenden jüdischen Wissenschaft [...], die – gegenwartsbezogen in der Idee und streng wissenschaftlich in der Methode – Forschung und Leben miteinander verbinden [...] sollte.“²⁵²

Mit der Anstellung als (einzige weibliche) wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Akademie verband sich der Auftrag, eine mehrbändige Do-

²⁵¹ Selma Stern, *Anacharsis Cloots, der Redner des Menschengeschlechts. Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen in der französischen Revolution*, Berlin 1914.

²⁵² J. Guttmann, *Die Akademie für die Wissenschaft des Judentums*, in: *Festgabe zum 10jährigen Bestehen der Akademie für die Wissenschaft des Judentums 1919-1929*, S. 4, zit. nach: Werner Schochow, *Deutsch-jüdische Geschichtswissenschaft*, Berlin 1969, S. 39.

kumentation zur preußisch-jüdischen Geschichte zu verfassen.²⁵³ Bei ihren Recherchen in preußischen Archiven fand die Historikerin nicht nur Material für diese Reihe, sondern auch genügend Stoff für eine bis dahin kaum bearbeitete Geschichte der jüdischen Hoffaktoren im 17. und 18. Jahrhundert. In dieser Zeit erschien Lion Feuchtwangers Roman „Jud Süß“.²⁵⁴ Die literarische Biographie des württembergischen Hoffaktors Joseph Süß Oppenheimer mochte der Anlaß gewesen sein, sich auch mit wissenschaftlichen Mitteln einer der schillerndsten Persönlichkeiten der deutsch-jüdischen Geschichte zu nähern. Zudem bot das biographische Arbeiten eine willkommene Abwechslung zu der eher spröden dokumentarischen Tätigkeit des Preußen-Projekts. Selma Sterns *Jud Süß*-Biographie erschien 1929.²⁵⁵ Der im Auftrag der Akademie veröffentlichte Band bedeutete den Einstieg in die umfassende Thematik des europäischen Hofjudentums. Stern begann, grundlegendes Material für eine geplante Querschnitt-Untersuchung mit dem Titel *Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus* zu sammeln, deren Veröffentlichung in Deutschland jedoch nicht mehr zustandekam.

Im Mai 1933 wurde Selma Sterns *Jud Süß* verbrannt, ihre akademische Karriere, wie die aller deutsch-jüdischen Wissenschaftler, durch die rassistische Ausgrenzungspolitik der Nationalsozialisten beendet. Eugen Täubler, mit dem sie seit 1927 verheiratet war, unterrichtete zwar noch eine Zeitlang an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, der die Nationalsozialisten ihren Status als Stätte akademischer Ausbildung entzogen hatten und die seitdem als Einrichtung der Erwachsenenbildung fortgeführt wurde. Allen Beschränkungen zum Trotz konnte auch Selma Stern noch in den folgenden drei Jahren, dank der Vermittlung von Leo Baeck und Otto Hirsch, den Vorsitzenden der Reichsvertretung der Juden in Deutschland, in zahlreichen Archiven recherchieren und eine umfangreiche Materialsammlung zusammenstellen. Mit der Beschlagnahmung des zweiten Preußenbandes,²⁵⁶ der noch im Schocken Verlag gedruckt, aber nicht mehr ausgeliefert worden war, schloß sich jedoch auch diese letzte

²⁵³ Erstmals vollständig veröffentlicht unter dem Titel „Der preußische Staat und die Juden“, 3 Teile in 7 Bden., Tübingen 1962-1975 sowie „Der preußische Staat und die Juden“, 4. Teil, Gesamtregister zu den sieben Bänden der Teile 1-3, hg. von Max Kreutzberger, Tübingen 1975.

²⁵⁴ Vgl. Anm. 238.

²⁵⁵ Selma Stern, *Jud Süß*. Ein Beitrag zur deutschen und zur jüdischen Geschichte, Berlin 1929 (ND: München 1973). Dem Historiker und Süß-Biographen Hellmut G. Haasis diente noch unlängst die Sternsche Fassung als Basisliteratur. Sie sei, so heißt es in der bislang neuesten Arbeit über den umstrittenen Hoffaktor Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß (Reinbek 1998), die „einzige ernstzunehmende Süß-Biographie“ S. 20).

²⁵⁶ Der erste war 1925 im Schocken-Verlag, Berlin erschienen.

Nische wissenschaftlichen Arbeitens. Die Nationalsozialisten hatten den Verlag 1938 gezwungen, seine Tätigkeit einzustellen. Das Preußen-Manuskript wurde auf abenteuerliche Weise gerettet und landete schließlich in Cincinnati/Ohio.

Dorthin war das Ehepaar Stern-Täubler 1941 von Berlin über Frankreich und Portugal emigriert. Täubler war im Rahmen des „College in Exile“-Programms des Hebrew Union College an die Hochschule berufen worden, so daß beider Existenz wirtschaftlich gesichert war. Selma Stern konnte vorerst nicht an ihre akademische Karriere anknüpfen. Die Historikerin stand vor ihrem Aktenmaterial und suchte mit Mitteln der Geschichtsforschung den Bruch in der Geschichte zu begreifen. „Die wesentlichen Fakten und die Dokumente waren zwar die gleichen geblieben,“ so der Historiker Christhard Hoffmann, „aber ihrer Interpretation, die diese Fakten zu einem sinnvollen Ganzen fügten, war der Boden entzogen worden.“²⁵⁷ Verzweifelt, fast verbissen, arbeitete Selma Stern gegen die Verstörung und Leere an, die die existentielle Erfahrung des Nationalsozialismus hinterlassen hatte, um sich eines historischen Ortes zu versichern. „Nur wer an seiner Vergangenheit festhält, hat die Kraft, der Zukunft entgegenzugehen“, hatte Leo Baeck 1934 geschrieben.²⁵⁸ Selma Stern ging diesen Weg. Im Gegensatz zu Täubler, der in Cincinnati keine größere Arbeit mehr veröffentlichte, vermochte sie Verzweiflung, Trauer und Einsamkeit in einen kreativen Prozeß des Schreibens umzusetzen. Einen Zugang, sich dem Unaussprechlichen anzunähern und in die Welt zurückzufinden, eröffnete die literarische Verarbeitung eines historischen Themas. 1946 erschien so ihr einziger belletristischer Band, der Novellenzyklus „The Spirit Returneth“ – eine lebendige Hommage an das deutsch-elsässische Judentum.

1947 begann Stern wieder wissenschaftlich zu arbeiten, als Leiterin des neubegründeten amerikanisch-jüdischen Zentralarchivs, die American Jewish Archives am Hebrew Union College. In dieser Zeit befaßte sie sich erneut mit dem deutschen *Hofjuden*-Manuskript. Sie aktualisierte und erweiterte es durch englische und amerikanische Literatur mit der sie sich im Exil auseinanderzusetzen begonnen hatte und überarbeitete es für die geplante Veröffentlichung unter dem Titel *The Court Jew*.

²⁵⁷ Christhard Hoffmann, *Zerstörte Geschichte. Zum Werk der jüdischen Historikerin Selma Stern*, in: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*, Bd. II (1993), S. 209.

²⁵⁸ Leo Baeck, *Ansprache*, gehalten bei der Gedenkfeier am 25. Februar 1934, in: *Gedenkbuch zum hundertfünfundzwanzigjährigen Bestehen des Oberrats der Israeliten Badens*, S. 6.

1954 wurde Selma Stern Mitbegründerin der Leo Baeck Institute in Jerusalem, New York und London. Es war der Versuch, die von den Nationalsozialisten zerstörte deutsch-jüdische Geschichtsforschung wiederzubeleben²⁵⁹ und sich mithin der deutsch-jüdischen Geschichte zu versichern. 1956 gab sie in der Schriftenreihe des Leo Baeck Institutes eine Aufsatzsammlung des drei Jahre zuvor verstorbenen Eugen Täubler heraus²⁶⁰ und arbeitete daneben an eigenen Veröffentlichungen, insbesondere an der Biographie des *Josel von Rosheim*, dem Porträt des „Befehlshabers der Juden im heiligen römischen Reich deutscher Nation“, des Anwalts der jüdischen Gemeinden im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Kurz nach Erscheinen des Bandes ließ sich Selma Stern 1960 in Basel nieder. Gesundheitliche Gründe, aber auch die Nähe zu ihrer Schwester Margarete Stern-Horowitz und zur badischen Kulturlandschaft entschieden über den Ortswechsel. Dort vollendete sie ihr wissenschaftliches Spätwerk und veröffentlichte zwischen 1962 und 1975 erstmals die achtbändige Gesamtausgabe von *Der Preußische Staat und die Juden*. Sieben Jahre, nachdem sie mit der Ehrendoktorwürde des Hebrew Union College erstmals öffentliche Anerkennung für ihre wissenschaftliche Leistung erhalten hatte, erneuerte 1963 die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, das von den Nationalsozialisten aberkannte Doktordiplom. Vor ihrem Tod im hohen Alter von 91 Jahren erlebte sie noch die umfassende Würdigung ihres *Preußen-Werks* in der deutschen akademischen Öffentlichkeit.

Die Idee zur deutschen Erstveröffentlichung von *The Court Jew* entstand während meiner Recherchen zu Leben und Werk Selma Sterns im Rahmen einer Dissertation, die 2002 abgeschlossen werden soll.²⁶¹ Mehr als fünfzig Jahre nach seinem Erscheinen in den Vereinigten Staaten wird *The Court Jew* nun erstmals in deutscher Fassung vorgelegt. Vom heutigen Standpunkt aus ist sie vor allem in dreierlei Hinsicht begründet: im Reiz ihrer Zwitterstellung zwischen Literatur und Wissenschaft, in ihrer Bedeutung als Beitrag zur deutsch-jüdischen Biographieforschung sowie in

²⁵⁹ Vgl. dazu auch Christhard Hoffmann, Deutsch-jüdische Geschichtswissenschaft in der Emigration: Das Leo-Baeck-Institut, in: Die Emigration der Wissenschaften nach 1933. Disziplinengeschichtliche Studien, hg. von Herbert A. Strauss u. a., München u. a. 1991, S. 257-279.

²⁶⁰ Eugen Täubler, Aufsätze zur Problematik jüdischer Geschichtsschreibung 1908-1950, hg. und eingeleitet von Selma Stern-Täubler, Tübingen 1977.

²⁶¹ Die biographische Arbeit über Selma Stern ist im Fach „Neuere Geschichte“ an der Universität zu Halle-Wittenberg angesiedelt und wird durch Prof. Dr. Michael G. Müller und Prof. Dr. Giuseppe Veltri betreut.

ihrer Aktualität als Standardwerk zur europäisch-jüdischen Historiographie.

Werke, die komplizierte Zusammenhänge auf einfache und lesbare Weise vermitteln, ohne die Basis wissenschaftlicher Genauigkeit zu verlassen, sind rar, mitunter umstritten. Zu den wenigen, weitgehend unumstrittenen Schriften dieser Art zählt *The Court Jew*. Vermittels einer individuellen, nicht dem wissenschaftlichen Duktus angepaßten Sprechweise offenbart Selma Stern darin eine europäisch-jüdische Welt im Umbruch, eine Welt voller Widersprüche.

Begonnen im Deutschland der 1920er Jahre und fertiggestellt im amerikanischen Exil 1950, gibt der Text, gleichsam auf einer zweiten Ebene des Verstehens, den Blick frei für wesentliche Stationen sowohl im Leben wie auch im Werk Selma Sterns. Dies wird insbesondere im Kapitel über den *Schadlan und Fürsprecher* deutlich. Von zentraler Bedeutung ist die Rolle exponierter Persönlichkeiten als Fürsprecher einer jüdischen Gemeinschaft in Not. Stern selbst zog später die Parallele zwischen Josel von Rosheim²⁶² und Leo Baeck. Im *Court Jew* klingt darüber hinaus ihre persönliche Hinwendung zu Religion und ihre Beschäftigung mit der jüdischen Mystik, der Kabbala an, die auch in ihrer Biographie des Josel von Rosheim ihren Niederschlag finden sollte.

Fünzig Jahre nach Erscheinen des *Court Jew* hat sich die Forschung weiterentwickelt. Neuere Forschungsansätze zur Geschichte der Hofjuden im 17. und 18. Jahrhundert berücksichtigen zunehmend die Differenzierung der gesellschaftlichen Entwicklungen im absolutistischen Europa.²⁶³ Auch Details im Werk sind heute nicht mehr haltbar, wie die Aussage, daß Polen im 17. und 18. Jahrhundert keine eigene Währung besessen habe, obwohl der polnische Gulden kursierte. Neuere Forschungen haben auch einiges in bezug auf Joseph Süß Oppenheimer korrigieren können.²⁶⁴ Manches ist zu relativieren und zu revidieren.

Angesichts der Vielfalt von Einzelstudien wird es jedoch zugleich auch immer schwieriger, grundlegende Strukturen deutlich zu machen. Diese Strukturen aufzuzeigen, einen ersten Zugang zu einem schwierigen und komplexen Thema zu vermitteln, darin liegt vor allem das Verdienst der Arbeit Selma Sterns. Im *Court Jew*, so faßt Jacob Jacobson, der ehemalige Leiter des Gesamtarchivs der deutschen Juden zusammen, „... entwickelt

²⁶² Selma Stern, Josel von Rosheim, Stuttgart 1959.

²⁶³ Vgl. Jonathan I. Israel, *European Jewry in the Age of Mercantilism, 1550-1750*, The Littman Library of Jewish Civilization, hier insbesondere das Vorwort zur dritten Auflage 1998, S. V-VIII.

²⁶⁴ Vgl. hier vor allem den Band von Hellmut G. Haasis (siehe Anm. 233).

sie all die Probleme, die um die historische Erscheinung des Hofjuden gruppiert sind. Sie ordnet die Funktionen, die die Hofjuden in Politik und Wirtschaft ausübten, in ein klar gegliedertes System, schildert und wertet Tun und Bedeutung der handelnden Persönlichkeiten und erklärt sie aus den Aufgaben und Bedingungen ihrer Zeit.“²⁶⁵ *Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus* ist deshalb, bei aller Zeitgebundenheit der Auffassung, bis heute ein unentbehrliches Dokument zum Verständnis eines der interessantesten Kapitel der europäisch-jüdischen Geschichte. Oder – mit den Worten Alfred Werners, der den Band für die Zeitschrift *Commentary* im Juli 1951 rezensierte: „This study will be of enormous value to any future scholar who may wish to rewrite the story of Central European Jewry in the light of 20th century experience.“²⁶⁶

²⁶⁵ Jacob Jacobson, in: AJR Information, undatiert, NL Stern, UB Basel.

²⁶⁶ Alfred Werner, in: *Commentary*, Juli 1951, S. 98.

Dank

Mein persönlicher Dank gilt Dr. Arnold Paucker, Direktor des Leo Baeck Instituts, London, der für die Realisierung dieses Projekts sorgte.

Vielfältige Anregungen und Hinweise erhielt ich von: Susanne Bennewitz, Basel; Dan Bondy und Nathanja Hüttenmeister, Duisburg; Dr. Holger Brülls, Halle (Saale); Karin Bürger, Potsdam, Walter Dettwiler, Basel; Dr. Michael Elmentaler, Duisburg; Marion Flottau, Bochum; Dr. Albert Friedlander und Evelyn Friedlander, London; Dr. Werner Grossert, Dessau; Dr. Wolfgang Hamburger, Missouri/USA; Dr. Birgit Klein, Duisburg; Wolfgang Köpke, Oberhausen; Gudrun Maierhof, Frankfurt am Main; Dr. Vivian B. Mann, The Jewish Museum, New York/USA; Prof. Dr. Michael G. Müller, Halle (Saale); Amedeo Nardini, Barga/Italien; Dr. Jisrael Neumark, Kibbuz Hasorea/Israel; Bernhard Purin, Jüdisches Museum Franken, Fürth und Schnaittach; Thomas Rink, Berlin; Susi Saltiel, Paris/Tel Aviv; Uri Schneider, Raanana (Israel); Dr. Bernhard Vogt, Duisburg; Mag. Tina Walzer, Wien/Österreich; Annette Winkelmann, Halle sowie PD Dr. Michael Zimmermann, Essen.

Ganz besonders danke ich Thekla Keuck MA, Köln und Heike Scharbaum MA, Münster, die sich der Mühe des Korrekturlesens unterzogen haben sowie Dr. Rotraud Ries, Herford, die die Aktualisierung der Bibliographie ermöglicht hat.

Dank gebührt auch Prof. Dr. Michael Brocke und den MitarbeiterInnen des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg; Dr. Annette Haller, Germania Judaica, Köln und ihren Mitarbeiterinnen; Gerhard Meiselbach, Universitätsbibliothek Duisburg sowie Dr. Martin Steinmann (Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel).

Dem Conceptbüro, Essen, namentlich Kornelia Flieher und Ralf Waselow-ski, sei an dieser Stelle gedankt für die langjährige, stets kooperative Zusammenarbeit, insbesondere aber für die Durchführung der graphischen Bearbeitung dieses Bandes.

Editorische Notiz

Der vorliegende Band ist eine Rückübersetzung von Selma Sterns „The Court Jew. A Contribution to the Period of Absolutism in Central Europe“. Die amerikanische Publikation aus dem Jahr 1950, erschienen bei der Jewish Publication Society, Philadelphia, basiert auf dem undatierten deutschen Manuskript „Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus“, das sich im Teilnachlaß Selma Sterns in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel (Signatur NL 0120) befindet (den anderen Teil bewahrt das *Leo Baeck Institute*, New York). Stern hat dieses etwa 450 maschinengeschriebene Seiten umfassende Manuskript in Zusammenarbeit mit dem Übersetzer Ralph Weiman überarbeitet, gekürzt und ergänzt. Inhaltlich wie stilistisch weicht der englische Text wesentlich vom deutschen ab. Insofern ist der Zusatz in der Titelei „Translated from the German manuscript“ zu relativieren.

Der Titel „Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus. Ein Beitrag zur europäischen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert“, der für die deutsche Erstveröffentlichung gewählt wurde, stellt eine Synthese aus englischer und deutscher Fassung dar. Der sich an der amerikanischen Ausgabe orientierende Begriff „europäisch“ verweist darauf, daß der Band auch Aspekte der Geschichte Nord-, Süd- und Osteuropas mit einbezieht. Der Zusatz „im 17. und 18. Jahrhundert“ konkretisiert den zeitlichen Bezug.

Berücksichtigt wurde, daß es sich beim „Court Jew“ um die einzige, von Selma Stern autorisierte Textfassung handelt. Der deutsche Entwurf diente bei der Bearbeitung des vorliegenden Bandes als Vorlage, vor allem im Hinblick auf eine größtmögliche Authentizität der Übersetzung. „Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus“ soll im Sinne einer deutschen Leseausgabe von „The Court Jew“ zur weiteren wissenschaftlichen Diskussion des Textes einladen. Auf eine ausführliche Kommentierung des Textes wurde deshalb verzichtet. Dennoch bedurfte er verschiedentlich der Kommentierung. Diese wie auch die Anmerkungen der Herausgeberin unterscheiden sich durch kursive Schrift von den Anmerkungen der Verfasserin.

Die deutsche Schreibweise der hebräischen Eigennamen ist aufgrund der unterschiedlichen Transkription aus dem Hebräischen nicht identisch mit der englischen. Zum Teil gibt es auch im Deutschen erhebliche Abweichungen bei der Transkription, so daß die Namen vereinheitlicht und dem Stand mo-

derner wissenschaftlicher deutschsprachiger Texte angepaßt wurden (Teixeira/Teixeira). Im Falle „Gumperts“ differiert die Schreibweise so erheblich (Gompertz, Gomperz, Gumperz), daß die von Selma Stern im deutschen Manuskript gewählte beibehalten wurde.²⁶⁷ Die Absatzbearbeitung erfolgte im Hinblick auf ein besseres Verständnis des Textes. Stern arbeitete sehr eng an den Quellen. Nur so erklären sich Formulierungen, die, zum Teil eingebettet in indirekte Rede, nicht ihrem Duktus entsprechen. In solch offenkundigen Fällen wurden an den entsprechenden Stellen Anführungszeichen gesetzt und dies in einer Anmerkung kenntlich gemacht.

Zitate belegt Selma Stern in der Regel durch Sammelanmerkungen. Dies liegt zum einen in der unterschiedlichen Wissenschaftstradition begründet: amerikanische und englische Veröffentlichungen sind im Unterschied zu deutschen Publikationen freier in der Formulierung und weniger gebunden an einen aufwendigen Anmerkungsapparat. Zum anderen entspricht dies Vorgehen Selma Sterns typischem Schreibstil zwischen Literatur und Wissenschaft. Deshalb wurde daran auch im Rahmen der vorliegenden Veröffentlichung festgehalten.²⁶⁸ Die zum Teil unvollständigen bibliographischen Angaben Selma Sterns wurden soweit möglich, durch die Nennung von Erscheinungsort und -jahr ergänzt.

Im Anhang befindet sich eine aktualisierte Bibliographie mit Hinweisen auf neuere Literatur zum Thema „Jüdische Hoffaktoren“ sowie ein auf den Text und die inhaltlichen Ergänzungen Selma Sterns bezogenes Personen- und Ortsverzeichnis.

Duisburg im Juli 2000

Marina Sassenberg

²⁶⁷ Diese Schreibweise findet sich auch im „Protokollbuch der Landjudenschaft des Herzogtums Kleve (Berlin 1922)“ ihres früheren Kollegen an der Akademie für die Wissenschaft des Judentums, Fritz Baer.

²⁶⁸ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß sich auch im deutschen Manuskript keine genaueren Belegstellen finden.

Abkürzungen

| | |
|--------------------|---|
| AJR | Association of Jewish Refugees in Great Britain |
| AK | Ausstellungskatalog |
| JJLG | Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft |
| JSS | Jewish Social Studies |
| Korrespondenzblatt | Korrespondenzblatt des Vereins zur Gründung und Erhaltung einer Akademie für die Wissenschaft des Judentums |
| LBIYB | Leo Baeck Institute Year Book (Jahrbuch des Leo Baeck Instituts) |
| MGWJ | Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums |
| ZGJD | Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland |

Auswahlbibliographie neuerer Arbeiten zum Thema „Europäisches Hofjudentum im 17. und 18. Jahrhundert“

- Arnheim, Arthur*, German Court Jews and Denmark during the Great Northern War, in: Scandinavian Economic History Review 14 (1966), S. 117-133.
- Aufgebauer, Peter*, Der Hoffaktor Michael von Derenburg (gest. 1549) und die Polemik gegen ihn, in: Blätter für Deutsche Landesgeschichte 120, 1984, S. 371-399.
- Backhaus, Fritz*, Die Rothschild-Söhne, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.
- Backhaus, Fritz*, The Last of the Court Jews – Mayer Amschel Rothschild and His Sons, in: From Court Jews to the Rothschilds. Art, Patronage and Power 1600-1800, ed. by Vivian Mann and Richard I. Cohen, München/New York 1996, S. 79-95.
- Backhaus, Fritz*, „... da dergleichen Geschäfte eigentlich durch große Konkurrenz gewinnen.“ Meyer Amschel Rothschild in Kassel, in: „... da dergleichen Geschäfte eigentlich durch große Konkurrenz gewinnen.“ Meyer Amschel Rothschild in Kassel. Mit Beiträgen von Fritz Backhaus, Esther Haß, Jutta Schuchard, Kassel 1994 (Kassel trifft sich – Kassel erinnert sich in der Stadtspar-kasse), S. 9-61.
- Ballin, Gerhard*, Ein Brief Benedikt Schotts an Israel Jacobson, in: LBI Bulletin 12, 1969, S. 205-211.
- Battenberg, Friedrich/Rotraud Ries (Hg.)*, Ökonomische Potenz und Interkulturalität. Bedeutungen und Wandlungen der mitteleuropäischen Hofjudenschaft auf dem Weg in die Moderne, Wien 2000 (im Druck).
- Battenberg, Friedrich*, Ein Hofjude im Schatten seines Vaters. Wolf Wertheimer zwischen Wittelsbach und Habsburg, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.
- Battenberg, Friedrich*, Hofjuden in Residenzstädten der Frühen Neuzeit, in: Mayrhofer, Fritz/Ferdinand Opll (Hg.), Juden in der Stadt, Linz/Donau 1999 (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 15), S. 297-325.
- Battenberg, Friedrich*, Die jüdische Wirtschaftselite der Hoffaktoren und Reside nten im Zeitalter des Merkantilismus – ein europaweites System? In: Asc hkenas 9/1, 1999, S. 31-66.

- Battenberg, Friedrich*, Das Schutz- und Hofjudensystem der Grafschaft Erbach. Gedanken zur Geschichte der Juden im Odenwald, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, Neue Folge, Heft 53 (1995), S. 101-142.
- Battenberg, Friedrich*, Lew, Manasse und David. Die ersten Darmstädter Hofjuden im 17. Jahrhundert, in: Juden als Darmstädter Bürger, hg. von Eckhart G. Franz, Darmstadt 1984, S. 198-204.
- Baumgart, Peter*, Joseph Süß Oppenheimer. Das Dilemma des Hofjuden im absoluten Fürstenstaat, in: Karlheinz Müller/Klaus Wittstadt (Hg.), Geschichte und Kultur des Judentums, Würzburg 1988, S. 91-110.
- Baumgart, Peter*, Absoluter Staat und Judenemanzipation in Brandenburg-Preußen in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, 13/14 (1965), S. 60-87.
- Bendt, Veronika*, Das „Haus Ephraim“ in Berlin und seine Nachkommen, in: Der Bär von Berlin. Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 31 (1982), S. 1-24.
- Blinn, Dieter*, Alchimistische Versuche und ökonomische Projekte: Die Familie Wahl in Pfalz-Zweibrücken, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.
- Blumenthal, W. Michael*, Die unsichtbare Mauer. Die dreihundertjährige Geschichte einer deutsch-jüdischen Familie, München/Wien 1999 [zu Jost Liebmann].
- Bollacher, Martin*, Jud Süß Oppenheimer – sein Bild in der deutschen Literatur, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter, 40. Jg. (1987), S. 115-128.
- Bosl, Erika*, Die Familie Hirsch-Gereuth im 18. und 19. Jahrhundert. Bankiers, in: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, Bd. 2: Lebensläufe, hg. von Manfred Treml und Wolf Weigand, unter Mitarbeit von Evamaria Brockhoff München 1988, S. 83-70.
- Bräunche, Ernst Otto*, Die Familie Meyer-Model in: Juden in Karlsruhe. Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung, hg. von Heinz Schmitt unter Mitwirkung von Ernst Otto Bräunche und Manfred Koch, Karlsruhe 1988, S. 451-464.
- Breuer, Mordechai*, Frühe Neuzeit und Beginn der Moderne, in: Mordechai Breuer/Michael Graetz, Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 1: Tradition und Aufklärung, 1600-1780, München 1996, S. 83-247.
- Brilling, Bernhard*, Der Chevalier von Geldern in München, in: Hans Lamm (Hg.), Vergangene Tage, München/Wien 1982, S. 144-147.
- Burkhardt, Natalie*, Wiener Hofbankiers und ökonomische Modernisierung, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.

- Busch, Ralf*, The Case of Alexander David of Braunschweig. in: From Court Jews to the Rothschilds, ed. by Vivian Mann and Richard I. Cohen, S. 55-65.
- Carsten, Francis L.*, The Court Jews. A Prelude to Emancipation, in: LBI YEAR BOOK III (1956), S. 140-156.
- Cohen, Richard I.*, Creating an Elite Norm of Behaviour: Court Jews as Patrons and Collectors of Art, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.
- Cohen, Richard I./Vivian B. Mann*, Melding Worlds. Court Jews and the Arts of the Baroque, in: From Court Jews to the Rothschilds, ed. by Vivian Mann and Richard Cohen, S. 97-131.
- Duch, Ulrike*, Jüdische Hoffaktoren des Kurfürstentums Mainz im 18. Jahrhundert, in: Beiträge zur Geschichte der Mainzer Juden in der Frühneuzeit, hg. von Heinz Duchhardt, Mainz 1981, S. 147-154.
- Eggersglüß, Georg*, Hofjuden und Landrabbiner in Aurich und die Anfänge der Auricher Judengemeinde (ca. 1535-1808), in: Frisia Judaica. Beiträge zur Geschichte der Juden in Ostfriesland, hg. von Herbert Reyer und Martin Tielke, 1991, S. 113-125.
- Eggersglüß, Georg*, „Euer Allergehorsamster Knecht“. Die Judengemeinde in Aurich bis zum Jahre 1760. Eine Dokumentation in Heimatkunde und Heimatgeschichte. Beilage zu Ostfriesische Nachrichten 1973 F. 4 (1973), S.14-15.
- Eggersglüß, Georg*, Aaron Abraham Beer der Hofjude. Aus der Geschichte der Juden in Ostfriesland. Nach Quellen des Staatsarchivs Aurich bearbeitet in: Heimatkunde und Heimatgeschichte. Beilage der Ostfriesischen Nachrichten, 1972, H. 2, S. 7-8 H. 3, S. 12.
- Elon, Amos*, Der erste Rothschild. Biographie eines Frankfurter Juden, Deutsch von Matthias Fienbork, Reinbek 1998.
- Emberger, Gudrun*, „Verdruß, Sorg und Widerwärtigkeiten“. Die Inventur und Verwaltung des Jud Süßschen Vermögens 1737-1772, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, Heft 40, 1981 (1982), S 359-375.
- Faassen, Dina van*, „Hier ist ein kleiner Ort und eine kleine Gegend“. Hofjuden in Lippe, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.
- Ferguson, Niall*, The world's banker. The History of the House of Rothschild, London 1998.
- Fitz, Diana-Elisabeth*, Vom Salzfaktor zum Bankier. Familie Wassermann: Spiegelbild eines emanzipatorischen Einbürgerungsprozesses, Nördlingen 1992.
- Foerster, Cornelia*, Die Hofjuden, in: „Siehe, der Stein schreit aus der Mauer“. Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, (AK), hg. von Bernward Denecke. Nürnberg 1989, S. 271-287.

- Foster, John*, The Jewish Entrepreneur and the Family, in: From the Emancipation to the Holocaust. Essays in Jewish Literature and History in Central Europe, hg. von Konrad Kwiet, Kensington 1987 (Kensington Studies in Humanity and Social Sciences), S. 17-26.
- Fraenkel, Louis/Fraenkel, Henry*, Forgotten Fragments of the History of an old Jewish Family. 2 Bde, Kopenhagen 1975.
- Franz, Eckhart G.*, Die Darmstädter Kaullas. Vom Hofagenten zum frühindustriellen Unternehmer, in: Juden als Darmstädter Bürger, hg. von Eckhart G. Franz, Darmstadt 1984, S. 214-217.
- Gerber, Barbara*, Jud Süß. Aufstieg und Fall im frühen 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur historischen Antisemitismus- und Rezeptionsforschung, Hamburg 1990.
- Glaserapp, Gabriele von*, Die Rezeption des Hofjudenthemas in der Literatur, in: Aschkenas 10, 2000.
- Gömmel, Rainer*, Hofjuden und Wirtschaft im Merkantilismus, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.
- Grabherr, Eva*, Hofjuden auf dem Lande als Repräsentanten aufklärerischer Ideen und Förderer der Haskala, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.
- Graetz, Michael*, Court Jews in Economics and Politics, in: Vivian B. Mann/Richard Cohen, From Court Jews to the Rothschilds, S. 27-44.
- Grunwald, Kurt*, „Windsor Cassel“ - The last Court Jew. Prolegomena to a Biography of Sir Ernest Cassel in: LBI Year Book XIV (1969), S.119-161.
- Grunwald, Kurt*, Türkenhirsch – A Study of Baron Maurice de Hirsch, Entrepreneur and Philantropist, Jerusalem 1966.
- Haasis, Hellmut G.*, Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß, Reinbek 1998.
- Haasis, Hellmut G.*, Joseph Süß Oppenheimers Rache. Erzählung. Biographischer Essay, Blika 1994.
- Haasis, Hellmut G. (Hg.)*, Salomon Schächter. Relation von dem Tod des Joseph Süß seel. Gedächtnis, Fürth/Stuttgart 1738. Nach dem Verlust des Originaldrucks in einer alten Übersetzung aus dem Jiddischen, Reutlingen-Betzingen 1993.
- Hanschmidt, Elisabeth*, Jakob Löb Eltzbacher in Neuenkirchen. Bankier und Wechselier der Fürsten von Kaunitz-Rietberg, in: Die Juden der Grafschaft Rietberg. Beiträge zur Synagogengemeinde Neuenkirchen. Hg.: Heimatverein Neuenkirchen und Stadt Rietberg. Mit Beiträgen von Manfred Beine u.a., Rietberg 1997, S. 50-69.
- Hansert, Andreas*, Zur Soziologie der dynastischen Machtstellung der Rothschilds, in: Die Rothschilds. Beiträge zur Geschichte einer europäischen Familie, hg. von Georg Heuberger, Sigmaringen 1994, S. 171-183.

- Hebell, Kerstin*, Madame Kaulla und ihr Clan. Das Kleinterritorium als individuelle Nische und ökonomisches Sprungbrett, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Heimann-Jelinek, Felicitas*, Hofjuden und Identitätswandel, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Heimann-Jelinek, Felicitas*, Österreichisches Judentum zur Zeit des Barock, in: *Die Österreichischen Hofjuden und ihre Zeit*, hg. von Kurt Schubert, Eisenstadt 1991 (Studia Judaica Austriaca 12). S.8-62.
- Hertz, Deborah*, The Message from the Roosters, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Hertz, Deborah*, The Despised Queen of Berlin Jewry, or the Life and Times of Esther Liebmann, in: Vivian B. Mann/Richard Cohen, *From Court Jews to the Rothschilds*, S. 67-78.
- Hessen, Rainer von*, Sie haben mir keinen Dummen rekommandiert“ - Kurfürst Wilhelm I. von Hessen und Meyer Amschel Rothschild, in: *Die Rothschilds. Beiträge zur Geschichte einer europäischen Familie*, hg. von Georg Heuberger, S. 21-36.
- Heuberger, Georg (Hg.)*, *Die Rothschilds. Eine europäische Familie*, 2 Bde. (AK und Begleitband), Sigmaringen 1994.
- Hundert, Gershon David*, Was there an East European Analogue to Court Jews?. In: *The Jews in Poland*. vol. 1, ed. by Andrzej K. Paluch, Cracow 1992, S. 57-75.
- Israel, Jonathan I.*, *European Jewry in the Age of Mercantilism (1550-1750)*, 3. Aufl., 1998.
- Jungmann-Stadler, Franziska*, Bernhard von Eichthal (1784-1830): „Bürger-pflicht und wohltätiger Sinn“, in: *Geschichte und Kultur der Juden in Bayern*. Bd. 2 1988, S. 85-89.
- Jurk, Michael*, Die anderen Rothschilds: Frankfurter Privatbankiers im 18. und 19 Jahrhundert. in: *Die Rothschilds. Beiträge zur Geschichte einer europäischen Familie*, hg. von Georg Heuberger, S. 37-50.
- Kaplan, Yosef*, Court Jews before the Hofjuden, in: Vivian B. Mann/Richard Cohen, *From Court Jews to the Rothschilds*, S. 11-25.
- Keuck, Thekla*, Kontinuität und Wandel im ökonomischen Verhalten preußischer Hofjuden: Die Familie Itzig in Berlin, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Klein, Birgit / Ries, Rotraud*, Zu Struktur und Funktion der jüdischen Oberschicht in Bonn und ihren Beziehungen zum kurfürstlichen Hof, in: *Eine Gesellschaft zwischen Tradition und Wandel. Alltag und Umwelt im Rheinland des 18. Jahrhunderts*, hg. von Frank Günter Zehnder, Köln 1999 (Der Riß im Himmel. Clemens August und seine Epoche, Bd. 3), S. 289-315.

- Kobring, Heinrich*, Die Inschriften der Kaulla-Grabdenkmäler auf dem jüdischen Friedhof in Hechingen, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 108 (1985), S. 171-213.
- Ksoll, Margit*, Abraham Rost, Hoffaktor, in: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Lebensläufe, hg. von Manfred Tremml und Wolf Weigand unter Mitarbeit von Evamaria Brockhoff, S. 49-52.
- Lehmann, Manfred R.*, Berend Lehmann, der König der Hofjuden, in: Juden in Halberstadt, Bd. 6, Halberstadt 1996, S. 6-12.
- Lowenstein, Steven*, Court Jews, Tradition and Modernity, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.
- Lowenstein, Steven M.*, Jewish Upper Crust and Berlin Jewish Enlightenment: The Family of Daniel Itzig, in: From East and West Jews in a Changing Europe 1750-1870, hg. von Frances Malino und David Sorkin, Oxford 1991, S. 182-201.
- Mann, Vivian B./Richard Cohen*, From Court Jews to the Rothschilds. Art, Patronage and Power 1600-1800, München/New York 1996. (AK)
- Mevorah, Baroub*, The Imperial Court Jew Wolf Wertheimer as Diplomatic Mediator during the War of the Austrian Succession, in: Scripta Hierosolymitana 23 (1972), S. 184-213.
- Michaelis, Dolf*, The Ephraim Family (2: and their Descendants). (T. 1-2), in: LBI YEAR BOOK XXI (1976), S. 201-228; XXIV (1979), S. 225-246.
- Mundbenke, Herbert Exzechieel*, Leffmann Behrens in: Leben und Schicksal. Zur Einweihung der Synagoge in Hannover hg. von der Landeshauptstadt Hannover. Hannover 1963, S. 52-57.
- Pohl, Manfred*, Vom Hoffaktor zum Staatsfinanzier – Der Aufstieg der Rothschilds, in: Die Rothschilds, hg. von Georg Heuberger, S. 51-69.
- Pohlmann, Klaus*, Der jüdische Hoffaktor Samuel Goldschmidt aus Frankfurt und seine Familie in Lemgo (1670-1750), Detmold 1998 (Panu Derech – Schriften der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Lippe 15).
- Prestel, Claudia*, Jüdische Hoffaktoren in Bayern, in: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, hg. von Manfred Tremml und Josef Kirmeier unter Mitarbeit von Evamaria Brockhoff, München u. a. 1988, S. 199-207.
- Raspe, Lucia*, Individueller Ruhm oder kollektiver Nutzen? Behrend Lehmann als Mäzen, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), Ökonomische Potenz und Interkulturalität.
- Ries, Rotraud*, Bridging the Gaps: Discourses about a Court Jew on Trial and a modern Conception of Jewish History in Germany, in: Zutot 1, 2001 (im Druck).
- Ries, Rotraud*, Hofjuden: Funktionsträger des absolutistischen Territorialstaates und Teil der jüdischen Gesellschaft. Eine einführende Positionsbestimmung,

- in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität. Bedeutungen und Wandlungen der jüdischen Wirtschaftselite auf dem Weg in die Moderne*, 2000 (im Druck).
- Ries, Rotraud, Hofjuden als Vorreiter? Bedingungen und Kommunikationen, Gewinn und Verlust auf dem eiligen Weg in die Moderne, in: Hans Otto Horch/Robert Jütte (Hg.), *Wandlungsprozesse im Judentum durch Aufklärung*, 2000 (im Druck).
- Ries, Rotraud, Between Two Cultures: Identity Crises within the Families of 18th Century Court Jews, in: *Jewish Studies* 39, 1999, S. 11*-22*.
- Ries, Rotraud, Hofjudenfamilien unter dem Einfluß von Akkulturation und Assimilation, in: Sabine Hödl/Martha Keil (Hg.), *Die jüdische Familie in Geschichte und Gegenwart*, Berlin/Bodenheim 1999, S. 79-105.
- Ries, Rotraud, Identitätsfindungen ohne Modell. Wege der Neuorientierung in Hofjuden-Familien, in: *Aschkenas* 9/2, 2000, S. 353-370.
- Ries, Rotraud, Status und Lebensstil. Jüdische Familien der sozialen Oberschicht zur Zeit Glikls, in: *Die Welt der Glückel Hameln – Jüdische Existenz in der frühen Neuzeit*, hg. von Monika Richarz, Hamburg 2000 (im Druck).
- Ries, Rotraud, Zur Gestaltung des Wandels herausgefordert? Rollen von Hofjuden im Akkulturationsprozeß, in: DFG-Gruppenprojekt: *Wandlungsprozesse im Judentum durch die Aufklärung. Vortragstexte des 3. Treffens (Bamberg, 28. bis 30. Juni 1996) und des 4. Treffens (Potsdam, 28. bis 30. Mai 1997)*, Red.: Michael Erbe und Wilhelm Kreutz, Mannheim 1998, S. 139-143.
- Rosman, M. J., *The Lords' Jews. Magnate-Jewish Relations in the Polish-Lithuanian Commonwealth during the Eighteenth Century*, Harvard University Press (Cambridge, Massachusetts) 1990.
- Ruiz, Alain, Heymann (Chaim) Salomon Pappenheimer. Edler von Kerstorf (1769-1832), „Großhändler und Banquier“, in: *Geschichte und Kultur der Juden in Bayern: Lebensläufe*, hg. von Manfred Tremel und Wolf Weigand, unter Mitarbeit von Evamaria Brockhoff München, S. 71-75.
- Saville, Pierre, *Le Juif de Cour. Histoire du Résident Royal Berend Lehman (1661-1730)*, Paris 1970.
- Schedlitz, Bernd, Leffmann Behrens. Untersuchungen zum Hofjudentum im Zeitalter des Absolutismus [phil. Diss.], Hildesheim 1984.
- Schmidt, Michael, Hofjude ohne Hof. Issachar Baermann-ben-Jehuda ha-Levi, sonst Berend Lehmann genannt, Hoffaktor in Halberstadt (1661-1730), in: Jutta Dick/Marina Sassenberg (Hg.), *Wegweiser durch das jüdische Sachsen-Anhalt*, Potsdam 1998, S. 198-211.
- Schmidt, Michael, Protoemanzipation. Beobachtungen zum Habitus deutscher Hofjuden als Ausdruck einer Emanzipation vor der Emanzipation. For-

- schungsstand – Begriffe – Fallstudie, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Schnee, Heinrich*,²⁶⁹ Die Hofffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus, 6 Bde., Berlin 1953-1967.
- Schnee, Heinrich*, Das Hoffaktorentum in der deutschen Geschichte, Göttingen 1964.
- Schnee, Heinrich* Madame Kaulla. Deutschlands bedeutendste Hoffaktorin und ihre Familie. 1739-1809, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, hg. von Max Miller und Robert Uhland, Stuttgart 1963, S. 85-104.
- Schnee, Heinrich*, Zur Geschichte der Bonner Hoffaktoren, in: Bonner Geschichtsblätter 14, 1960, S. 87-90.
- Schnee, Heinrich*, Heinrich Heines väterliche Ahnen als lippische Hoffaktoren, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 5, H. 1 (1953), S. 53-70.
- Schoeps, Julius H.*, Ephraim Veitel Ephraim. Ein Vorkämpfer der Judenemanzipation, in: Mendelssohn Studien. Beiträge zur neueren deutschen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte 2 (1975), S. 51-70.
- Shubert, Kurt* (Hg.), Die Österreichischen Hofjuden und ihre Zeit, Eisenstadt 1991.
- Silber, Michael*, Court Jews and the Question of Ennoblement: Egalité avant la lettre?, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Simon, Heinrich*, Die vielen im Schatten der Hofjuden, in: Kairos, Neue Folge, 34/35 (1992/93), S. 132-147.
- Streich, Brigitte*, Der Hoffaktor Isaac Jacob Gans (1723/24-1798). Ein Celler Jude am Ende des Ancien Regime, in: Juden in Celle. Biographische Skizzen aus drei Jahrhunderten, Celle 1996 (Celler Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte 26), S. 67-87.
- Strehlen, Martina*, Selbstverständnis und Repräsentation im „Haus des Lebens“? Zu Grabsteininschriften und Memorbucheinträgen für Hofjuden, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Studemund-Halévy, Michael*, Die Kultur sefardischer Residenten, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Stürmer, Michael/Gabriele Teichmann/Wilhelm Treue*, Wägen und Wagen. Sal. Oppenheim jr. & Cie. Geschichte einer Bank und einer Familie, München und Zürich 1989.

²⁶⁹ Die Schriften von Schnee bleiben aufgeführt, da ihre Quellen nach wie vor benutzt werden.

- Ullmann, Sabine*, Zwischen Fürstenhöfen und Gemeinde: Die jüdische Hoffaktorenfamilie Ulmann in Pfersee während des 18. Jahrhunderts, in: *ZsHistV Schwaben* 90, 1997, S. 159-185.
- Virnich, Carl-Joseph*, Die Berliner Hofjuden. Jüdische Lebensläufe im 17. und 18. Jahrhundert [Magisterarbeit an der Freien Universität Berlin], Berlin 1995.
- Wallenborn, Hiltrud*, Sefardische Residentenfamilien in Amsterdam, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Waßmuth, Britta*, Die Familien May und Mayer in Mannheim, in: Friedrich Battenberg/Rotraud Ries (Hg.), *Ökonomische Potenz und Interkulturalität*.
- Winkler, Christiane*, Studien zur Versorgung des kurkölnischen Hofes zur Zeit des Kurfürsten Clemens August, in: *Eine Gesellschaft zwischen Tradition und Wandel. Alltag und Umwelt im Rheinland des 18. Jahrhunderts*, hg. von Frank Günter Zehnder, Köln 1999 (*Der Riß im Himmel. Clemens August und seine Epoche*, Bd. 3), S. 273-288.
- Wolf, Jürgen Rainer*, Joseph Süß Oppenheimer („Jud Süß“) und die Darmstädter Goldmünze. Ein Beitrag zur hessen-darmstädtischen Finanzpolitik unter Landgraf Ernst Ludwig, in: *Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen. Beiträge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben*. Wiesbaden 1983, S. 215-261.
- Zemon Davis, Natalie*, Riches and Dangers: Glikl bas Judah Leib on Court Jews, in: *From Court Jews to the Rothschilds*, ed. by Vivian B. Mann and Richard I. Cohen, S. 45-57.
- Zorn, Wolfgang*, Jakob, Julius und Joseph von Hirsch, in: *Fränkische Lebensbilder*, Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte 8 (1978), S. 214-227.

Personenverzeichnis

- Abensur, Jacob 95
Adolf Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, 1751-1771 König von Schweden 195
Aguilar, Diego d' [d.i. Moses Lopez Pereira] 4, 12, 144f., 190
Alexander, Gerson David 194
Amalie [d.i. Wilhelmine Amalie, Gattin Kaiser Leopolds I.] 83
Amson [Hofjude] von Ansbach 220
Antrade, Rodrigo de 95
Antrade, Anna de, verh. Teixeira 94
Appold, Minister 239f.
Aron, Israel 13, 31, 45, 46, 47ff., 149, 169
Aron, Moses [Rabbiner, Berlin] 179
Aron, Nathan 195, 212
Aron, Philipp 195, 234
Asfeld [Agent] 65
Assur, Marx 198, 204
Auerbach, Abraham Isaak 31, 235
Azzolino, Kardinal 101, 185
- Baack, Leo 4, 256ff., 259
Beer, Aron (zur Armbrust), 28, 92, 129, 142, 176, 181f., 202, 215, 234
Beer, Aron Abraham 167
Berend, Lehmann 193, 194, 238
Behrens, Behrens 60
Behrens, Gumpert 236f., 237
Behrens, Herz 60, 62, 71, 74
Behrens, Isaak 236f., 237
Behrens, Jacob 66
Behrens, Leffmann 13, 28, 32, 47, 52, 59-66, 70, 78, 86, 88, 104, 182f., 195, 202, 206, 218, 229, 236, 237
Behrens, Moses Jacob 60
Behrmann, Issachar 59
Bekmann [Professor in Frankfurt/Oder] 207
Bendix, Nathan 144
Berend, Elias [s. Halberstadt, Elia]
Bernard [Lektor] 246
- Boas, Tobias 189
Börne, Ludwig 4
Bolza, Graf 32
Bonaventura, Moses 52
Bondi, Simon 149
Bourbon [Fürstengeschlecht] 26
Breslauer, Moses 190
Brillin, Frumet Veronika 83
Brillin, Isaak 83
Brosseau [Resident] 62
Brühl, Heinrich Graf von [sächsischer Minister] 158, 194
- Caesar, Gaius Julius [100-44 v. Chr.] 209
Carvajal, Fernando Antonio 34ff., 58
Caspar und Halder [Bankunternehmen] 43
Chajon, Nehemija 229
Christine, Königin von Schweden 1644-1654 13, 94, 96-103, 185
Clemens IX., Papst 1667-1669 102, 185, 189
Clément [frz. Bankier] 158
Cocceji, Samuel Freiherr von [Großkanzler Friedrichs d. Großen] 180
Cohen, Isaak 59
Cohen, Liepmann 59
Colbert, Jean-Baptiste [frz. Minister] 9, 61, 140
Conti, Graf 74, 75
Costa, Nuñez da 58, 63, 95
Cromwell, Oliver 9, 35, 58
Curiel, Jacob [s. Nuñez da Costa]
- Damm, Peter Friedrich 159
David, Abraham 194, 218
David, Alexander 129, 190, 202, 206
David, Feidel 204
David, Heinrich 30
David, Jacob 149
David, Levin 182
David, Michael 190, 194, 195, 202, 206
David, Salomon 131

- David [Familie] 202
 Descartes, René 39, 97
 Deutz, Löb (zur goldenen Kanne) 28
 Dönhoff [Gouverneur] 125
 Drach, Abraham 92, 129, 172f., 175ff.
 Drach, Emanuel 28, 30, 86
 Drach, Wolf, 86
 Drach [Familie] 43, 52, 202
 Duchenes, Salomon 149
 Duhram, Wilhelm [Generalfiskal] 50
 Duve [Bankier] 58
- Eberhard Ludwig, 1677-1733 Herzog von
 Württemberg 106, 107, 196
 Edelack, Herr von 238
 Eibeschütz, Jonathan 202
 Eichel [Geheimsekretär] 156
 Eichthal, Baron von 196
 Eisenmenger, Andreas 182-184
 Elia von Essen 69
 Elias, Mayer 31
 Elisabeth von Österreich, [Kaiserinwitwe,
 Mutter von Maria Theresia und Gattin
 Karls VI.] 190
 Engländer, Frieda 4
 Ephraim, Benjamin Veitel 158
 Ephraim, Veitel Heine 12, 138f., 151ff.,
 155-161, 167, 173, 212, 223
 Ephraim, Heine 179, 220
 Ephraim [Familie] 4, 134, 202, 206
 Ernst August, 1679-1698 Herzog von Han-
 nover 13, 59, 60, 62-66, 78
 Ernst Ludwig, 1667-1739 Landgraf von
 Hessen-Darmstadt 43, 71
 Erzbischof von Köln [siehe Kurfürstentum
 Köln]
 Eskeles, Berend Gabriel 4, 197, 206
 Eugen, Prinz von Savoyen 24, 26, 28, 29f.,
 85, 105, 221, 233
 Ezechiel, Samuel 134
- Feuchtwangen, Siegfried von 45
 Flemming, Graf 74f.
 Floris, Franz 216
 Fösin, Anna Luise 55
 Fox, Charles 106
 Fraenckel [Brüder] 52, 234, 151f.
 Fraenckel, David 151
 Fraenckel, Elkan 91, 177f., 224, 229, 230,
 239
- Fraenckel, Gabriel 91, 208
 Fraenckel, Hirsch 178, 224, 230, 239
 Fraenckel, Koppel 190
 Fraenckel, Levin 196
 Franks, Aron 190
 Franz I. (Stephan) 1745-1765 Herzog von
 Lothringen, röm.-deutscher Kaiser 10,
 190
 Friedländer, Abraham 138
 Friedländer, David 201
 Friedrich I., 1701-1713 König von Preußen
 (d.i. Friedrich III., Kurfürst von Bran-
 denburg seit 1688) 48, 50, 51, 52, 53, 73,
 74, 184, 180, 198, 205, 220, 239
 Friedrich II. der Große, 1740-1786 König
 von Preußen 35, 92, 129, 130, 137, 138,
 145, 151, 153, 180f.
 Friedrich IV., 1659-1677 Markgraf von Ba-
 den-Durlach 145
 Friedrich August I. (der Starke), 1670-1633
 Kurfürst von Sachsen 13, 55, 59, 70, 72-
 78, 94, 128, 149, 193f., 212
 Friedrich Karl, Bischof von Würzburg 117
 Friedrich Wilhelm von Brandenburg (der
 Große Kurfürst) 1640-1688 13, 31, 39,
 45, 46, 48, 50, 52, 57, 58, 61, 92f., 117,
 124ff., 149, 151, 167f., 171, 177, 192,
 198, 200
 Friedrich Wilhelm I., 1713-1740 König von
 Preußen (der Soldatenkönig) 13, 50, 51,
 54, 109, 126f., 130, 135, 170
 Fürst, Jeremias 194
 Fürstenberg, Anton Egon Freiherr von 145,
 172, 234
 Fugger [schwäbische Handelsdynastie] 10,
 11, 79, 233
- Galen, Christoph Bernhard, Freiherr von
 [Bischof von Münster] 13, 31, 168, 235
 Gans, David 186
 Gans, Phöbus 93
 Geldern, Juspa von 4, 142, 218
 Geldern, Lazarus von 30, 43, 235
 Geldern [Familie] 202, 218
 Georg I. Ludwig, 1698-1727 Kurfürst von
 Hannover 60, 73, 77, 237
 Gerd, Levi 194
 Glaser, Major 243
 Glückel von Hameln 47ff., 195, 212, 220,
 235

- Goldschmidt, Benedikt 194, 171
 Goldschmidt, Isaak Löb (zur Wanne) 30
 Goldschmidt [Firma] 43
 Gontard und Grimmeisen [Bankiers] 43
 Gotha, Herzog von 74, 221
 Gotzkowsky, Johann Ernst 159, 223
 Grayzel, Solomon 4
 Grimmelshausen, Johann Jacob Christof
 232
 Grote [Minister] 64f.
 Gryphius, Andreas 228, 233
 Günther, Johann Jacob 58
 Gullmann [Bankier] 58
 Gumpel, Mordechai 195
 Gumperts, Benedikt 189
 Gumperts, Bendit 204
 Gumperts, Elias 31, 44, 46, 63, 93, 124,
 150, 171, 181, 195, 202, 206, 212, 220,
 223, 238
 Gumperts, Israel Aron 48, 49
 Gumperts, Jacob 44
 Gumperts, Levi 44
 Gumperts, Herz Moses 152
 Gumperts, Moses Levin 135, 212, 167, 150,
 223
 Gumperts, Ruben Elias 31, 45, 48, 93, 121,
 204, 238f.
 Gumperts, Salomon 204
 Gumperts [Familie] 28, 40, 43f., 45, 69, 134,
 136, 152f., 170, 174, 177, 198, 202
 Gustav II. Adolf, 1611-1632 König von
 Schweden, 96

 Haas [Familie] 129
 Habsburg [Fürstengeschlecht] 17, 18, 20,
 26, 58, 74, 86, 105, 144
 Hagen, Abraham 13, 144
 Hahn, Juspa 69
 Halberstadt, Elia 190
 Hameln, Chajim 47
 Hameln, Joseph 195
 Hameln, Samuel 47
 Hameln [Familie] 220
 Hanau, Salomon 206
 Hannover, Jacob 215
 Harpprecht, Georg Friedrich 245
 Harrach, Ferdinand Bonaventura Graf von
 [böhm. Diplomat] 27
 Hayum, Elias 206
 Heidekampff [Zolldirektor] 125

 Heidersdorff, Georg Eberhard von 67
 Heine, Heinrich 4, 31, 142
 Heinecke [Minister] 238
 Heinrich (der Löwe) 1142-1180 Herzog
 von Braunschweig 63
 Heller, Jomtow Lippmann 186
 Herder, Johann Gottfried 227
 Heydert [Hofgärtner] 215
 Heymann, Moses 139
 Heyne, Isaak 127
 Hinrichsen, Michel (Tabakspinner) 13, 52,
 144, 181, 195, 204, 218, 234
 Hinrichsen, Ruben 52, 234
 Hirsch, Otto 4, 256
 Hirschel, Abraham 194
 Hirschel, Lazarus 12, 25, 28, 30, 86, 141,
 144, 149, 200
 Hirschel, Marx 128
 Hirschel, Meyer 215
 Hirschel [Familie] 200, 202
 Hoffmann [Vikar] 245ff.
 Hoffmanswaldau, Hoffmann von 223
 Holländer, Baruch 149
 Hoym, Ludwig Gebhard von 128, 139

 Isaac, Moyses 28
 Isaak, Moses 138, 152f., 157
 Isaak, Bär Löw (zur Kanne) 173, 234
 Israel ben Abraham 208
 Israel, Aron 126
 Israel, Jost 126
 Israel, Salomon 127, 171f., 198
 Isserles, Moses 52
 Itzig, Daniel 4, 138f., 152, 153, 155, 157,
 167, 206, 215
 Itzig [Familie/Firma] 134, 159, 202, 206

 Jablonsky, Joseph Alexander [polnischer
 Adliger] 73, 182
 Jacob ben Ascher 205
 Jacob, Isaak 194
 Jacob, Moses 206, 236
 Jacobson, Israel 201
 Jacobson, Jacob 4
 Jacobson, Moses (de Jonge) 52, 124f.
 Jehuda, Mose [d.i. Löb von Trebitsch] 218
 Jeremias, Bendix 126, 172, 198, 199
 Joachim II., Kurfürst von Brandenburg 45
 Joel von Halberstadt 70
 Joel, Mirjam 70

- Johann Wilhelm, 1690-1716 Kurfürst von der Pfalz-Neuburg, 30, 43, 142, 183
- Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig-Lüneburg (Hannover) 13, 58, 60, 61-63, 65
- Johann Moritz von Nassau, Statthalter von Kleve 177, 220
- Jordaens, Jakob 216
- Josel von Rosheim 19, 258, 259
- Joseph I., röm.-deutscher Kaiser 1705-1711 83, 85
- Joseph II., 1765-1790 röm.-deutscher Kaiser 90
- Joseph, Israel 30
- Joseph, Jacob 91, 167, 204, 235
- Josephowitz von Königsberg 167
- Jost, Liebmann 169
- Jud Süß [s. Oppenheimer, Joseph Süß]
- Kaddisch, Salomon Kajjem 169
- Kahn, Manasse 145
- Kann, Bär 189
- Kann, Isaak 92, 173, 175, 207, 234
- Kann, Moses Löb 189
- Kann [Familie] 52, 236, 220
- Kant, Immanuel 227
- Kara Mustapha, 1676-1683 türkischer Großwesir 22
- Karl, Fürst von Lothringen 79
- Karl V., 1519-1556 röm.-deutscher Kaiser 10, 17, 199
- Karl VI., 1711-1740 röm.-deutscher Kaiser 83, 85, 111, 115, 141, 144
- Karl II., 1660-1685 König von England 58
- Karl X., 1654-1660 König von Schweden 97ff.
- Karl XII., 1697-1718 König von Schweden 76f.
- Karl Albrecht, 1726-1745 Kurfürst von Bayern 89, 90
- Karl Alexander, 1733-1737 Herzog von Württemberg 31, 43f., 58, 71, 104-120, 140, 144, 230, 241, 245
- Karl Ludwig, Markgraf von Baden-Durlach 192
- Karl Ludwig, 1617-1680 Kurfürst von der Pfalz 13, 20, 39, 192
- Karl Philipp, 1661-1742 Kurfürst von der Pfalz 42, 85
- Kaufmann, David 185
- Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton Fürst von 90
- Kinsky, Wilhelm Graf 190
- Kleve, Löb 202, 206
- Königsmark, Aurora Gräfin von 78
- Kollonitsch, Leopold Graf, Kardinal seit 1686 25ff., 80, 184, 238f.
- Kolsky, Pauline 4
- Kosmann, Joseph 69
- Kosmann, Moses 195
- Kraut [Bankier] 58
- Kuh, Moses Daniel 131, 139, 200
- Landau, Eisik 190
- Landauer, Isaak 196
- Landsberger, Franz 4
- Lassalle, Ferdinand 104
- Lauter, Berta 4
- Law, John 142
- Lazarus, Hirschel 200
- Lazarus, Philipp 200
- Lazarus, Zacharias 200
- Le Couvreur, Adrienne 78
- Leffmann, Gumpert 206
- Leffmann, Isaak 206
- Lehmann, Berend 12, 30, 52, 59, 66-78, 94, 104, 128, 190, 193ff., 198, 202, 205, 207f., 212, 215, 229, 236ff.
- Lehmann, Elias Berend 238
- Lehmann, Herz 4, 30, 76, 86, 141, 206
- Lehmann, Juda 69f.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm 39, 61f., 64
- Leopold I., 1658-1705 röm.-deutscher Kaiser 17ff., 20, 22, 24-29, 58, 63, 65, 66, 80, 83, 87, 89f., 100f., 149, 183f., 196f., 200, 223, 224
- Leopold, 1693-1747 Fürst von Anhalt-Dessau (der Alte Dessauer) 54, 55, 236f.
- Lessing, Gotthold Ephraim 160
- Lesczynsky, Stanislaw 77
- Leti, Gregori 60
- Levi, Abraham 194, 197, 210
- Levi, Ansel 31, 32, 129, 167, 172f.
- Levi, Berend [d.i. Bär Warendorf] 12, 93, 168, 170f., 177
- Levi, Cosman 30
- Levi, Ephraim Abraham 194
- Levi, Gerd 149, 194
- Levi, Nini 168
- Levi, Pinthus 137, 181

- Lewy, Immanuel 253
 Liebmann, Abraham 126, 169, 198
 Liebmann, Esther 47ff., 127, 150, 169, 170, 198
 Liebmann, Jost 47ff., 52ff., 63, 69, 92, 124, 126, 166, 169, 171, 198, 221, 229f.
 Liebmann [Familie] 134, 202, 206, 229
 Liepmann, Elieser (Aschkenase) 47
 Lippold [Münzmeister] 45
 Löb, Jehuda Arje 207
 Löb, Seligmann 31, 32, 149
 Löser, Moses 127
 Löw, Rabbi von Prag 186
 Löwenhaupt, Gräfin [Gattin des Gustav Karl Baron von Löwenhaupt] 74
 Lohenstein, Daniel Kasper 223
 Ludwig XIV., 1661-1715 König von Frankreich 16ff., 23, 26, 29, 58, 61ff., 74f., 107, 117
 Ludwig, 1677-1707 Markgraf von Baden 24ff., 29, 74, 79, 239
 Lubomirski, Graf 73
 Luther, Martin 11, 103
- Mändl[e], Abraham 31, 181, 196
 Mändle, Joseph 196
 Männlein, Simon 236
 Magnus, Marcus 166, 170, 172
 Manasse ben Israel 67, 97
 Manasse von Hotzenplotz 199
 Manasse, Herz Löw 233
 Manitiuss [Regierungsrat] 140
 Marann, Abraham 145
 Marann, Nathan 145
 Marcus, Jacob Rader 4
 Marcuse [Familie, Berlin] 134, 167
 Maria Theresia, 1740-1780 röm.-deutsche Kaiserin 84, 185, 188ff.
 Marx, Assur 127, 128, 171, 172, 198, 208
 Marx, Moses 4
 Max[imilian] Emmanuel II., Kurfürst von Bayern 1632-1651 29, 87, 88, 196
 Maximilian III. Joseph, Kurfürst von Bayern 1745-1777 90
 May, Michael 43, 206
 Mayer, Emanuel 43
 Mayer, Salomon 212
 Mayer, Samuel 172
 Medina, Salomo 35, 59
 Mehler, Juda 69
- Meinders [Bankier] 58
 Melach, Chajim 229
 Mello [Familie] 94
 Mendelssohn, Moses 3f., 138, 151, 160f., 208, 238
 Mendes [Haus] 58
 Mesquita [Handelshaus] 63
 Meyer, Herschel 76
 Meyer, Jonas 12, 76, 128, 193, 220
 Meyer, Joseph Jonas 193
 Meyer, Rubens 193
 Michael, Simon (d.i. Simon Preßburg) 30, 86, 141, 149, 182, 206
 Minden, Baruch (d.i. Berend Wulff) 52, 53
 Mintz, Hillel 206
 Model, Abraham Elias 92
 Model, Marx 91, 172, 177f.
 Model, Zacharias 92
 Model [Familie] 28, 52, 129, 239, 178, 182
 Mögling, Michael Andreas 243
 Mohrenfeld, Mohr von 30, 32
 Montecuccoli, Raimund Graf von [österr. Feldmarschall] 100, 185
 Moritz, 1541-1553 Herzog von Sachsen 19, 78
 Moscherosch, Johann Michael 19, 36, 232
 Moser, Johann Jacob 245
 Moyses, Coßmann 69
 Moyses, Herz 199
 Moyses, Nathan 69
 Müller, Senior 216, 220
- Nathan, Isaak 52, 91, 220, 234
 Neumann, Johann Balthasar [Baumeister, 1687-1753] 215
 Neumark, Hirsch 91
 Nicolai, Friedrich 160, 215
 Norawitzky [Kommandant der Reichsarmee] 32
 Notter und Stüber [Bankunternehmern] 43
- Oberländer, Joseph 52, 145
 Oppenheim, David 60, 195, 216
 Oppenheim, Gnendel (geb. Behrens) 60
 Oppenheim, Joseph 195, 202
 Oppenheimer, Bär Herz 43
 Oppenheimer, Daniel 91f.
 Oppenheimer, Elias 234
 Oppenheimer, Emanuel 28, 29, 30, 80, 85f., 88, 206, 210f., 233f., 239

- Oppenheimer, Herz (zum weißen Schwan) 28
- Oppenheimer, Isaak Nathan 30, 86, 182, 210, 234
- Oppenheimer, Joseph Süß, genannt „Jud Süß“ 12, 31, 33, 42ff., 46, 55, 59, 66-69, 71f., 104-120, 140, 142ff., 149, 156, 181, 196, 204, 216, 221, 223, 224ff., 229f., 240-248, 250ff., 256, 259
- Oppenheimer, Judith 216, 233
- Oppenheimer, Lazarus Wolf 43
- Oppenheimer, Löw 28
- Oppenheimer, Michal 67
- Oppenheimer, Moses 28
- Oppenheimer, Moses Samuel 28
- Oppenheimer, Nathan 83
- Oppenheimer, Samuel 4, 12, 18, 20-30, 33ff., 39, 42f., 46, 48, 52, 59, 63, 69, 74, 78-84, 86, 93, 104, 129, 145, 180, 182f., 196f., 223, 229, 233, 238f.
- Oppenheimer, Samuel Emanuel 216
- Oppenheimer, Simon Wolf 195, 202
- Oppenheimer, Süßkind 67
- Oppenheimer, Wolf 28
- Oppenheimer, Wolf 28, 29, 43, 86, 233
- Oppenheimer [Familie] 4, 30, 42, 202, 233
- Pereira, Moses Lopez [s. d'Aguilar, Diego]
- Perlheffter, Marcus 199
- Peter der Große, 1682-1725 russischer Zar 73, 76
- Pfau [Geheimrat] 245
- Piasten [poln. und schles. Herrscher-geschlecht] 73
- Pinto [Handelshaus] 58
- Polignac, Melchior Graf de [Kardinal] 74f.
- Pressnitz, Löbele 229
- Prinz Eugen [s. Eugen von Savoyen]
- Rachel, Hugo 160
- Radziwill [polnisches Magnatengeschlecht] 73
- Raphael von Wallerstein 167
- Raschi Schlomo ben Isaak 208
- Raumer [Bankier] 58, 87
- Reichert, Victor E. 253
- Reinganum, Lemle Moses 52, 86, 142f., 206, 212
- Reinganum [Familie] 202
- Reischach [General] 120
- Rembrandt Harmensz van Rijn, genannt Rembrandt 230
- Remchingen [General] 112, 118f., 244
- Retzow [Minister] 152, 156
- Reutlinger, Moses 145
- Reutlinger, Wolf 145
- Richelieu, Armand-Jean du Plessis, Herzog von 9
- Rieger, Pastor 245
- Rost, David 91
- Rubens, Peter Paul 216
- Rudolf, Karl 242, 245f.
- Ruffin [Bankier] 87
- Sachsen-Merseburg, Herzogin von 127
- Salomon, Israel 171
- Samocz, Israel 206
- Samson, Herz 91, 201
- Samson, Salomon 91, 204, 181
- Samuel [Rabbiner von Krakau] 207
- Sancta Clara, Abraham a 223
- Sapieha [polnischer General] 73, 75
- Sasportas, Jacob 206
- Savary, Jacques 123
- Schiller, Friedrich 227, 254
- Schimmelmann, Heinrich Carl 32
- Schlabrendorff, Ernst Wilhelm Graf von 139, 156
- Schlesinger, Marx 30f., 86, 149, 234
- Schlesinger [Familie] 30
- Schloß, Mordechai [Rabbiner] 247
- Schreiber, Aron 218
- Schreyvogel [Bankier] 58, 80
- Schulhoff [Familie] 47
- Schuppius, Balthasar 95
- Schwabacher, Nathan Isaak 235
- Schwabacher, Nathan Moses 91, 143
- Sebastian, 1557-1578 König von Portugal 94
- Seckel, Joel Elias 194
- Seckel, Moses (von Bayreuth) 149, 195f., 221
- Secklein von Würzburg 30, 91
- Seligmann, Aron Elias 196
- Seligmann, Isaak 196, 234
- Seligmann, Nathan 234
- Seyboldsdorff [Oberstleutnant] 32
- Simmel, Georg 230
- Simon, Baruch 4
- Simon, Meier Michel 218

- Sinzheim, Hirschel Löb 197
 Sinzheim, Löw 28, 30, 52, 86
 Sinzheim, Raphael 206
 Sinzheimer [Familie] 12
 Sobieski, Johann Jacob 73f., 75, 76
 Sophie von der Pfalz, Kurfürstin von Hannover 39, 64
 Speier, Isaak 221
 Spinoza, Baruch 39
 Spitz, Abraham 30
 Spitzer [Familie] 30
 Stahl, Friedrich Julius 196
 Starhemberg, Gundacker von 28
 Stern, Isaak (zur goldenen Kanne) 30
 Stern, Samuel (zur goldenen Kanne) 30
 Stuart [engl. Fürstengeschlecht] 58, 64, 145
 Suasso [Handelshaus] 58
 Süssel 172
 Süßmilch, Johann Peter 131
 Sylva [Handelshaus] 58
- Täubler, Eugen 4
 Tauentzien, Friedrich Borislav von [preussischer General] 156, 160
 Teixeira, Diego 63, 94-103, 220
 Teixeira, Manuel 95, 101, 185, 189, 206, 229
 Teniers, David d.J. [niederl. Maler, 1610-1690] 216
 Thomasis, Christian 225
 Thurn und Taxis, Prinzessin von 105
 Togni [Bankier] 43
 Tychsen, Claus Gerhard 195, 212, 234
- Uhlfelder, Abraham 196
 Ulff, David 136
 Ulff, Levi 136
 Ulff, Moses (zur Armbrust) 136
 Ullmann, Jakob 43
 Ullmann, Samuel [genannt: Ulmo] 28
 Ulm, Abraham 30, 86
 Ulrike Eleonore, Königin von Schweden 1718-1720 220
- Valckenborch, Lucas, Maarten und Frederik [niederländ. Malerfamilie 1530-1623] 216
 van de Velde [niederländ. Malerfamilie des 16. und 17. Jh.] 216
 Veit, Isaak 52
 Veit, Levin 150, 235
- Vogel [Armeelieferant] 25
 Vogelsang, Liebmann zum 92, 234
 Vogelsang, Moses zum 92
 Voltaire, eigentl. François Marie Arouet 152, 194
- Wagenseil, Johann Christoph 183
 Wallerstein, Kraft Ernst Fürst von 167
 Wallich, Daniel Jechiel 52, 182, 202, 206, 218
 Warendorf, Bär [s. Levi, Berend]
 Wasa [schwedisches Fürstengeschlecht] 96
 Weil, Samuel 145, 172, 234
 Weiler [Bankier] 58
 Weiman, Ralph 4
 Weißenfels, Herzog von 190
 Welfen [deutsches Fürstengeschlecht] 61, 63f., 66, 74
 Wertheimer, Löw 206, 234
 Wertheimer, Moses Jacob 60
 Wertheimer, Samson 4, 12, 32, 52, 59f., 63, 69, 78, 80-86, 89, 93, 104f., 121, 143, 174, 181ff., 195, 197, 202, 206f., 210, 223, 229, 238
 Wertheimer, Samuel 190
 Wertheimer, Samuel Wolf 234
 Wertheimer, Wolf 52, 88-90, 92, 188ff., 196, 221, 234
 Wertheimer [Familie] 30, 63, 202
 Wilhelm III. von Oranien 1650-1702 9, 35, 59
 Wittelsbach [deutsches Fürstengeschlecht] 13, 86
 Wolff, Arend Benjamin 229f., 169
 Wolff, Berend 52, 127, 171, 198
 Wolff, Christian Freiherr von 56
 Wolf, Samuel 206
 Wolff, Simon 52
 Würben, Gräfin 196
 Wulff, Isaak Benjamin 47, 137
 Wulff, Benjamin Elias 53, 137, 152
 Wulff, Berend [s. Minden, Baruch]
 Wulff, Elias 198, 218
 Wulff, Moses Benjamin 4, 32, 52ff., 59, 121, 127, 134, 137, 149, 194, 205ff., 221, 229, 236
 Wulff [Familie] 202
- Zacharias, Joseph Löw 92
 Zacharias, Lazarus 200

Zacharias [Familie] 200
Zimmermann, Ritter von 157

Zinzendorff, Graf von 85

Ortsverzeichnis

- Albanien 23
Altona 207, 237
Altranstädt 77
Amberg 149
Amerika (USA) 13, 30, 87, 131
Amsterdam 28, 40f., 43, 46, 47, 58, 62, 63,
80, 129, 141, 153, 189
Anhalt (Anhalt-Dessau) 48, 54, 55, 121,
127, 149, 221, 236
Ansbach (Markgrafschaft) 4, 28, 52, 129,
172, 177f., 182, 195, 220, 224, 230, 234,
239f.
Antwerpen 94
Athen 96
Augsburg 28, 41, 43, 58, 87, 188, 191
- Baden (Baden-Durlach) 52, 93, 121, 145,
172, 192
Baiersdorf 91, 181, 204, 235
Baltikum 9, 73, 76
Bamberg 23, 28, 30, 91, 176ff., 183, 190
Basel 191
Bayern (mit Kurfürstentümern) 13, 22,
30ff., 64, 79, 81, 88ff., 93, 112, 121, 144,
188, 196
Bayreuth 91, 92, 149, 167, 173, 176, 181,
192, 195, 204, 235
Belgien 80, 84
Belgrad 23, 43
Berlin 4, 40, 43, 45, 47, 50, 52ff., 63, 77, 93,
124, 126f., 134, 137, 139f., 150ff., 165f.,
169, 172, 173f., 177, 179, 181f., 188,
192, 194, 198f., 206, 212, 220f., 223, 229
Blankenburg 190, 212
Bochum 59
Böhmen 12, 17, 23, 40, 64, 67, 73, 81, 124,
129, 134, 176, 179, 185, 188ff.
Bonn 93
Bordeaux 138
Borna 77
Brandenburg (Kurmark) 31, 39, 45, 46f., 54,
57, 61, 64, 74, 79, 92f., 169, 197, 212
- Braunschweig 23, 69, 79, 81, 129, 134, 188,
190, 192, 194, 202, 204, 206
Breisach 191
Breslau 4, 19, 85, 129, 131, 133, 139, 149,
151, 192, 199f., 204, 212, 223
Bruchsal 172
Brieg 149
Bückerburg 127
Buttenwiesen 30
- Cadolzburg (Festung) 172, 178
Charlottenburg 136, 137
Chemnitz 137
Coesfeld 31
- Dänemark 9, 18, 76, 95, 97, 134, 188
Danzig 47, 125, 126, 223
Darmstadt 4, 43, 105, 149
Dessau 4, 54, 55, 134, 137, 149, 151, 198,
206ff., 218, 221, 236
Deutschland (Hil. Röm. Reich Dt. Nation)
1, 8, 9, 10, 12, 17, 18, 19, 22, 23, 30, 31,
36, 40, 42f., 47, 52, 53, 59, 63, 64, 72,
73, 76, 78, 79, 80, 83, 84, 88f., 97, 101,
116, 117, 124, 127f., 164, 183, 191, 200,
205, 233
Deutz 69
Donaueschingen 234
Dresden 55, 65, 77, 128, 190, 192, 193, 221,
238
Düren 235
Düsseldorf 4, 142, 235
Dyhernfurth 207
- Eisenach (Sachsen-Eisenach) 48, 134
Eisenstadt 181
Emmerich 44, 93, 204
England 2, 8, 9, 27, 28, 31, 58, 59, 61, 101,
124, 128, 134, 145, 153, 188
Essen 69, 70

- Europa 2, 5, 9, 10, 12, 17ff., 23, 26, 29, 31,
 41, 42, 61, 63, 72, 73, 79, 80, 87, 96, 99,
 106, 131, 137, 184, 185, 186, 209, 210
 Franken 30, 134, 182, 183, 188
 Frankfurt am Main 4, 9, 20, 28, 30, 40,
 41ff., 42, 43, 44, 47, 72, 79, 83, 85, 92
 Frankfurt an der Oder 4
 Frankreich 3, 8, 9, 10, 12, 17, 18ff., 22, 28,
 31, 34, 37, 40, 60ff., 65, 66, 72, 73, 75,
 76, 78, 83, 85, 89, 97, 101, 107, 109,
 113, 128, 131, 135f., 142, 145, 201, 215
 Freiburg 191
 Freudenthal 196
 Friaul 86
 Friesland 69
 Fürstenberg (Fürstentum) 234
 Fürth 9, 124, 174, 177, 178, 190, 191, 192,
 207

 Glogau 45
 Glückstadt 58, 144, 195
 Gnesen 77
 Gochsheim 196
 Göttingen 47
 Gommern 77
 Gotha 55, 58, 121, 134, 149, 236
 Grieshaber 191
 Grodno 124, 126

 Halberstadt 4, 47, 50, 52, 66ff., 70, 77, 94,
 126, 127, 128, 133, 136, 168, 169, 170,
 174, 190, 192, 193, 194, 204, 205, 206,
 212, 215
 Halle an der Saale 52, 126ff., 134, 169,
 171f., 192, 198, 204, 208, 237
 Hamburg 23, 41, 46f, 52, 58, 63, 77, 80,
 94-102, 124, 127ff., 131, 137, 144, 149, 151,
 153, 182, 185, 192ff., 200, 206, 216, 218,
 220, 223, 237
 Hanau 206f.
 Hannover 28, 29, 57, 59, 60-66, 77-79, 124,
 128, 188, 190, 192, 194f., 202, 204, 206,
 218, 237
 Harz (Region) 60, 128, 212
 Heidelberg 4, 18, 28, 39, 42, 43, 104, 183
 Heiligenaa 125
 Herrlingen 218
 Hessen (Kurhessen) 13, 105, 149, 194, 242
 Hildesheim 189
 Hohenasperg (Festung) 240f., 242f.
 Hohenneuffen (Festung) 120, 240ff.
 Hofgeismar 218
 Holland [s. Niederlande]
 Holleschau 195, 202
 Holstein 9, 48, 159
 Horn 210

 Ingolstadt 237
 Istanbul [s. Konstantinopel]
 Italien 10, 12, 26ff., 37, 40, 42, 54, 61, 79,
 83f., 121, 128, 135, 136, 141, 188, 216,
 251

 Jerusalem 186, 208
 Jessnitz 207, 208

 Kärnten 23
 Karlowitz 26, 80
 Karlsruhe 4, 192, 212
 Kassel 173, 192, 194, 204
 Katalonien 30
 Kleve (Kleve-Mark) 28, 31, 40, 43, 44f., 63,
 93, 135, 150, 152, 168, 170, 171, 174,
 177, 181, 195, 198, 204, 206, 212, 220,
 221, 238, 239
 Koblenz 4, 65
 Köln (Kurköln) 4, 29, 31, 43, 64, 79, 93,
 104, 121, 189, 191, 225
 Königsberg 4, 126, 138, 151, 167, 198, 199
 Koethen 134, 138, 208
 Komorn 30
 Konstantinopel 138, 172
 Kowno 124, 126
 Krakau 23, 52, 76, 81, 207
 Krems 182
 Kriegshaber 31
 Kujawien 76
 Kurland 77, 78

 Landsberg an der Warthe 45
 Leipzig 12, 19, 26, 40, 41, 47, 80, 126, 127,
 128, 129, 134, 138, 148, 153, 192, 194
 Leyden 40
 Libau 125
 Linz 23
 Lippe-Detmold 210
 Lissabon 144
 Litauen 19, 52, 53, 76, 77, 124, 125, 131,
 199, 205
 Livland 76, 125

- London 186, 189, 190
 Ludwigsburg 120, 140, 145, 192, 196
 Lübeck 125, 223
 Madrid 79
 Mähren 12, 17, 189, 195, 199f., 218
 Magdeburg 4, 134, 150, 158, 169, 171, 192, 197f., 212
 Mainz (Kurmainz) 28, 29, 64, 80f., 83f., 91f., 129, 173, 176
 Mannheim 39, 42f., 58, 83, 105, 142f., 149, 176, 192, 202, 206, 210, 212, 216, 220, 242
 Mansfeld 78
 Marktbreit 210
 Mecklenburg 13, 46, 52, 57, 95, 124, 126, 144, 181, 182, 185, 195, 202, 212, 218, 234
 Meißen 72, 127, 140
 Memel 52, 124ff.
 Merseburg 134, 198
 Metz 65
 Minden 47, 52, 127, 168ff.
 Mitau 77
 Moskau 134
 München 31, 79, 87ff., 196
 Münster 4, 93, 127, 171, 235
 Narwa 76
 Naumburg 134
 Neckarsulm 145
 Neumark (Provinz) 50
 Niederlande 7ff., 12, 18, 22f., 28, 31, 34, 38ff., 54, 58f., 64, 80, 84, 87, 94, 101, 105, 124f., 127ff., 131, 136f., 139, 153, 188f.
 Niederösterreich 18, 184
 Niedersachsen 70, 78
 Nimwegen 189
 Nikolsburg 60, 210, 216
 Nördlingen 191
 Norddeutschland 60, 93, 101
 Norditalien 26
 Nürnberg 4, 41, 80, 128, 141, 177, 191
 Oberbreit 210
 Oberdeutschland 9f., 12, 41, 121, 128
 Oberpfalz 31, 90f., 129, 149, 167, 172, 181f.
 Ofen (d.i. Buda) 23, 30
 Österreich 4, 12, 17f., 22f., 26, 28f., 31, 39, 43, 46, 53, 61, 72f., 76, 78, 83ff., 89f., 93, 96f., 100f., 105, 107, 113, 121, 124, 141, 144, 145, 155, 169, 185, 188ff., 206, 236, 239
 Oettingen (Fürstentum) 91, 167, 191
 Offenburg 191
 Oldenburg 9
 Osnabrück 127
 Ostfriesland 167
 Ostpreußen 13, 31, 45f., 124f., 199, 212
 Ostseeländer 28
 Paderborn 168, 170
 Paris 62, 65, 78, 94
 Passau 22
 Pfalz (Kurpfalz) 4, 23, 26-31, 42f., 64ff., 79, 81, 83ff., 92f., 104, 121, 127, 142f., 176, 206, 242
 Pfersee 30
 Pforzheim 192
 Philippsburg (Festung) 23, 30, 79
 Pillau 124
 Plessenburg (Festung) 235
 Pösing 141
 Polen 9, 12, 19, 31, 39, 53f., 59, 66f., 69, 72, 73, 74ff., 81, 85, 95, 99, 111, 125, 127ff., 131, 133f., 139, 144, 148, 153, 155, 158, 184, 190, 199, 200, 201, 204, 205, 227
 Poltawa 77
 Pommern 46f., 50, 99, 101, 126
 Portugal 34, 39f., 52, 62f., 94f., 102, 144, 190, 192, 204
 Posen 77
 Potsdam 138f., 212
 Prag 19, 47, 133, 149, 182, 185f., 188ff., 192, 199, 202, 207, 210
 Preßburg 30, 141f., 144, 182, 206, 218
 Preußen 31f., 48, 52, 67, 73, 77, 92f., 101, 107, 109f., 112, 121, 126f., 128, 131, 133f., 136, 138, 140, 142, 145, 149, 151, 153, 155ff., 166ff., 170, 179ff., 188, 198f., 207, 223, 236, 238f.
 Raab (Festung) 30
 Rastatt 192
 Rathenow 137, 181
 Ravensberg 47, 136, 169f.

- Rheinland 18, 23f., 27, 30, 31, 53, 64, 69,
81, 83, 93, 105, 124, 127, 191, 210, 212,
220
Riga 76
Rom 61, 79, 99ff., 185, 189
Rostock 195
Rothenburg 182
Rußland 19, 69, 73, 76, 89, 131, 134, 153,
199
Ryswick 26, 80
- Sachsen (Kursachsen) 12, 29ff., 41, 46ff.,
52, 57ff., 64, 69, 71, 72, 78, 80, 83, 84,
93, 121, 127f., 134, 137, 149, 153, 155,
157, 158, 188, 189, 193, 198, 204, 220f.,
236, 238
Sachsen-Meiningen 149
Schaumburg-Lippe 127
Schlesien 17, 40, 129, 131, 133, 139, 144,
149, 188, 204
Schnaittach 31f., 129, 167, 173
Schwabach 143
Schwaben 79, 105, 109, 114, 116, 188, 196
Schweden 9, 19, 52, 72f., 77, 97-101, 131,
198, 204
Schweiz 28, 40, 123, 127ff., 135f.
Schwerin 182, 192, 195, 204, 212
Serbien 23, 43, 105f.
Siebenbürgen 23, 30, 79
Spandau (Festung) 51, 239
Spanien 7, 11, 18, 26, 29f., 34, 36f., 40, 58,
83, 85, 87, 94ff., 102f., 105, 131, 139,
145, 184f., 216, 236
Speyer 172, 192
Steppach 191
Stettin 4, 152
Straßburg 63, 129
Stuttgart 43f., 66, 72, 105f., 118ff., 142, 149,
192, 196, 216, 221, 242, 246
Süddeutschland 105, 107, 117, 164
Sulzbach 167, 182, 204, 207, 235
Sulzburg 192
- Tatarei 134
Teplitz 193
Thüringen 134
Tirol 27, 30
Trier (Kurtrier) 29, 64, 80, 84, 121, 191
Tübingen 4, 243, 245
Türkei (Osmanisches Reich) 17f., 22, 26f.,
30, 34, 37, 52, 66, 72f., 83, 89, 105, 131,
145, 172, 176
Turin 189
Tyrnau 182
- Ukraine 12, 184, 205
Ulm 190
Ungarn 11, 17f., 23, 27f., 30, 84
Uppsala 96
Utrecht 85, 87
- Venedig 80, 173
Versailles 9, 17
Vorpommern 9
- Wallerstein 92
Warschau 74f., 77
Weißenfels 134
Weimar 134, 254
Wesel 136, 204, 238f.
Wien 4, 9, 13, 18, 20, 22ff., 26f., 30, 34, 40,
41ff., 46, 52, 55, 59, 63f., 73, 78f., 81,
83, 88f., 95f., 105, 128, 141f., 144,
149ff., 169, 174, 176, 183ff., 189f., 192,
196f., 199f., 202, 210, 215, 221, 233f.,
236, 238f.
Wilna 52, 126
Wolfenbüttel 4, 190
Worms 9, 81, 83, 174, 182, 192, 210
Württemberg 12, 44, 57f., 69, 71f., 104-114,
116ff., 140, 142, 144, 145, 149, 176, 181,
196, 226, 230, 242f., 245
Würzburg 4, 25, 26, 30, 91, 92, 105, 117ff.,
176, 178, 234, 240, 244
- Zenta 239
Zerbst 138

